

blanvalet

ROBIN COOK

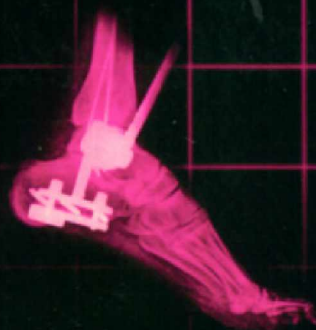


DER EXPERTE

ROMAN

Todbringende Rache treibt den mittel-
losen New Yorker Taxifahrer Yuri Davydov an.
Vor Jahren aus Russland geflohen, hat sich
für ihn der amerikanische Traum nicht erfüllt.
Bewaffnet mit seinem Hass und seinen
Kenntnissen als Biochemiker, entwickelt er die
Spielart eines Virus, das in Sekunden
zum Tod führt ...

»Das Furchterregendste an
Robin Cooks Thrillern: Alles scheint
plausibel!« *Los Angeles Times*



Deutsch von Bärbel Arnold



© ISBN 978-3-442-37142-6 WG 2120 € 8,95 [D]



9 783442 371426 00001

www.blanvalet.de

Buch

New York City: Yuri Davydov ist Taxifahrer. Als er vor Jahren aus Rußland hierher floh, träumte er den amerikanischen Traum. Doch inzwischen ist er zutiefst enttäuscht und nur noch von einem einzigen Gedanken besessen: Er will todbringende Rache an Amerika. Als ehemaliger Mitarbeiter des russischen Entwicklungs- und Forschungsbüros für biochemische Waffen weiß Yuri auch sehr genau, wie er die grausame Vergeltung ausüben kann: Er kultiviert einen Virus, der Milzbrand auslöst und sich derart schnell in der Luft ausbreitet, daß tausende Menschen in Sekundenschnelle sterben. Um die Wirksamkeit des Virus zu überprüfen, testet er den Erreger an seiner Frau. Als die Pathologen Dr. Jack Stapleton und Laurie Montgomery deren Leiche untersuchen, ahnen sie nicht, welche Gefahr von der Toten ausgeht. Und Yuri beginnt bereits, seinen furchtbaren Plan in die Tat umzusetzen ...

Autor

Robin Cook arbeitete jahrelang in der medizinischen Forschung und als HNO-Arzt. Inzwischen widmet er sich ganz dem Schreiben seiner Bestseller, von denen mehrere für das Fernsehen verfilmt wurden. Robin Cook sagt von sich, daß er die Leser mit seinen Medizinthrillern einerseits unterhalten will, andererseits möchte er auf die Gefahren aufmerksam machen, die die medizinische Forschung, aber auch die Praxis täglich mit sich bringen. Er lebt heute als freier Schriftsteller mit seiner Frau in Florida.

Robin Cook

Der Experte

Roman

Aus dem Englischen
von Bärbel Arnold

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Vector«
bei G. P. Putnam's Sons, New York.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2008 bei Blanvalet, ei-
nem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1999 by Robin Cook
All rights reserved including the rights of reproduction in
whole or in part in any form

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlags-
gruppe Random House GmbH

Der Roman erschien mit dem Titel »Anthrax« bereits in
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH und den ange-
schlossenen Buchgemeinschaften.

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagbild: © HildenDesign unter Verwendung eines
Motivs von Patrick Hermans/Shutterstock

Redaktion: Barbara Gernet

lf • Herstellung: rf

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37142-6

www.blanvalet.de

Für Jean
In Liebe und Dankbarkeit

NE ROY DRUGOMU YAMU, SAM V NEYO POPADESH

(Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein)

Russisches Sprichwort

PROLOG

Freitag, 15. Oktober

Jason Papparis war seit fast dreißig Jahren im Teppichgeschäft. Angefangen hatte er Ende der sechziger Jahre in der Plaka, dem berühmten Altstadtviertel von Athen, wo er seinerzeit vor allem Ziegenfelle, Schaffelle und Fellvorleger an amerikanische Touristen verkaufte. Er hatte seine Sache recht gut gemacht und durchaus auch seinen Spaß gehabt. Insbesondere gefielen ihm damals die jungen weiblichen Touristen im College-Alter, deren er sich immer wieder wohlwollend angenommen hatte, um sie in das aufregende Nachtleben seiner geliebten Stadt einzuführen.

Bis ihn eines Tages das Schicksal ereilte. An einem schwülen Sommerabend war Helen Herman aus Queens, New York, in seinen Laden geschlendert und strich verträumt über ein paar von seinen eher hochwertigeren Teppichen. Mit Leib und Seele Romantikerin, ließ Helen sich von der unwiderstehlichen Kombination aus Jasons seelenvollem Blick und seiner leidenschaftlichen Zuvorkommenheit verzaubern. Die romantische Mystik Griechenlands tat ein übriges, und Jason eroberte ihr Herz im Sturm.

Jasons Glut war nicht minder stark entfacht. Nach Helens Abreise in die Vereinigten Staaten fühlte er sich untröstlich einsam. Einem stürmischen Briefwechsel folgte sein erster Besuch. Sein Trip nach New York entfachte das Feuer der Begierde nur noch heftiger. Schließlich wanderte er aus, heiratete Helen und verlagerte sein Geschäft nach Manhattan. Seine Firma florierte. Die ausgedehnten Kontakte, die er über die Jahre mit Teppichherstellern in Griechenland und der Türkei aufgebaut hatte, kamen ihm jetzt zugute und bescherten ihm eine Art Monopolstellung. Anstatt in New York wieder einen einfachen Laden zu eröffnen, hatte er sich klugerweise für den Großhandel entschieden. Sein Unternehmen war schlank. Er beschäftigte keine Angestellten. Im Grunde bestand seine Firma nur aus einem Büro in Manhattan und einem Warenlager in Queens. Den Versand und die Bestandskontrolle hatte er ausgelagert, gelegentlich engagierte er für die Büroarbeit ein paar Zeitarbeitskräfte.

Das Geschäft wurde per Telefon und Fax abgewickelt. Dementsprechend war die Tür zu Jasons Büro immer abgeschlossen.

An diesem bestimmten Freitag wurde seine Post wie gewohnt durch den Briefschlitz geworfen; da aber ein dicker Katalog dabei war, landete der Stapel mit einem lauteren Plumps auf dem Holzfußboden als sonst. Jason, der an sei-

nem Schreibtisch saß, blickte von seiner Buchführung hoch und legte die bei ihm stets glimmende Zigarette auf den Rand des überquellenden Aschenbechers. Dann erhob er sich und holte die Post. Er rechnete fest mit dem Eingang einer beträchtlichen Anzahl von Schecks, die seine wachsenden Außenstände verringern würden. Er setzte sich wieder, sah die Briefe durch und sortierte sie. Werbesendungen warf er direkt in den Papierkorb. Beim vorletzten Umschlag zögerte er. Es war ein dickes Kuvert, in der Form nicht rechteckig, sondern quadratisch. In der Mitte fühlte er eine kleine ungleichmäßige Ausbuchtung. Ein Blick auf das Porto verriet ihm, daß es sich um eine Briefsendung und nicht um eine Massendrucksache handelte. Auf der linken Ecke des Umschlags prangte ein Warnhinweis: *Nicht maschinell frankieren!* Die Erklärung lautete: *Vorsicht, zerbrechlich!*

Jason taxierte den Umschlag. Er war aus eher dickem, hochwertigem Papier, das normalerweise nicht für Werbebriefe verwendet wurde, doch der Absender lautete: ACME Reinigungsdienst: Überlassen Sie die Arbeit uns! Wir machen Ihren Dreck weg. Die Firma hatte ihren Sitz am unteren Ende des Broadways.

Als Jason den Brief noch einmal wendete, fiel ihm auf, daß er an ihn persönlich adressiert war und nicht an die Corinthian Rug Company. Unter der Anschrift standen die Worte *persönlich und vertraulich*.

Mit Daumen und Zeigefinger versuchte er zu ergründen, worum es sich bei der Ausbuchtung wohl handeln mochte, doch er hatte nicht den leisesten Schimmer. Schließlich erlag er seiner Neugier und griff zum Brieföffner. Er schlitzte die obere Lasche des Umschlags auf, lugte hinein und entdeckte eine zusammengeklappte Karte, die aus dem gleichen dicken, hochwertigen Papier war wie der Umschlag.

»Was, zum Teufel, mag das nur sein?« murmelte Jason laut vor sich hin. Dies war kein normaler Werbebrief. Er zog die Karte heraus und fragte sich, ob es tatsächlich irgendeinem Werbefritzen gelungen war, einen Reinigungsdienst zur Versendung eines derart teuren Gags zu überreden. Die Karte wurde von einer Schlaufe zusammengehalten, mitten auf der Vorderseite prangte das Wort *Überraschung!*

Jason löste die Schlaufe, und plötzlich sprang die Karte in seinen Händen auf. Im gleichen Augenblick katalpultierte ein kleiner Schraubenfedermechanismus einen Hauch Staub sowie eine Handvoll winzige Glitzersternchen in die Luft.

Die plötzliche, unerwartete Bewegung ließ Jason zunächst erschrocken hochfahren, und er mußte aufgrund des Staubs ein paarmal niesen. Dann aber konnte er sich ein Grinsen nicht verkneifen. In der aufgeklappten Karte stand der Spruch: »*Rufen Sie uns an, wir beseitigen den Schmutz!*«

Verblüfft schüttelte Jason den Kopf. Wer auch immer sich diese Werbekampagne für den ACME Reinigungsdienst ausgedacht hatte – vor dieser Idee konnte man nur den Hut ziehen. Sie war ohne jeden Zweifel einmalig und originell und mit Sicherheit erfolgreich. Jason wünschte, er könnte die Reinigungsleute von ACME engagieren; doch er brauchte niemanden zum Säubern, da sein Vermieter einen Reinigungsdienst bereitstellte.

Er warf die Karte samt Umschlag weg und beugte sich über den Papierkorb, um sich die winzigen Glitzersternchen von seinem Hemd zu klopfen. Dabei kribbelte es ihm erneut in der Nase, und er mußte ein paar weitere Male so heftig niesen, daß ihm Tränen in die Augen traten.

Wie an jedem Freitag machte er früh Feierabend. Er genoß das schöne Herbstwetter und ging zur Grand Central Station, damit er um viertel nach fünf den Pendlerzug erwischte. Eine Dreiviertelstunde später, als er sich gerade seiner Haltestelle näherte, spürte er ein erstes Stechen in der Brust. Als spontane Reaktion schluckte er einmal kräftig, doch das zeigte keine Wirkung. Er räusperte sich, aber auch das brachte nichts. Schließlich klopfte er sich auf die schmerzende Stelle und holte ein paarmal tief Luft.

Die Frau, die im Zug neben ihm saß, ließ ihre Zeitung sinken. »Ist alles okay mit Ihnen?«

»Ja«, erwiderte Jason peinlich berührt. »Kein Problem.« Er fragte sich, ob er an diesem Tag wohl mehr geraucht hatte als sonst.

Am Abend versuchte er das komische Kitzeln in seiner Brust zu ignorieren, doch es ließ einfach nicht nach. Als er sein Essen lustlos auf dem Teller hin- und herschob, merkte auch Helen, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte. Sie saßen in ihrem Stammlokal, einem griechischen Restaurant, in dem sie freitags immer zu Abend aßen. Seitdem ihre einzige Tochter aufs College ging und nicht mehr zu Hause wohnte, aßen sie mindestens einmal die Woche auswärts, meistens bei dem Griechen.

»Ich habe ein komisches Gefühl in der Brust«, gab Jason schließlich zu, als Helen ihn fragte.

»Hoffentlich kriegst du nicht schon wieder die Grippe.«

Obwohl Jason im großen und ganzen gesund war, neigte er wegen seines starken Zigarettenkonsums zu Infektionen der Atemwege, insbesondere zu Grippe. Vor drei Jahren hatte er zudem eine schwere Lungenentzündung durchgemacht.

»Das kann eigentlich nicht sein«, stellte Jason fest. »Es ist doch noch gar keine Grippezeit, oder?«

»Das fragst du mich?« entgegnete Helen. »Keine Ahnung. Aber hat es dich im letzten Jahr nicht auch um diese Zeit erwischt?«

»Das war im November«, korrigierte Jason.

Wieder zu Hause, bestand Helen darauf, Jasons Temperatur zu messen. Er hatte siebenunddreißig Komma fünf, also nur erhöhte Temperatur. Sie überlegten, ob sie ihren Hausarzt Dr. Goldstein anrufen sollten, entschieden sich jedoch dagegen, weil sie ihn nur ungern am Wochenende belästigten.

»Warum muß so etwas ausgerechnet immer am Freitagabend passieren?« beklagte Helen sich.

Jason schlief schlecht. Mitten in der Nacht bekam er Hitzewallungen und schwitzte so heftig, daß es ihn unter die Dusche trieb. Beim Abtrocknen fröstelte er.

»Eins steht fest«, stellte Helen klar, nachdem sie ihren Mann in mehrere Decken gehüllt hatte. »Morgen früh rufen wir sofort bei Dr. Goldstein an.«

»Was soll er schon tun?« entgegnete Jason. »Ich habe die Grippe. Er wird mir raten, zu Hause zu bleiben. Aspirin zu schlucken, viel Flüssigkeit zu mir zu nehmen und mich auszuruhen.«

»Vielleicht verschreibt er dir Antibiotika«, meinte Helen aus Erfahrung.

»Ich habe noch welche vom letzten Jahr«, entgegnete Jason. »Sie liegen im Arzneischränk. Hol sie mir bitte! Ich brauche keinen Arzt.«

Der Samstag war kein guter Tag. Am späten Nachmittag gab Jason zu, daß es ihm trotz Aspirin, Antibiotika

und jeder Menge Flüssigkeit definitiv schlechter ging. Das unangenehme Gefühl in seiner Brust hatte sich zu einem stechenden Schmerz verschlimmert. Seine Temperatur war auf neununddreißig Komma fünf gestiegen, und er hatte angefangen zu husten. Am meisten jedoch klagte er über rasende Kopfschmerzen und allgemeine Zerschlagenheit.

Mehrere Versuche, Dr. Goldstein zu erreichen, scheiterten. Der Arzt war für das Wochenende nach Connecticut gefahren. Der Telefondienst riet Helen, ihren Mann in die örtliche Notaufnahme zu bringen.

Nach einer langen Wartezeit wurde Jason schließlich untersucht. Der Stationsarzt der Notaufnahme nahm den Fall angesichts des Zustands seines Patienten sehr ernst, vor allem, nachdem er die Röntgenaufnahme von dessen Brust gesehen hatte. Zu Helens Erleichterung riet er, Jason unbedingt dazulassen, und übergab den Fall an Dr. Heitman, der sich vertretungsweise um die stationären Patienten von Dr. Goldstein kümmerte. Nachdem der Arzt der Notaufnahme Influenza und eine sekundäre Lungenentzündung diagnostiziert hatte, verordnete er Jason Antibiotika, die ihm über eine intravenöse Tropfinfusion verabreicht wurden.

Jason hatte sich noch nie im Leben so elend gefühlt wie kurz vor Mitternacht auf dem Weg zu seinem Kran-

kenzimmer. Er klagte bitterlich über Kopfschmerzen und über die Schmerzen in seiner Brust, die, vor allem wenn er husten mußte, kaum zu ertragen waren. Als Dr. Heitman endlich eintraf und ihn untersuchte, bat Jason den Arzt, ihm ein schmerzlinderndes Mittel zu geben. Er erhielt Percodan.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis das Schmerzmittel wirkte. Dr. Heitman war schon wieder weg. Jason lag auf seinem Bett; er war erschöpft, konnte aber nicht einschlafen. Irgendwie spürte er, daß in seinem Körper ein Todeskampf wütete. Er ließ den Kopf auf die Seite rollen, betrachtete im Halbdunkel Helen und nahm ihre Hand. Sie wachte schweigend bei ihm. Eine Träne bahnte sich ihren Weg über Jasons Wange. Vor seinem geistigen Auge war Helen noch einmal die junge Frau, die vor all den Jahren in seinen Laden in der Plaka gekommen war.

Dann entschwand das Bild von Helen, und eine angenehme Benommenheit machte sich in seinem Körper breit. Um fünf nach halb eins schlief Jason Papparis zum letzten Mal ein. Zum Glück merkte er nichts davon, als Dr. Kevin Fowler ihn später überstürzt auf die Intensivstation brachte und erfolglos um sein Leben kämpfte.

1. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 4.30 Uhr

Die Motoren des Commuter-Flugzeugs dröhnten ungleichmäßig. Für ein paar Sekunden heulten sie laut auf, während das Flugzeug unerbittlich auf den Boden zuraste – dann waren sie plötzlich schlagartig schaurig still, als ob der Pilot sie aus Versehen abgestellt hätte.

Jack Stapleton betrachtete das Ganze in panischer Angst; er wußte, daß seine Familie an Bord war und er nichts tun konnte. Das Flugzeug würde abstürzen! Hilflos schrie er NEIN! NEIN! NEIN!

Sein Schreien riß ihn zum Glück aus den Klauen dieses immer wiederkehrenden Alptraums. Er saß senkrecht im Bett und atmete so schwer, als ob er gerade eine Runde Basketball auf dem großen Platz gespielt hätte. Von seiner Nasenspitze tropfte der Schweiß. Er ließ seinen Blick durch das Schlafzimmer schweifen und wußte im ersten Moment gar nicht, wo er war. Schließlich wurde ihm bewußt, daß das gleichmäßig unterbrochene Schreien nicht von einem Commuter-Flugzeug verursacht wurde. Sein Telefon klingelte. Das penetrante Gebimmel durchdrang unerbittlich die Nacht.

Er warf einen Blick auf die Anzeige seines Radio-
weckers. Die digitalen Ziffern leuchteten in dem dunklen
Raum. Es war halb fünf Uhr morgens! Normalerweise
rief ihn um diese Zeit niemals irgend jemand an. Wäh-
rend er nach dem Hörer griff, erinnerte er sich nur zu gut
an die Nacht vor acht Jahren, als man ihn mit einem An-
ruf aus dem Schlaf geschreckt hatte, um ihm mitzuteilen,
daß seine Frau und seine beiden Kinder tot waren.

Er riß den Hörer von der Gabel und meldete sich mit
krächzender und zugleich panischer Stimme.

»O je, ich glaube, ich habe dich geweckt«, sagte eine
Frauenstimme. In der Leitung rauschte es vernehmbar.

»Wie kommst du denn darauf?« entgegnete Jack, der
inzwischen wach genug war, um sarkastisch zu klingen.
»Mit wem spreche ich eigentlich?«

»Hier ist Laurie. Tut mir leid, daß ich dich aus dem
Schlaf gerissen habe. Aber es ließ sich wirklich nicht
vermeiden«, brachte sie kichernd hervor.

Jack schloß kurz die Augen und sah noch einmal auf
die Uhr, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht ge-
täuscht hatte. Doch es war in der Tat halb fünf Uhr mor-
gens!

»Paß auf«, fuhr Laurie fort. »Ich muß mich kurz fas-
sen. Ich möchte heute abend mir dir essen gehen.«

»Soll das ein Witz sein?« fragte Jack.

»Das ist kein Witz«, entgegnete Laurie. »Es ist wichtig. Ich muß mit dir reden, und zwar am liebsten beim Abendessen. Ich lade dich ein. Sag, daß du kommst!«

»Wahrscheinlich«, murmelte Jack. Er wollte sich ungern festlegen.

»Ich fasse deine Antwort als *Ja* auf«, stellte Laurie klar. »Wo wir hingehen, sage ich dir später. Ich sehe dich ja nachher im Büro. Okay?«

»Von mir aus«, entgegnete Jack. Er war doch noch nicht so wach, wie er gedacht hatte. Sein Hirn arbeitete im Schneckentempo.

»Super«, sagte Laurie. »Dann bis nachher.«

Erstaunt registrierte Jack, daß Laurie das Gespräch beendet hatte. Er legte auf und starrte in die Dunkelheit. Er lernte Laurie Montgomery vor mehr als vier Jahren kennen, als sie Kollegen wurden. Sie waren beide Gerichtsmediziner und beim Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York angestellt. Darüber hinaus wurde sie aber auch seine Freundin – tatsächlich war sie sogar mehr als eine Freundin für ihn –, trotzdem hatte sie ihn in all den Jahren noch nie so früh angerufen. Unvorstellbar! Er wußte, daß sie kein Morgenmensch war. Laurie liebte es, bis spät in die Nacht Romane zu lesen, was zur Folge hatte, daß das morgendliche Aufstehen eine Tortur für sie bedeutete.

Mit der festen Absicht, noch eineinhalb Stunden zu schlafen, ließ Jack sich zurück in die Kissen sinken. Im Gegensatz zu Laurie war er sehr wohl ein Morgenmensch, aber halb fünf erschien sogar ihm ein bißchen zu früh.

Leider mußte er sich ziemlich schnell eingestehen, daß an Schlaf nicht mehr zu denken war. Der Anruf und der Alptraum ließen ihn einfach nicht mehr zur Ruhe kommen. Nachdem er sich eine halbe Stunde hin- und hergeworfen hatte, gab er schließlich auf, schlug die Decke zurück und schlurfte in seinen Schaffellschlappen ins Bad.

Er knipste das Licht an und musterte sich im Spiegel, wobei er sich mit der linken Hand über sein unrasiertes Kinn strich. Geistesabwesend registrierte er den lädierten linken Schneidezahn und die Narbe hoch oben auf seiner Stirn – beides Andenken an seine auf eigene Faust angestellten Ermittlungen, die er im Zusammenhang mit einer Reihe von plötzlich aufgetretenen Infektionskrankheiten angestellt hatte. Unerwarteterweise hatte die Geschichte ihren Niederschlag darin gefunden, daß er, was Infektionskrankheiten betraf, faktisch die Autorität des Gerichtsmedizinischen Instituts geworden war.

Sein Spiegelbild veranlaßte ihn zu grinsen. Vor ein paar Tagen war ihm in den Sinn gekommen, daß er sich wohl nie und nimmer wiedererkannt hätte, wenn er vor

acht Jahren imstande gewesen wäre, sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt in Augenschein zu nehmen. Damals war er ein ziemlich beleibter, konservativ gekleideter Augenarzt im Mittleren Westen gewesen. Heute war er schlank und rank, mit allen Wassern gewaschen, und arbeitete als Gerichtsmediziner in der City von New York; er hatte kurzgeschnittenes, mit grauen Strähnen durchsetztes Haar, einen angeschlagenen Zahn und ein vernarbtes Gesicht. Seine bevorzugte Kleidung bestand inzwischen aus Bomberjacken, verwaschenen Jeans und Karibikhemden.

Er schob die Gedanken an seine Familie beiseite und grübelte über Lauries überraschendes Verhalten. Es paßte ganz und gar nicht zu ihr. Sie war immer rücksichtsvoll und achtete auf korrektes Auftreten. Niemals würde sie ohne triftigen Grund zu so einer Zeit anrufen. Er fragte sich, was für ein Grund das wohl sein mochte.

Während er sich weiter den Kopf zerbrach, warum Laurie ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf schreckte, bloß um ihn zum Abendessen einzuladen, rasierte er sich und duschte. Sie gingen des öfteren abends zusammen essen, aber normalerweise entschieden sie sich spontan. Warum, in aller Welt, mußte sie dieses Date zu nachtschlafender Zeit vereinbaren?

Nach dem Abtrocknen beschloß er, Laurie zurückzurufen. Es war doch absurd, daß er sich das Hirn darüber

zermarterte, was wohl in ihrem Kopf vorging. Wenn sie ihn schon aus dem Schlaf riß, konnte sie ihm wenigstens den Grund dafür nennen. Doch als er ihre Nummer wählte, sprang nur ihr Anrufbeantworter an. Da er sie nur lediglich kurz unter der Dusche vermutete, hinterließ er ihr die Nachricht, ihn bitte sofort zurückzurufen.

Als er sein Frühstück beendet hatte, war es nach sechs. Laurie hatte sich immer noch nicht gemeldet; also versuchte er sein Glück noch einmal. Zu seinem Verdruß meldete sich nach wie vor der Anrufbeantworter. Er legte auf, ohne sich ihren Spruch bis zu Ende anzuhören.

Draußen war es inzwischen hell geworden, und er trug sich mit dem Gedanken, früh zur Arbeit zu fahren. Plötzlich kam ihm in den Sinn, daß Laurie vielleicht vom Büro aus angerufen hatte. Zwar hatte sie seines Wissens keinen Bereitschaftsdienst; aber möglicherweise war ein Fall hereingekommen, der sie besonders interessierte.

Er rief im Gerichtsmedizinischen Institut an. Marjorie Zankowski, die Telefonistin der Nachtschicht, meldete sich und teilte ihm mit, sie sei zu neunzig Prozent sicher, daß Dr. Montgomery sich nicht im Institut aufhalte. Der einzige anwesende Gerichtsmediziner sei der diensthabende Pathologe.

Frustriert und fast ein bißchen wütend gab er schließlich auf und schwor sich, keine weitere geistige Energie

auf Laurie und ihren merkwürdigen Anruf zu verschwenden. Statt dessen ging er ins Wohnzimmer und machte es sich mit einer seiner vielen ungelesenen gerichtsmedizinischen Fachzeitschriften auf dem Sofa gemütlich.

Um viertel vor sieben stand er auf, warf die Zeitschrift beiseite und schnappte sich sein an der Wohnzimmerwand lehrendes Cannondile-Mountainbike. Das Fahrrad auf der Schulter, begann er die vier Treppen des Mietshauses, in dem er wohnte, hinabzusteigen. Der frühe Morgen war die einzige Zeit, in der aus Wohnung 2B kein lauter Streit zu hören war. Im Erdgeschoß mußte er einer Ladung Abfall ausweichen, den während der Nacht jemand die Treppe hinuntergekippt hatte.

Er trat auf die West 106th Street hinaus, sog die würzige Oktoberluft ein und fühlte sich zum ersten Mal an diesem Morgen frisch und munter. Beschwingt bestieg er sein violetttes Fahrrad und radelte in Richtung Central Park, zu seiner Linken vorbei an dem menschenleeren Basketball-Court seines Viertels.

Sein erstes Mountainbike hatte man ihm vor einigen Jahren genau an jenem Tag gestohlen, an dem man ihn so brutal zusammengeschlagen hatte, daß ein Stück von seinem Schneidezahn abgebrochen war. Zunächst hatte er damals auf die Warnungen seiner Kollegen, insbesondere

von Laurie, gehört, die ständig die Gefahren des Fahrradfahrens in der Stadt beschworen, und dem Wunsch widerstanden, sich ein neues zu kaufen. Doch nachdem er dann in der U-Bahn überfallen und ausgeraubt worden war, hatte er sich doch ein neues Bike zugelegt.

Anfangs war er mit seinem Neuerwerb äußerst vorsichtig gefahren, doch das hatte sich im Laufe der Zeit geändert. Inzwischen war er wieder zu seiner alten Raselei zurückgekehrt. Auf dem Weg zum Institut und zurück nach Hause trug er seinem selbstzerstörerischen Charakter Rechnung, indem er sich zweimal täglich in eine haarsträubende Amokfahrt stürzte. Jack hegte die Überzeugung, daß er nichts mehr zu verlieren hatte. Sein leichtsinniger Fahrstil, der im Grunde nichts anderes war als eine notorische Herausforderung des Schicksals, war seine Art auszudrücken, daß wenn seine Familie schon hatte sterben müssen, er eigentlich bei ihr hätte sein sollen und daß er vielleicht eher früher als später wieder mit ihr vereint sein würde.

Als er das an der Ecke First Avenue/30th Street gelegene Gerichtsmedizinische Institut erreichte, hatte er zwei zeitraubende Diskussionen mit Taxifahrern und einen kleineren Streit mit dem Fahrer eines städtischen Busses hinter sich. Unverzagt und keine Spur außer Atem stellte er sein Fahrrad im Untergeschoß neben den

Hart-Island-Särge ab und machte sich auf den Weg nach oben in den sogenannten ID-Raum, der unter anderem dazu diente, daß Angehörige dort ihre Toten identifizierten. Die meisten Menschen wären nach einer derart strapaziösen Fahrt mit den Nerven am Ende gewesen, nicht aber Jack. Im Gegenteil: Die ständigen Konfrontationen mit anderen Verkehrsteilnehmern und die körperliche Anstrengung beruhigten ihn und bereiteten ihn auf den alltäglichen bürokratischen Hürdenlauf vor.

Im Vorbeigehen schnipste er gegen einen Zipfel von Vinnie Amendolas Zeitung. Vinnie war Sektionsgehilfe und saß an seinem Lieblingsplatz, dem Schreibtisch direkt neben der Tür. Jack begrüßte ihn mit einem ›Hallo‹, doch Vinnie ignorierte ihn. Wie an jedem Morgen lernte er die Sportergebnisse des Vortages auswendig.

Vinnie arbeitete schon länger im Gerichtsmedizinischen Institut als Jack. Er leistete gute Arbeit, doch ein paar Jahre zuvor wäre er um ein Haar gefeuert worden; durch die Weitergabe interner Informationen hatte er das Institut in eine äußerst peinliche Lage und Jack und Laurie in Gefahr gebracht. Daß man Vinnie dann doch nicht entlassen, sondern nur getadelt und ihm eine Bewährungsfrist zugebilligt hatte, war auf die mildernden Umstände zurückzuführen gewesen, die ihm zugestanden worden waren. Die Ermittlungen hatten ergeben, daß er

von fragwürdigen Unterweltypen erpreßt worden war. Sein Vater hatte in lockerer Verbindung zur Mafia gestanden.

Jack begrüßte Dr. George Fontworth, einen korpulenten Kollegen, der ebenfalls Gerichtsmediziner war und im Vergleich zu ihm sieben Dienstjahre mehr auf dem Buckel hatte. Im Zuge des Rotationsprinzips trat George gerade seinen einwöchigen Dienst als Verantwortlicher für die Prüfung der über Nacht eingelieferten Todesfälle an; er hatte zu entscheiden, welcher Fall von wem obduziert werden sollte. Aus diesem Grund war er schon so früh im Institut. Normalerweise kam er immer als letzter.

»Was für eine nette Begrüßung«, murmelte Jack vor sich hin, als George ihn ebenso ignorierte wie Vinnie. Er füllte seinen Becher mit Kaffee, den Vinnie bereits gekocht hatte. Vinnie kam jeden Morgen etwas früher als die anderen Sektionsgehilfen, damit er dem diensthabenden Gerichtsmediziner gegebenenfalls assistieren konnte. Zu seinen Aufgaben gehörte aber auch, die Gemeinschaftskaffeemaschine in Gang zu setzen und den Muntermacher aufzubrühen.

Den Becher Kaffee in der Hand, ging Jack hinüber zu George und warf einen Blick über dessen Schulter.

»Würde es dir etwas ausmachen, mich in Ruhe arbeiten zu lassen?« fuhr George ihn pikiert an und verdeckte

die vor ihm liegenden Papiere. Es machte ihn rasend, wenn ihm jemand über die Schulter sah und seine Arbeit inspizierte.

Die beiden waren nie gut miteinander zurechtgekommen. Jack verachtete Mittelmäßigkeit und weigerte sich prinzipiell, sich zu verstellen. George mochte vielleicht hervorragende Referenzen aufzuweisen haben – er war, was den Bereich der gerichtsmedizinischen Pathologie anging, von einer wahren Koryphäe ausgebildet worden –, aber für Jacks Geschmack legte er sich bei der Arbeit nur halbherzig ins Zeug. Er hatte keinerlei Respekt vor dem Mann.

Jack grinste. Die Reaktion seines Kollegen belustigte ihn. Er empfand ein perverses Vergnügen daran, George auf die Palme zu bringen. »Ist was Interessantes dabei?« fragte er und ging um George herum zur Vorderseite des Schreibtischs; dort begann er, mit dem Zeigefinger die aufgestapelten Akten durchzublättern und versuchte, jeweils die mutmaßliche Diagnose zu entziffern.

»Die Akten sind sortiert!« fuhr George ihn an. Er schob Jacks Hand beiseite und begradigte die ordentlich aufgeschichteten Stapel, die er immer akkurat nach Todesursache und Art und Weise des Exitus sortierte.

»Was hast du denn heute für mich?« fragte Jack. Was er an seiner Arbeit als Gerichtsmediziner am meisten

mochte, war, daß er nie im voraus wußte, was der neue Tag ihm bescheren würde. Jeden Tag kam er mit etwas Neuem in Berührung. Als Augenarzt war ihm das nicht so ergangen. Damals hatte er drei Monate im voraus gewußt, wie jeder einzelne Tag aussehen würde.

»Ich habe einen Infektionstoten«, gab George widerwillig Auskunft. »Allerdings glaube ich nicht, daß der Fall besonders interessant ist. Wenn du willst, kannst du ihn haben.«

»Warum ist er denn bei uns gelandet?« fragte Jack. »Gibt es keine Diagnose?«

»Nur eine Vermutung«, erwiderte der Kollege. »Es besteht Verdacht auf Influenza mit sekundärer Lungenentzündung. Aber der Patient ist gestorben, bevor irgendein Ergebnis der Gewebekultur-Untersuchungen zurückgekommen war. Komplizierend kommt dazu, daß bei der Gram-Färbung nichts zu sehen war. Und dann war auch noch der Hausarzt des Mannes übers Wochenende verreist.«

Jack nahm die Akte. Der Name des Toten lautete Jason Papparis. Er zog den Informationsbogen heraus, den Janice Jaeger ausgefüllt hatte, die gerichtsmedizinische Ermittlerin der Nachtschicht, auch Pathologie-Assistentin, kurz PA, genannt. Er überflog den Bogen und nickte anerkennend. Janice hatte wieder einmal

gründliche Arbeit geleistet. Seitdem Jack ihr einmal nahegelegt hatte, bei Infektionsfällen grundsätzlich nach Reisegewohnheiten und eventuellen Kontakten mit Tieren zu fragen, hatte sie dies nicht ein einziges Mal versäumt.

»Muß ja eine ganz schön heftige Grippe gewesen sein!« staunte Jack. Ihm fiel auf, daß der Verstorbene keine vierundzwanzig Stunden im Krankenhaus verbracht hatte. Aber er registrierte auch, daß der Mann ein starker Raucher gewesen war und bereits früher unter Atemwegserkrankungen gelitten hatte. Das warf die Frage auf, ob der Krankheitserreger extrem stark oder der Patient ungewöhnlich anfällig gewesen war.

»Willst du ihn übernehmen oder nicht?« wollte George wissen. »Wir haben heute morgen jede Menge Fälle. Ich habe dir auch schon ein paar andere zugeteilt, unter anderem einen Strafgefangenen, der in der Haft gestorben ist.«

»Stöhn«, grummelte Jack. Er wußte, daß derartige Fälle in der Regel ein kompliziertes politisches und bürokratisches Nachspiel hatten. »Bist du sicher, daß unser unerschrockener stellvertretender Boß den Fall nicht lieber selbst übernehmen würde?«

»Er hat eben angerufen und angeordnet, daß ich dir die Sache übergeben soll«, teilte George ihm mit. »Irgendein

hohes Tier aus der Polizeihierarchie hat sich schon bei ihm gemeldet, und er war der Meinung, daß du am besten geeignet bist, die Sache glatt durchzuziehen.«

»Das soll ja wohl ein Witz sein«, entgegnete Jack, für den das alles keinen Sinn machte. Sowohl der stellvertretende Leiter als auch der Leiter des Instituts beklagten sich ständig über sein mangelndes diplomatisches Geschick und seine mangelnde Würdigung der politischen und gesellschaftlichen Aspekte der Gerichtsmedizin.

»Wenn du den Infektionstoten nicht willst, habe ich noch einen Überdosis-Fall, den du übernehmen kannst«, fuhr George fort.

»Ich nehme den Infektionsfall«, stellte Jack klar. Überdosisfälle mochte er ganz und gar nicht. Sie brachten nie etwas Neues, und das Institut wurde von Drogentoten förmlich überschwemmt. Sie stellten für ihn keinerlei intellektuelle Herausforderung dar.

»Okay«, sagte George und notierte Jack auf seiner Liste.

Jack brannte darauf, sich in seine Arbeit zu stürzen. Er ging zu Vinnie und klappte den Rand von dessen Zeitung um. Vinnies kohlrabenschwarze Augen sahen ihn mürrisch an. Er war wenig begeistert und wußte, was auf ihn zukam. Es war fast jeden Morgen die gleiche Prozedur.

»Erzähl mir nicht, daß du jetzt schon anfangen willst«, klagte er.

»Früher Vogel fängt den Wurm«, zitierte Jack. Dieser Spruch war seine Standardantwort auf Vinnies konstanten Mangel an frühmorgendlichem Enthusiasmus. Mit der Bemerkung konnte er seinen Sektionsgehilfen immer wieder aufs neue provozieren, auch wenn dieser natürlich längst im voraus wußte, was er zu hören bekam.

»Wenn ich doch bloß verstehen würde, warum du nicht einfach zu dem Zeitpunkt anfängst wie alle anderen«, murmelte Vinnie vor sich hin.

Auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussah, kamen Jack und Vinnie prima miteinander aus. Da Jack mit Vorliebe sehr früh zur Arbeit erschien, arbeiteten die beiden unweigerlich zusammen, und im Laufe der Jahre hatten sie sich gut aufeinander eingespielt. Jack zog Vinnie allen anderen Sektionsgehilfen vor, und Vinnie arbeitete am liebsten mit Jack. In Vinnies Worten »spielte Jack mit offenen Karten«.

»Hast du Dr. Montgomery schon gesehen?« fragte Jack seinen Assistenten auf dem Weg zum Fahrstuhl.

»Sie ist viel zu intelligent, als daß sie so früh hier aufkreuzen würde«, grunzte Vinnie, »und viel zu normal – im Gegensatz zu dir.«

Auf dem Weg durch die Telefonzelle registrierte Jack aus dem Augenwinkel, daß in dem winzigen Polizeibüro von Sergeant Murphy Licht brannte. Der Sergeant arbeitete für die Vermisstenstelle des New Yorker Police De-

partment. Man hatte ihn für die nächsten Jahre dem Gerichtsmedizinischen Institut zugeteilt. Eigentlich kam er selten vor neun Uhr.

Neugierig, ob der temperamentvolle Ire tatsächlich heute schon arbeitete, änderte Jack seine Richtung und warf einen Blick in das Büro. Nicht nur Murphy war anwesend, er hatte bereits Besuch. Ihm gegenüber saß Detective Lieutenant Lou Soldano von der Mordkommission, im Leichenschauhaus ein häufiger Gast. Jack kannte ihn ziemlich gut, vor allem weil er ein guter Freund von Laurie war. Neben ihm saß noch ein anderer Mann, der Zivilkleidung trug und den Jack nicht kannte.

»Hallo!« rief Lou, als er ihn entdeckte. »Komm mal kurz rein! Ich möchte dir jemanden vorstellen.«

Jack betrat den kleinen Raum. Lou stand auf. Wie immer machte der Detective den Eindruck, als ob er die ganze Nacht nicht im Bett gewesen wäre. Er war unrasiert – von den Ohren bis zum Kinn sah er aus wie mit Ruß beschmiert – und er hatte schwarze Ringe unter den Augen. Zudem war seine Kleidung zerknautscht, der obere Knopf seines einstmals weißen Hemdes stand offen, und die Krawatte hatte er gelockert.

»Dies ist Special Agent Gordon Tyrrell«, erklärte Lou und deutete auf den neben ihm Sitzenden. Der Mann stand auf und streckte Jack die Hand entgegen.

»Heißt das, Sie sind vom FBI?« fragte Jack, während er die Hand des Mannes schüttelte.

»Genau das«, bestätigte Tyrrell.

Jack hatte noch nie die Hand eines Mitarbeiters des Federal Bureau of Investigation geschüttelt, doch er hatte sich das Gefühl etwas anders vorgestellt. Tyrrells Hand war leicht, beinahe unmännlich, und sein Händedruck schlaff und zögernd. Der Mann besaß eine kleine schwächliche Figur und entsprach auf keinen Fall dem maskulinen Klischee eines FBI-Agenten, mit dem Jack groß geworden war. Tyrrells Kleidung wirkte konservativ, aber adrett. Alle drei Knöpfe seines Jacketts waren zugeknöpft. In vielerlei Hinsicht erschien er zumindest äußerlich als das genaue Gegenteil von Lou.

»Und was geht hier vor?« wollte Jack wissen. »Ich kann mich nicht erinnern, wann ich Sergeant Murphy das letzte Mal so früh im Institut gesehen habe.«

Murphy wollte protestieren, doch Lou unterbrach ihn.

»Gestern nacht ist ein Mord passiert, für den sich das FBI brennend interessiert«, erklärte Lou. »Wir hoffen, daß die Autopsie ein wenig Licht ins Dunkel bringt.«

»Um was für einen Fall handelt es sich denn?« hakte Jack nach. »Schuß- oder Stichverletzung?«

»Ein bißchen von allem«, informierte Lou ihn. »Der Leichnam wurde fürchterlich zugerichtet. So schlimm, daß es selbst dir den Magen umdrehen dürfte.«

»Ist die Leiche schon identifiziert?« erkundigte Jack sich.

Bei stark verunstalteten Leichen war die Identifizierung manchmal das Schwierigste an der ganzen Sache.

Lou sah Gordon mit hochgezogenen Augenbrauen an. Er wußte nicht, inwieweit der Fall vertraulich behandelt werden mußte.

»Ist schon okay«, gab Tyrrell seine Zustimmung.

»Ja«, fuhr Lou fort. »Sie ist bereits identifiziert. Der Name des Toten lautet Brad Cassidy. Ein zweiundzwanzigjähriger kaukasischer Skinhead.«

»Du meinst, einer von diesen rassistischen Spinnern mit eintätowierten Naziemblemen, schwarzer Lederjacke und schwarzen Springerstiefeln?« fragte Jack. Er sah dieses Pack ab und zu in den städtischen Parks herumhängen. Noch mehr von diesen Typen waren ihm allerdings in seiner alten Heimat im Mittleren Westen aufgefallen, als er seine Mutter besucht hatte.

»Du hast es erfaßt«, bestätigte Lou.

»Nicht alle Skinheads tragen Nazi-Embleme«, bemerkte Tyrrell.

»Das stimmt«, pflichtete Lou ihm bei. »Manche rasieren sich nicht einmal mehr den Kopf. Ihr Stil hat sich durchaus gewandelt.«

»Die Musik allerdings nicht«, wandte Tyrrell ein. »Die Musik ist an der ganzen Bewegung wahrscheinlich der beständigste Part und mit Sicherheit ein Bestandteil ihres Stils.«

»Darüber weiß ich absolut gar nichts«, gestand Lou. »Musik war noch nie mein Ding.«

»Bei den amerikanischen Skinheads spielt Musik eine wichtige Rolle«, erklärte Tyrrell. »Immerhin hat die Musik der Bewegung ihre Haß- und Gewaltideologie geliefert.«

»Im Ernst?« fragte Lou. »Spielt die Musik wirklich so eine große Rolle?«

»Ich übertreibe nicht«, beteuerte Tyrrell. »Hier in den Vereinigten Staaten begann die Skinhead-Bewegung, anders als in England, eher als eine Art Modeerscheinung, vergleichbar etwa mit den Punks, die mit ihrem Aussehen und Benehmen vor allem schockieren und Anstoß erregen wollen. Aber die Musik von Gruppen wie Skrewdriver oder Brutal Attack und noch ein paar anderen hat eine Veränderung bewirkt. Die Songtexte haben eine völlig verkorkste Überlebens- und Aufruhrphilosophie gefördert. Daher rühren all der Haß und die Gewalt.«

»Dann sind Sie also eine Art Skinhead-Experte?« fragte Jack beeindruckt.

»Nur notgedrungen«, erwiderte Tyrrell. »Mein eigentliches Interesse gilt den rechtsextremen terroristischen Gruppen. Aber ich mußte mein Operationsfeld erweitern. Leider hat sich die White Aryan Resistance, der ›Weiße Arische Widerstand‹, nämlich eine neue Taktik zugelegt: Sie rekrutieren Skinheads als eine Art Terrortruppe und zapfen damit die Quelle von Haß und Gewalt an, die ursprünglich von der Musik gespeist wurde. Inzwischen haben etliche neofaschistische Terrorgruppen nachgezogen. Sie lassen die Kids ihre Drecksarbeit erledigen und begeistern sie gleichzeitig für ihre Neonazi-Propaganda.«

»Schlagen diese Skinheads nicht normalerweise Angehörige von Minderheiten zusammen?« fragte Jack. »Was ist im Falle dieses Jungen passiert? Hat sich das Opfer gewehrt?«

»Skinheads prügeln sich untereinander mindestens genauso häufig, wie sie andere angreifen«, erwiderte Tyrrell. »In diesem Fall trifft ersteres zu.«

»Und warum interessieren Sie sich so für Brad Cassidy?« wollte Jack wissen. »Eigentlich sollte man doch denken, daß einer weniger von diesen Typen euch Polizeibeamten das Leben nur leichter macht.«

Vinnie lugte in den Raum und ließ Jack wissen, daß er sich wieder seiner *New York Post* widmen werde, wenn Jack sich weiter das Mundwerk verrenken wolle. Jack verscheuchte ihn mit einer Handbewegung.

»Wir hatten Brad Cassidy als potentiellen Informanten angeworben«, erklärte Tyrrell. »Gegen Straferlaß für ein paar von seinen Verbrechen hatte er sich bereit erklärt, mit uns zu kooperieren. Er war gerade dabei, eine Gruppierung mit dem Namen People's Aryan Army, kurz PAA, also ›Arische Volksarmee‹ auszukundschaften und zu unterwandern.«

»Den Namen hab' ich noch nie gehört«, stellte Jack fest.

»Ich auch nicht«, bekannte Lou.

»Die Gruppe führt eine Art Schattendasein«, führte Tyrrell aus. »Alles, was wir über sie wissen, verdanken wir einigen Mitteilungen, die sie übers Internet geschickt und die wir abgefangen haben. Übrigens ist das Internet das wichtigste Kommunikationsmedium dieser neofaschistischen Spinner. Über die PAA ist uns lediglich bekannt, daß sie sich im Raum New York organisiert und einige der örtlichen Skinheads rekrutiert hat. Viel beunruhigender ist aber, daß wir ein paar vage Hinweise auf einen bevorstehenden größeren Zwischenfall haben. Wir befürchten, daß die PAA irgendeinen Gewaltanschlag plant.«

»Daß sie zum Beispiel eine Bombe legen wie diese durchgeknallten Terroristen in dem Alfred-P.-Murrah-Gebäude in Oklahoma City«, erläuterte Lou. »Oder irgendeinen anderen massiven Terrorakt in die Tat umsetzen.«

»Ach du meine Güte!« entfuhr es Jack.

»Wir haben keine Ahnung, was die Gruppe plant, geschweige denn, wann oder wo«, fuhr Tyrrell fort. »Wir hoffen, daß sie sich nur aufspielt und ein bißchen großtut. Das tun diese Gruppierungen gern. Aber die wollen nichts riskieren. Da gezielte Unterwanderung und rechtzeitige Abwehr der einzige wirkliche Schutz vor dem Terrorismus ist, tun wir unser Bestes. Wir haben den im Falle eines Ausnahmezustands für New York zuständigen Führungsstab in Kenntnis gesetzt, doch leider können wir ihm nur sehr wenige Informationen liefern.«

»Unser einziger Hinweis ist im Augenblick ein toter Skinhead«, erklärte Lou. »Deshalb sind wir so gespannt auf die Obduktion. Wir hoffen auf irgendeine Spur, was auch immer es sein mag.«

»Soll ich sofort anfangen?« fragte Jack. »Eigentlich wollte ich mir als erstes ein Infektionsopfer vornehmen, aber das kann warten.«

»Ich habe Laurie schon gebeten, die Autopsie durchzuführen«, entgegnete Lou und wurde so rot, wie dies bei

seiner süditalienischen Dunkelhäutigkeit überhaupt möglich war. »Sie hat zugesagt.«

»Wann hast du mit Laurie gesprochen?« wollte Jack wissen.

»Heute morgen«, erwiderte Lou.

»Ist ja interessant«, stellte Jack fest. »Darf ich fragen, wo du sie erreicht hast? Zu Hause?«

»Sie hat mich angerufen«, entgegnete Lou. »Auf meinem Handy.«

»Um wieviel Uhr?« wollte Jack wissen.

Lou zögerte.

»Vielleicht heute morgen gegen halb fünf?« fragte Jack. Das Rätsel um Laurie wurde immer größer.

»In etwa«, bestätigte Lou.

Jack dirigierte den Detective am Ellbogen in Richtung Tür. »Entschuldigen Sie uns bitte«, wandte er sich an Tyrrell und Sergeant Murphy und geleitete Lou in die Telefonzentrale. Marjorie Zankowski nahm die beiden kurz in Augenschein, wandte sich aber sofort wieder ihrem Strickzeug zu. Alle Leitungen waren ruhig.

»Mich hat sie auch um halb fünf angerufen«, flüsterte Jack. »Sie hat mich geweckt. Nicht, daß ich mich darüber beschweren will. Eigentlich war es sogar gut, daß sie mich geweckt hat, ich hatte nämlich gerade einen furcht-

baren Alptraum. Aber ich weiß, daß es genau halb fünf war, weil ich auf die Uhr gesehen habe.«

»Mich hat sie etwa um viertel vor fünf angerufen«, berichtete Lou. »Wann genau, weiß ich nicht. Heute nacht war ziemlich viel los.«

»Was wollte sie denn von dir?« hakte Jack nach. »Zu so einer Uhrzeit ruft man ja wohl normalerweise niemanden an. Stimmst du mir zu?«

Lou fixierte Jack mit seinen dunklen Augen. Er wägte offensichtlich ab, ob es angemessen war zu offenbaren, was Laurie von ihm gewollt hatte.

»Ich sehe schon – meine Frage scheint nicht okay zu sein«, stellte Jack fest und hob zu seiner Verteidigung spaßeshalber die Hände. »Dann erzähle ich dir eben, warum sie mich mitten in der Nacht aus dem Bett geklingelt hat. Sie will heute abend mit mir essen gehen und hat gesagt, es sei ihr wichtig, mit mir zu reden. Macht das in Anbetracht dessen, was sie dir erzählt hat, irgendeinen Sinn?«

Lou spitzte die Lippen und atmete geräuschvoll aus. »Nein, denn bei mir war es das gleiche. Sie hat mich ebenfalls zum Essen eingeladen.«

»Du willst mich doch nicht auf den Arm nehmen, oder?« fragte Jack. Vernünftig klang das alles jedenfalls nicht.

Lou schüttelte den Kopf.

»Und?« wollte Jack wissen. »Wie bist du mit ihr verblieben?«

»Ich habe zugesagt«, erwiderte Lou.

»Hast du eine Ahnung, worüber sie mit dir reden will?« bohrte Jack weiter.

Lou zögerte. Auch diese Frage war ihm sichtlich unangenehm. »Ich habe eigentlich gehofft, daß sie mir erzählen will, wie sehr sie mich vermißt. Oder irgend etwas in der Richtung.«

Jack schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Die Antwort rührte ihn. Es sah aus, als sei Lou in Laurie verliebt. Allerdings verkomplizierte das die Lage, denn in vielerlei Hinsicht hegte er selber ebensolche Gefühle für seine Kollegin, obwohl er sich das nur ungern eingestand.

»Du mußt nichts dazu sagen«, stellte Lou klar. »Ich weiß, daß ich ein Trottel bin. Aber manchmal fühle ich mich eben ein bißchen einsam, und ich bin wirklich gern mit ihr zusammen. Außerdem mag sie meine Kinder.«

Jack nahm die Hand von der Stirn und legte sie Lou auf die Schulter. »Ich halte dich ganz und gar nicht für einen Trottel. Ich hatte nur gehofft, mit deiner Hilfe vielleicht aufklären zu können, was mit Laurie los ist.«

»Das werden wir sie wohl selber fragen müssen«, entgegnete Lou. »Sie kommt heute morgen etwas später.«

»Wie ich sie kenne, läßt sie uns bis heute abend schmoren«, vermutete Jack. »Hat sie dir verraten, wieviel sie sich verspäten wird?«

Dies verneinte Lou.

»Auch das finde ich ziemlich seltsam«, rätselte Jack laut. »Wenn sie um halb fünf schon quietschfidel war – warum kommt sie dann so spät zur Arbeit?«

Lou zuckte mit den Schultern.

Über Laurie und zugleich über die Gefahren des Terrorismus sinnierend, ging Jack zurück in den ID-Raum. Die Gedankenkombination war seltsam, das mußte er zugeben. Als ihm klar wurde, daß er für den Augenblick weder in der einen noch in der anderen Sache weiterkam, eiste er Vinnie zum zweiten Mal von der Zeitung los und beschloß, endlich mit der Arbeit zu beginnen. Wenigstens konnte er sich dann auf ein Problem konzentrieren, das er umgehend würde lösen können.

Als sie an dem Büro von Janice Jaeger vorbeikamen, sah Jack kurz hinein.

»Im Fall Papparis haben Sie gute Arbeit geleistet!« rief er ihr zu.

Janice blickte auf. Wie immer hatte sie dunkle Ringe unter den Augen. Jack fragte sich, ob die Frau jemals schlief.

»Danke«, entgegnete Janice.

»Sie sollten sich ein bißchen Schlaf gönnen«, empfahl Jack ihr.

»Ich gehe nach Hause, sobald ich diesen Fall unter Dach und Fach habe.«

»Gibt es zu dem Fall Papparis noch irgend etwas, das wir wissen sollten?« fragte Jack.

»Ich glaube, es steht alles in der Akte«, erwiderte Janice. »Außer daß der Arzt, mit dem ich gesprochen habe, ziemlich aus dem Häuschen war. Er hat mir versichert, es noch nie mit einer derart aggressiven Infektion zu tun gehabt zu haben. Wenn Sie mit der Autopsie fertig sind, möchte er gerne das Ergebnis erfahren. Sein Name und seine Telefonnummer stehen auf der Rückseite des Informationsbogens.«

»Sobald ich etwas weiß, rufe ich ihn an«, versprach Jack.

Im Fahrstuhl machte Vinnie seinem Herzen Luft. »Der Fall beginnt allmählich mich zu gruseln. Er erinnert mich an diesen Pesttoten, den wir vor ein paar Jahren obduzieren mußten. Hoffentlich haben wir es nicht wieder mit dem Beginn einer Epidemie zu tun.«

»Das kannst du wohl laut sagen«, stimmte Jack ihm zu. »Mich erinnert der Fall mehr an die Influenzopfer, die wir nach dem Pestfall hereinbekommen haben. Wir sollten auf jeden Fall extrem vorsichtig sein, damit wir uns nicht infizieren.«

»Sowieso!« bekräftigte Vinnie. »Wenn es ginge, würde ich mir am liebsten gleich zwei Mondanzüge übereinanderziehen.«

Da Vinnie bereits Arbeitskleidung trug, konnte er sich den Schutzanzug direkt überziehen; Jack hingegen mußte erst noch in den Umkleideraum zu dieser Prozedur. Während Vinnie im Autopsieraum – der sogenannten ›Grube‹ – bereits einige Vorbereitungen traf, ging Jack noch einmal sämtliche Unterlagen durch, wobei er insbesondere den gerichtsmedizinischen Ermittlungsbericht von Janice Jaeger studierte. Während dieser gründlicheren Lektüre fiel ihm etwas auf, das er beim ersten Durchblättern übersehen hatte. Der Verstorbene war im Teppichhandel tätig gewesen. Jack fragte sich, mit was für Teppichen der Mann wohl zu tun gehabt hatte und woher sie stammten. Er nahm sich vor, später einen der gerichtsmedizinischen Ermittler zu fragen. Als nächstes klemmte er die Röntgenaufnahme von Jason Papparis an eine Sichtwand. Da es sich um eine Ganzkörperaufnahme handelte, gab sie in diagnostischer Hinsicht nicht viel her. Vor allem die Feinheiten im Brustbereich waren relativ unscharf. Trotzdem fielen Jack zwei Dinge ins Auge: Zum einen gab es kaum einen Hinweis auf eine Lungenentzündung, was angesichts der rapiden Verschlechterung der Atmungstätigkeit des Patienten überraschend war; und zum anderen wirkte der zentrale Bereich

des Brustraums zwischen den Lungen, anatomisch Mediastinum genannt, etwas erweitert.

Als auch Jack sich seinen mit einer Schutzhaube, einem Plastikvisier und einem Schwebstoffilter-Belüftungssystem versehenen Bioschutzanzug übergestreift hatte, hatte Vinnie die Leiche bereits auf den Autopsietisch gelegt und alle erforderlichen Probebehälter bereitgestellt.

»Was, zum Teufel, hast du denn so lange gemacht?« beklagte sich Vinnie, als Jack endlich eintraf. »Wir könnten längst fertig sein.«

Jack lachte.

»Sieh dir den armen Kerl nur an«, fuhr Vinnie fort und nickte in Richtung Leiche. »Einen Schönheitswettbewerb würde er vermutlich nicht gewinnen.«

»Gutes Gedächtnis«, entgegnete Jack. Er hatte diesen Spruch einst gebracht bei jenem Pestopfer, auf das Vinnie im Fahrstuhl angespielt hatte. Seitdem war er zum Wahlspruch ihres schwarzen Humors geworden.

»Ich erinnere mich an noch viel mehr«, brüstete Vinnie sich. »Während du weißt der Teufel was getrieben hast, habe ich die Leiche schon mal auf Arthropodenstiche untersucht. Ich habe keine entdeckt.«

»Donnerwetter«, lobte Jack seinen Gehilfen. »Wirklich beeindruckend, was du für ein Gedächtnis hast.«

Während der Obduktion des Pestopfers hatte er Vinnie damals erklärt, daß Arthropoden, insbesondere Insekten und Spinnentiere, bei der Verbreitung zahlreicher Infektionskrankheiten als Krankheitsüberträger eine große Rolle spielen. Bei derartigen Fällen war die Suche nach Anzeichen solcher Stiche ein wichtiger Bestandteil der Autopsie. »Bald kannst du meinen Job übernehmen.«

»Lieber würde ich dein Gehalt übernehmen«, präzisierte Vinnie. »Deinen Job kannst du gern behalten.«

Jack begann die Autopsie mit einer gründlichen äußerlichen Untersuchung der Leiche. Vinnie hatte recht: Es gab keine Hinweise auf Stiche. Ebensowenig entdeckte er subkutane Blutungen, sogenannte Purpura, obwohl die Tönung der Haut leicht ins Dunkle ging.

Die innere Untersuchung hingegen ergab jede Menge Befunde. Als Jack die Vorderwand des Brustkorbs entfernt hatte, wurde der krankhafte Zustand der Organe erkennbar. Auf der Oberfläche der Lungen befand sich sichtbares Blut, ein Befund, den man als hämorrhagischen Pleuraerguß bezeichnete. Darüber hinaus waren in dem Gewebe zwischen den Lungen etliche Blutungen sowie Anzeichen von Entzündungen zu erkennen, ebenso in der Speiseröhre, in der Luftröhre, in den Stammbronchien, den großen Gefäßen sowie in den zahlreichen Lymphknoten. Diesen Befund nannte man hämorrhagi-

sche Mediastinitis, und er erklärte den ausgedehnten Schatten, den Jack auf dem Röntgenbild bemerkt hatte.

»Das ist ja der Wahnsinn!« wunderte er sich. »Bei diesen Blutungen kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß wir es mit einer Grippe zu tun haben. Was auch immer es für ein Erreger ist – er muß sich im Körper dieses Mannes wie ein Lauffeuer verbreitet haben.«

Vinnie blickte nervös zu Jack auf. Er konnte sein Gesicht kaum erkennen, weil die Neondeckenbeleuchtung sich auf dem Plastikvisier spiegelte, doch der Klang seiner Stimme gefiel ihm gar nicht. Von dem, was er im Sektionssaal zu sehen bekam, ließ Jack sich nur selten beeindrucken, doch dieser Fall schien ihn regelrecht in Bann zu ziehen.

»Was hatte der Mann deiner Meinung nach?« fragte Vinnie. »Keine Ahnung«, gestand Jack. »Aber die Kombination von hämorrhagischer Mediastinitis und Pleuraerguß bringt in meinem Hinterkopf die Alarmglocken zum Schlingen. Ich habe irgendwo darüber gelesen; ich weiß bloß nicht mehr, wo. Mit welchem Erreger auch immer wir es hier zu tun haben – er muß verdammt aggressiv sein.«

Vinnie trat instinktiv einen Schritt von der Leiche zurück.

»Jetzt steh nicht da wie Piksieben!« ermutigte Jack ihn. »Komm her, und hilf mir, die Bauchorgane rauszuholen.«

»Versprich mir erst, daß du vorsichtig bist«, maulte Vinnie und machte unwillig einen Schritt in Richtung Tisch. »Manchmal hantierst du für meinen Geschmack ein bißchen zu schnell mit dem Skalpell.«

»Ich bin immer vorsichtig«, stellte Jack klar.

»Natürlich!« entgegnete Vinnie sarkastisch. »Deshalb trödelst du ja auch so mit diesem Mountainbike durch die Stadt.«

Während die beiden sich auf ihren Fall konzentrierten, wurden weitere Leichen in den Sektionssaal gebracht. Die Sektionsgehilfen legten sie auf die entsprechenden Tische, an denen die Autopsien durchgeführt wurden. Schließlich trafen auch die anderen Gerichtsmediziner ein. Der Tag in der Grube schien alles andere als langweilig zu werden.

»Was hast du denn da?« hörte Jack jemanden über seine Schulter fragen.

Er richtete sich auf und drehte sich um. Vor ihm stand Dr. Chet McGovern, der Kollege, mit dem er sich das Büro teilte. Jack und Chet fingen fast zur gleichen Zeit im Gerichtsmedizinischen Institut an; ihre Einstellungsdaten lagen nur einen Monat auseinander. Sie kamen bestens miteinander klar, was vor allem daran lag, daß sie beide voll und ganz in ihrer Arbeit aufgingen. Außerdem hatten sie, bevor sie Gerichtsmediziner geworden waren,

bereits beide in anderen Bereichen der Medizin gearbeitet. Was ihre Charaktere anging, unterschieden sie sich allerdings erheblich voneinander. Chet war nicht annähernd so sarkastisch wie Jack, und er kannte auch nicht Jacks Problem, sich in Hierarchien einzuordnen.

Jack faßte für Chet zusammen, was er über den Fall Papparis wußte, und zeigte ihm die krankhaften Veränderungen im Brustraum. Er präsentierte ihm auch die Schnittfläche der Lunge, die auf eine minimale Entzündung hindeutete.

»Interessant«, bemerkte Chet. »Es muß sich um eine Luftinfektion handeln.«

»Ohne jeden Zweifel«, stimmte Jack ihm zu. »Aber warum hatte der Mann keine ausgeprägte Lungenentzündung?«

»Das ist mir zu hoch«, gestand Chet. »Schließlich bist du der Experte für Infektionskrankheiten.«

»Ich wünschte, es wäre so«, entgegnete Jack und ließ die Lunge vorsichtig wieder in die Schale gleiten. »Ich weiß genau, daß ich schon mal etwas über diese Diagnoskombination gehört habe. Aber ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, in welchem Zusammenhang.«

»Ich wette, du wirst es herausfinden«, versicherte Chet. Er hatte sich bereits abgewandt, als Jack ihm hinterherrief, ob er Laurie gesehen habe.

»Noch nicht«, erwiderte Chet und schüttelte den Kopf.

Jack sah auf die Wanduhr. Es war kurz vor neun. Normalerweise hätte Laurie schon seit einer Stunde im Institut sein müssen. Er zuckte mit den Schultern und machte sich wieder an die Arbeit.

Als nächstes mußten sie das Gehirn unter die Lupe nehmen. Da Jack und Vinnie so oft zusammenarbeiteten, hatten sie beim Ansägen des Kopfes eine feste Routine entwickelt, die keinerlei Konversation erforderte. Obwohl Vinnie einen beträchtlichen Teil der Arbeit erledigte, war es immer Jack, der das Schädeldach hochhob.

»Oje!« rief Jack, als er das Gehirn erblickte. Genau wie bei den Lungen befand sich auf der Oberfläche eine beträchtliche Menge Blut. Bei einem Infektionsfall bedeutete so eine Beobachtung normalerweise, daß das Opfer unter hämorrhagischer Meningitis oder einer so schweren Entzündung der Hirn- und Rückenmarkhäute gelitten hatte, daß eine Blutung entstanden war.

»Der Ärmste muß furchtbare Kopfschmerzen gehabt haben«, sagte Vinnie mitleidig.

»Und obendrein entsetzliche Schmerzen in der Brust«, fügte Jack hinzu. »Wahrscheinlich hat er sich gefühlt, als wäre er von einem Zug überrollt worden.«

»Was haben Sie denn da, Dr. Stapleton?« fragte eine tiefe, sonore Stimme. »Ruptur eines Aneurysma? Oder ein Trauma-Opfer?«

»Weder noch«, erwiderte Jack und drehte sich um. »Ein Infektionsfall.« Vor ihm stand der imposante, zwei Meter große stellvertretende Leiter des Instituts, Dr. Calvin Washington.

»Na, dann trifft es sich ja gut«, meinte Dr. Washington. »Ansteckende Krankheiten sind doch Ihr Spezialgebiet. Haben Sie schon eine vorläufige Diagnose?«

Dr. Washington beugte sich über den Tisch, um besser sehen zu können. Verglichen mit seiner kraftstrotzenden Riesenhaftigkeit wirkte Jacks kompakte Statur geradezu schwächlich. Als athletisch gebauter Afro-Amerikaner hätte Dr. Washington mit seiner Größe professionellen Football spielen können, wenn er nicht so erpicht darauf gewesen wäre, Medizin zu studieren. Sein Vater war in Philadelphia ein angesehener Chirurg gewesen, und Calvin hatte unter allen Umständen in seine Fußstapfen treten wollen.

»Bis vor zwei Sekunden hatte ich nicht die geringste Ahnung«, gestand Jack. »Aber bei dem Blut auf der Hirnoberfläche ist der Groschen bei mir gefallen. Ich erinnere mich, daß ich vor ein paar Jahren, als ich meinen Horizont in Sachen Infektionskrankheiten ein bißchen erweitern wollte, mal etwas über Anthrax beziehungsweise Lungenmilzbrand gelesen habe.«

»Anthrax?« fragte Dr. Washington ungläubig grinsend. Jack hatte einen Hang, mit den wundersamsten Dingen

daherzukommen. Obwohl er oft recht behielt, schien Anthrax doch jenseits aller Wahrscheinlichkeit zu liegen. In seinen langen Jahren als Pathologe hatte Dr. Washington nur einen einzigen Fall von Anthrax erlebt, und zwar bei einem Rinderzüchter in Oklahoma, bei dem es sich zudem nicht um Lungenmilzbrand, sondern um den viel häufiger vorkommenden Hautmilzbrand gehandelt hatte.

»Im Augenblick würde ich in der Tat auf Anthrax tippen«, bekräftigte Jack. »Ich bin gespannt, ob das Labor meine Vermutung bestätigt. Natürlich kann genausogut herauskommen, daß der Mann lediglich ein geschädigtes Immunsystem hatte, wovon bisher niemand etwas wußte. In dem Fall kann der Krankheitskeim sich auch als irgendein Allerweltserreger entpuppen.«

»Ich weiß ja aus leidiger Erfahrung, daß ich mit Ihnen besser keine Wetten abschließen sollte. Diesmal haben Sie sich allerdings eine extrem seltene Krankheitsdiagnose ausgesucht. Zumindest wenn man bedenkt, daß wir uns hier in den Vereinigten Staaten befinden.«

»Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie selten Anthrax vorkommt«, gestand Jack. »Aber sehr wohl erinnere ich mich daran, daß die Krankheit mit hämorrhagischer Mediastinitis und Meningitis verbunden ist.«

»Was halten Sie von Meningokokken?« fragte Dr. Washington. »Die treten immerhin wesentlich häufiger auf.«

»Meningokokken könnten es auch sein«, räumte Jack ein. »Aber sie stehen auf meiner Liste der Möglichkeiten nicht besonders weit oben – nicht bei hämorrhagischer Mediastinitis. Außerdem haben wir keine Purpura entdeckt. Bei Meningokokken hätte ich auf der Hirnoberfläche zudem mehr Eiter erwartet.«

»Falls es sich tatsächlich um Anthrax handeln sollte, lassen Sie es mich so schnell wie möglich wissen«, bat Dr. Washington. »Ich bin sicher, daß sich in diesem Fall die Gesundheitsbeauftragte sehr dafür interessieren dürfte. Noch ein Wort zu Ihrem nächsten Fall: Hat man Sie über meinen Wunsch in Kenntnis gesetzt, daß Sie die Obduktion des verstorbenen Häftlings vornehmen sollen?«

Jack nickte. »Aber warum gerade ich? Der Boß und Sie beklagen sich doch immer über mein mangelndes Fingerspitzengefühl. Ein toter Gefangener verursacht normalerweise jede Menge politischen Wirbel. Wollen Sie wirklich mich darauf ansetzen?«

»Man hat ausdrücklich von außerhalb darum ersucht, daß Sie die Obduktion vornehmen«, erklärte Dr. Washington. »Ihr Mangel an diplomatischem Geschick gilt bei der afroamerikanischen Gemeinde offenbar als positiver Charakterzug. Wenn Sie dem Boß und mir auch manchmal Kopfschmerzen bereiten – unter gewissen

Stadtoberhäuptern haben Sie sich den Ruf fachlicher Integrität erworben.«

»Das hab' ich wahrscheinlich meinen großartigen Leistungen auf dem Basketball-Court in meinem Viertel zu verdanken«, witzelte Jack. »Ich schummle ziemlich selten.«

»Warum müssen Sie Komplimente eigentlich immer herabwürdigen?« fragte Dr. Washington gereizt.

»Vielleicht weil sie mir ein unangenehmes Gefühl bereiten«, erwiderte Jack. »Kritik ist mir lieber.«

»O Herr, schenk mir Geduld!« murmelte Dr. Washington. »Jetzt passen Sie mal auf! Indem wir die Autopsie von Ihnen vornehmen lassen, könnte es uns unter Umständen gelingen, potentiellen Streitigkeiten über irgendeinen angeblichen Vertuschungsskandal seitens unseres Instituts schon im Vorfeld aus dem Weg zu gehen.«

»Das Opfer ist also Afroamerikaner?« erkundigte sich Jack. »Richtig«, bestätigte Dr. Washington. »Und der involvierte Beamte ist ein Weißer. Kapiert?«

»Kapiert.«

»Gut«, fuhr Dr. Washington fort. »Rufen Sie mich an, wenn Sie soweit sind! Ich stehe Ihnen zur Seite. Das heißt, wir nehmen die Autopsie gemeinsam vor.«

Mit diesen Worten wandte er sich um und ging. Jack sah Vinnie an und stöhnte. »Die Obduktion dauert garan-

tiert drei Stunden! Gründlich mag unser stellvertretender Boß ja sein, aber er ist langsamer, als die Polizei erlaubt.«

»Wie ansteckend ist Anthrax?« wollte Vinnie wissen.

»Entspann dich!« erwiderte Jack. »Du wirst dich schon nicht anstecken. Soweit ich mich erinnere, ist Anthrax nicht von Mensch zu Mensch übertragbar.«

»Ich weiß nie, wann ich dir über den Weg trauen kann und wann nicht«, beklagte Vinnie sich.

»Manchmal traue ich mir selber nicht über den Weg«, machte Jack sich über sich selber lustig. »Aber in diesem Fall kannst du mir glauben.«

Schweigend beendeten sie die Obduktion von Jason Papparis. Als Jack die Laborproben zusammentrug, um sie nach oben zu bringen, betrat Laurie den Sektionssaal. Jack erkannte sie an ihrer typischen Art zu lachen. Ihr Gesicht war hinter der Bioschutzmaske nicht zu erkennen. Sie war offenbar bester Laune. Neben ihr gingen zwei weitere Gestalten in Schutzanzügen, vermutlich Lou und der FBI-Agent.

Sobald er konnte, huschte Jack hinüber zu dem Tisch, um den sich die Neuankömmlinge gruppiert hatten. Das Lachen war ihnen inzwischen vergangen.

»Du meinst, der Junge soll gekreuzigt worden sein?« wandte sich Laurie an Lou. Sie hielt die rechte Hand der Leiche hoch. Jack sah einen riesigen Nagel, der aus der Handfläche hervortrat.

»Ganz genau«, erwiderte Lou. »Und das war erst der Anfang. Sie haben ein Kreuz an einem Leitungsmast befestigt und den Jungen daran festgenagelt.«

»Um Himmels willen!« rief Laurie.

»Dann haben sie versucht, ihn zu häuten«, fuhr Lou fort. »Zumindest vorne.«

»Wie furchtbar!« brachte Laurie hervor.

»Glauben Sie, daß er noch gelebt hat, als man ihm das antat?« fragte Tyrrell.

»Ich fürchte ja«, murmelte Laurie. »Er hat sehr stark geblutet. Das weist darauf hin, daß er noch gelebt hat.«

Jack trat näher an den Tisch heran. Er wollte Lauries Aufmerksamkeit auf sich ziehen, um kurz mit ihr zu reden. Doch dann sah er die Leiche. Eigentlich hielt er sich für ziemlich abgestumpft, was den Anblick toter Menschen anging – doch die Leiche von Brad Cassidy ließ ihn nach Luft schnappen. Der junge Mann war gekreuzigt und teilweise gehäutet worden, außerdem hatte man ihm die Augen ausgestochen und die Genitalien abgeschnitten. Der ganze Körper war mit Schnittverletzungen übersät. Die Haut des Brustkorbs, die man ihm heruntergerissen hatte, lag auf seinen Beinen. Darauf war ein großes Wikinger-Tattoo zu erkennen. Auf seiner Stirn prangte ein kleines auftätowiertes Hakenkreuz.

»Wieso hat er ein Wikinger-Tattoo?« fragte Jack.

»Hallo Jack«, begrüßte Laurie ihn strahlend. »Bist du mit deinem ersten Fall etwa schon fertig? Hat man dir Agent Gordon Tyrrell bereits vorgestellt? Wie war deine Radtour heute morgen?«

»Ganz okay«, erwiderte Jack. Da Laurie ihn gleich mit mehreren Fragen auf einmal bombardiert hatte, beantwortete er nur die letzte.

»Jack düst nämlich immer mit dem Fahrrad durch die Stadt«, erklärte Laurie, an Tyrrell gewandt. »Angeblich kriegt er dadurch den Kopf frei.«

»Ganz ungefährlich ist das nicht, würde ich sagen«, bemerkte Tyrrell.

»Das ist es gewiß nicht«, stimmte Lou ihm zu. »Aber bei dem Verkehrschaos in der Stadt wünsche ich mir manchmal auch, ich hätte ein Fahrrad.«

»Jetzt mach aber mal einen Punkt, Lou!« empörte sich Laurie. »Das kann ja wohl nicht dein Ernst sein.«

Jack kam die Unterhaltung fast ein bißchen unwirklich vor. Es erschien ihm absurd, in Bioschutzanzügen vor einer verstümmelten Leiche zu stehen und Belanglosigkeiten auszutauschen. Deshalb unterbrach er die Diskussion über das Fahrradfahren und wiederholte seine Frage nach dem Wikinger-Tattoo.

»Das hat mit dem arischen Mythos zu tun«, erklärte Tyrrell. »Den haben sich die amerikanischen Skinheads

von der Skinhead-Bewegung in England abgeguckt – genauso wie die Springerstiefel und überhaupt ihre ganze Art, sich zu kleiden.«

»Aber warum gerade die Wikinger?« hakte Jack nach.
»Ich dachte, die Skins stehen auf Nazi-Embleme.«

»Ihre Begeisterung für die Wikinger rührt von einem sehr verquerten Geschichtsbild«, erläuterte Tyrrell. »In den Augen der Skinheads verkörpern die einst plündernd und mordend umherziehenden Wikinger Eigenständigkeit und männliche Ehre.«

»Mr. Tyrrell glaubt, daß der junge Mann wegen seines Tattoos gehäutet wurde«, fuhr Lou fort. »Wer auch immer ihn getötet hat, war womöglich der Ansicht, daß Brad Cassidy es nicht wert war, mit einem Wikinger-Tattoo am Leib zu sterben.«

»Und ich hatte gedacht, diese Art Folter gäbe es seit dem Mittelalter nicht mehr«, grollte Jack.

»Leider muß ich mir schon des öfteren derart zugerichtete Leichen ansehen«, entgegnete Tyrrell. »Diese Kids sind äußerst gewalttätig.«

»Und bedrohlich«, fügte Laurie hinzu. »Sie sind richtige Psychopathen.«

»Hör mal, Laurie«, wandte sich Jack an seine Kollegin. »Könnte ich kurz unter vier Augen mit dir sprechen?«

»Selbstverständlich«, erwiderte sie und bat die anderen, sie für einen Augenblick zu entschuldigen. Dann trat sie mit Jack zur Seite.

»Bist du gerade erst angekommen?« fragte Jack im Flüsterton. »Vor ein paar Minuten«, gestand Laurie. »Was ist denn los?«

»Das fragst du mich?« gab Jack zurück. »Du bist doch diejenige, die sich seltsam verhält! Deine Geheimnistuerie treibt mich in den Wahnsinn. Was ist los? Was willst du heute abend mit Lou und mir besprechen?«

Trotz des Visiers vor ihrem Gesicht konnte er erkennen, daß Laurie grinste.

»Meine Güte«, staunte sie. »So hast du dich, glaube ich, noch nie für mich interessiert. Ich fühle mich geschmeichelt.«

»Komm schon, Laurie! Hör auf, mir auszuweichen! Raus mit der Sprache!«

»Das würde jetzt zu lange dauern«, stellte Laurie klar.

»Dann sag mir wenigstens, worum es geht«, forderte Jack sie auf. »Die pikanten Einzelheiten kannst du dir ja für später aufsparen.«

»Nein«, wehrte Laurie nachdrücklich ab. »Du wirst dich wohl oder übel bis heute abend gedulden müssen. Vorausgesetzt, daß ich mich bis dahin auf den Beinen halte.«

»Was soll das denn jetzt schon wieder bedeuten?«

»Jack! Ich kann jetzt nicht darüber reden. Du mußt bis heute abend warten – so wie wir es besprochen haben.«

»So wie du es festgelegt hast!« widersprach Jack.

»Ich muß mich jetzt an die Arbeit machen«, verkündete Laurie. Sie drehte sich um und ging zurück an den Autopsietisch.

Jack war frustriert und gereizt. Er konnte es einfach nicht fassen, wie Laurie mit ihm umging. Leise vor sich hin fluchend, stieß er sich von der Wand ab und holte die Proben von Jason Papparis. Er wollte sie zu Agnes Finn hinaufbringen, damit sie einen Fluoreszein-Antikörper-Test auf Anthrax durchführte.

2. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 9.30 Uhr

»Chert! Chert! Chert!« fluchte Yuri Davydov und bearbeitete mit der rechten Faust das Lenkrad seines gelben Chevy-Caprice-Taxis. Wenn er wütend war, fiel Yuri gern in seine russische Muttersprache zurück, und im Augenblick kochte er vor Wut. Er steckte im dichten Verkehr fest, und überall um ihn herum wurde gehupt, was das Zeug hielt. Vor sich sah er im verschwommenen Geflimmer eine endlose Schlange aus gelben Taxis mit abgestellten Motoren und aktivierten roten Bremsleuchten. Zu seinem Verdruß war obendrein die nächste Kreuzung mit jeder Menge Autos verstopft, die auf der im rechten Winkel verlaufenden Straße fuhren, so daß er trotz der hin und wieder auf Grün umspringenden Ampel hoffnungslos in dem schachbrettartigen Straßensystem feststeckte.

Der Tag hatte schon während seiner ersten Fahrt schlecht begonnen. Auf dem Weg die Second Avenue hinunter hatte sich ein Fahrradfahrer darüber beschwert, daß Yuri ihn angeblich geschnitten hatte, und ihm eine Beule in die Beifahrertür seines Taxis getreten. Yuri war aus dem Wagen gesprungen und hatte wie ein Rohrspatz

auf den Idioten eingeschimpft. In seiner ersten Wut hatte er dem Mann eine runterhauen wollen, doch davon hatte er lieber Abstand genommen. Zwar war er genauso groß und muskulös wie dieser Radler und auch mindestens so aufgebracht gewesen wie der, doch schien der Sportler in erheblich besserer körperlicher Verfassung. Yuri war vierundvierzig und hatte sich ziemlich gehenlassen. Er hatte zuviel Fett am Leib, und das wußte er auch.

Ein leichter Stoß von hinten riß ihn aus seinen Gedanken. Er beugte sich aus dem geöffneten Fenster und drohte dem wild hinter ihm hupenden Taxifahrer mit der Faust. Dazu wetterte er mit seinem schweren Akzent los.

»Leck mich doch!« brüllte der andere Fahrer zurück.
»Fahr endlich!«

»Wohin soll ich denn wohl fahren?« ereiferte sich Yuri. »Sind Sie nicht ganz bei Trost?«

Er ließ sich wieder in seinen Holzperlen-Sitzbezug sinken und fuhr sich panisch mit der Hand durch sein dichtes braunes, beinahe schwarzes Haar. Dann stellte er den Rückspiegel so, daß er sich sehen konnte. Seine Augen und sein Gesicht waren gerötet. Er wußte, daß er sich beruhigen mußte, sonst würde er noch einen Herzinfarkt bekommen. Er brauchte dringend einen Schluck Wodka.

»Das ist doch wohl ein verdammter Witz!« fluchte er wütend auf russisch vor sich hin. Dabei meinte er weni-

ger das aktuelle Verkehrschaos als sein gesamtes Leben, das im übertragenen Sinn recht viel mit dem zum Stillstand gekommenen Verkehr gemeinsam hatte. Es war öde und tot, und dementsprechend war Yuri vollkommen desillusioniert. Aus trauriger Erfahrung wußte er inzwischen, daß der verlockende amerikanische Traum, stets die treibende Kraft in seinem Leben, nichts anderes war als eine Farce. Eine Farce, die der Welt, wie er glaubte, von den amerikanischen von Juden dominierten Medien nur vorgegaukelt wurde.

Die Autos begannen zu rollen. In der Hoffnung, wenigstens über die verstopfte Kreuzung zu gelangen, setzte Yuri seinen Wagen ruckartig in Bewegung. Doch es sollte nicht sein. Das Auto vor ihm mußte kurz vor der Kreuzung anhalten. Yuri war gezwungen, ebenfalls zu bremsen. Im gleichen Augenblick prallte das hinter ihm fahrende Taxi wieder gegen seine Stoßstange. Wie beim ersten Mal stießen die beiden Stoßstangen nur ganz leicht gegeneinander, auf keinen Fall so stark, daß dabei irgendeine Beschädigung entstand. Aber Yuri war nun endgültig mit seiner Geduld am Ende.

»Was, zum Teufel, soll das?« brüllte er aus dem Fenster. »Fahren Sie heute zum ersten Mal Auto?«

»Halt's Maul, du beschissener Ausländer!« brüllte der andere Taxifahrer zurück. »Warum bewegst du deinen Arsch nicht dahin zurück, wo du hergekommen bist?«

Yuri wollte gerade zu einer Antwort anheben, ließ es dann aber bleiben. Er lehnte sich wieder zurück in seinen Sitz und atmete geräuschvoll aus; es klang wie ein angestochener Reifen, aus dem die Luft entweicht. Unwissentlich hatte der Fahrer bei ihm ein Gefühl von *toska* geweckt, das jetzt von ihm Besitz ergriff und ihn einhüllte wie eine schwere Woldecke. *Toska* war ein russisches Wort, das zugleich für Melancholie, Niedergeschlagenheit, Sehnsucht, Seelenqual, Weltschmerz und Nostalgie stand und das man benutzte, wenn jemand alle Zustände auf einmal durchlitt und von tiefem seelischem Schmerz geplagt wurde.

Gedankenverloren starrte Yuri ins Leere. Für einen Augenblick wurden seine Enttäuschung über Amerika und seine Wut durch eine plötzliche Erinnerung verdrängt. Ihm schoß ein Bild von sich und seinem Bruder durch den Kopf: Sie gingen an einem klaren, eisigen Morgen in seiner Heimatstadt Swerdlowsk in der ehemaligen Sowjetunion zur Schule. Vor seinem geistigen Auge sah er auch die Gemeinschaftsküche, in der es immer so fröhlich zugegangen war, und in seinem Herzen konnte er sich noch gut erinnern an seinen Stolz, ein Bürger der mächtigen Sowjetunion zu sein. Natürlich hatte er unter dem kommunistischen Regime auf das eine oder andere verzichten müssen; manchmal hatten die Frauen für Milch oder andere Grundnahrungsmittel Schlange gestanden. Aber es war ihnen

längst nicht so schlechtgegangen, wie einige Leute behauptet hatten, und erst recht nicht so schlecht, wie die Verrückten in Amerika glauben wollten. In Wahrheit hatten die meisten Leute die allgemeine Gleichbehandlung durchaus begrüßt, und sie hatte zudem die Entstehung von Freundschaften gefördert – Parteifunktionäre natürlich ausgenommen. Auf jeden Fall hatte es weniger soziale Konflikte gegeben als in Amerika. Damals erkannte Yuri nicht, wie gut es ihm gegangen war. Doch jetzt war er klüger und würde zurückkehren. Er würde zurückkehren zu *Rossiya-matoshka*, zurück in den Schoß von Mütterchen Rußland. Zu diesem Schluß war er schon vor Monaten gekommen.

Aber er würde nicht gehen, ohne sich gerächt zu haben. Man hatte ihn getäuscht und ihm seine Recht vorenthalten. Bald würde er auf eine Weise zurückschlagen, die ihm die Aufmerksamkeit aller in diesem selbstgefälligen, betrügerischen Land lebenden Menschen sicherte. Wieder zu Hause in Rußland, würde er seinen Racheakt Wladimir Schirinowski als Geschenk darbieten, dem wahren Patrioten der *rodina*, des Mutterlands – der den einstigen Ruhm der Sowjetunion erneuern würde, wenn man ihm nur die Chance gäbe.

Plötzlich riß jemand eine der Hintertüren auf, und seine Träumereien endeten abrupt. Ein Fahrgast warf einen edel aussehenden Aktenkoffer auf den Sitz und stieg ein.

Yuri musterte den Mann gereizt im Rückspiegel. Er war klein und schnauzbärtig und trug einen teuren italienischen Anzug, ein weißes Hemd plus Seidenkrawatte. Aus einer Brusttasche lugte ein passendes Tuch hervor. Yuri vermutete, daß er ein Geschäftsmann oder Bankier war.

»Union Bank, 820 Fifth Avenue«, sagte der Mann, lehnte sich zurück und klappte ein Handy auf.

Yuri starrte ihn immer noch an. Er hatte etwas an ihm entdeckt, das ihm zuerst entgangen war. Er trug ein Gebetskäppchen.

»Was ist los?« fragte der Mann. »Sind Sie nicht frei?«

»Doch«, erwiderte Yuri griesgrämig und verdrehte die Augen. »Bin ich ...« Er stellte das Taxameter an und betrachtete das ihn umgebende Verkehrschaos. So jemand hatte ihm gerade noch gefehlt: ein jüdischer Bankier, einer von diesen Schmarotzern, die die Welt zugrunde richteten. Während der Mann seinen Anruf tätigte, schaffte es Yuri, eine ganze Autolänge voranzukommen. Wenigstens hatte er die problematische Kreuzung jetzt fast erreicht. Er trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad herum und spielte mit dem Gedanken, den Juden aufzufordern, sein Taxi zu verlassen. Doch dann ließ er es lieber bleiben. Wenigstens bezahlte der Kerl ihn dafür, daß er im Stau feststeckte.

»Oje, das ist ja ein fürchterliches Chaos«, stellte der Mann fest, nachdem er seinen Anruf beendet hatte. Er beugte sich vor und lugte mit dem Kopf durch die Lücke in der Plexiglas-Trennwand. »Da wäre ich ja zu Fuß schneller.«

»Nur zu!« entgegnete Yuri. »Gehen Sie doch.«

»Ich habe Zeit«, winkte der Mann ab. »Es ist angenehm, mal für einen Augenblick zu sitzen. Zum Glück beginnt mein nächstes Meeting erst um kurz nach halb elf. Glauben Sie, Sie schaffen es bis dahin?«

»Ich werd's versuchen«, erwiderte Yuri gleichgültig.

»Höre ich da einen russischen Akzent?« fragte der Mann.

»Ja«, erwiderte Yuri und seufzte. Der Kerl machte ihn langsam wahnsinnig.

»Eigentlich verrät das ja schon Ihr Name auf der Taxilizenz«, brabbelte der Kerl. »Aus welcher Region Rußlands kommen Sie denn, Mr. Davydov?«

»Aus Zentralrußland«, knurrte Yuri.

»Sehr weit von Moskau entfernt?«

»Ungefähr tausenddreihundert Kilometer östlich. Aus dem Uralgebirge.«

»Mein Name ist Harvey Bloomburg.«

Yuri musterte seinen Fahrgast im Rückspiegel und schüttelte kaum merklich den Kopf. Warum Leute wie

Harvey Bloomburg ihm persönliche Dinge erzählten, war ihm ein Rätsel. Ihm war es völlig egal, wie seine Fahrgäste hießen.

»Ich war vor gut einer Woche gerade in Moskau«, berichtete Bloomburg.

»Wirklich?« fragte Yuri hellhörig. Er war schon lange nicht mehr dort gewesen. Aber er erinnerte sich noch genau daran, wie er sich gefreut hatte, als er zum ersten Mal den Roten Platz und die wie ein architektonisches Juwel schimmernde Basiliuskathedrale besichtigt hatte. Nie zuvor hatte er so etwas Schönes und Bewegendes gesehen.

»Für knapp fünf Tage«, fuhr Bloomburg fort.

»Haben Sie ein Glück«, entgegnete Yuri. »Hat es Ihnen gefallen?«

»Ha!« brachte Bloomburg verächtlich hervor und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich konnte es gar nicht erwarten, wieder abzureisen. Als meine Besprechungen vorbei waren, bin ich sofort nach London geflogen. Moskau ist völlig außer Kontrolle. Überall Kriminalität, und dann diese katastrophale Wirtschaftslage. Die ganze Stadt ist ein einziges Desaster.«

Yuri spürte, wie erneut eine Welle der Wut in ihm aufstieg. Schließlich wußte er, daß die derzeitigen Probleme, die sein geliebtes Rußland zugrunde richteten, von Har-

vey Bloomberg und seinesgleichen und dem Rest der weltweit agierenden zionistischen Verschwörung verursacht wurden. Er spürte, daß er vor Wut knallrot anlief, aber er hielt den Mund. Jetzt brauchte er erst recht ein Glas Wodka.

»Wie lange sind Sie schon in den Vereinigten Staaten?« fragte Bloomberg.

»Seit 1994«, erwiderte Yuri mürrisch. Er war zwar erst seit fünf Jahren in Amerika, aber es kam ihm doppelt so lang vor. Andererseits konnte er sich noch so gut an den Tag seiner Ankunft erinnern, als wäre es erst gestern gewesen. Er war aus dem kanadischen Toronto eingeflogen, wo er sich drei Tage lang mit der amerikanischen Einwanderungsbehörde herumgeschlagen und letzten Endes nur ein befristetes Visum bekommen hatte.

Seine Odyssee nach Amerika war äußerst zermürend gewesen und hatte sich ein ganzes Jahr hingezogen. Angefangen hatte sie in Nowosibirsk in Sibirien, wo er in einem staatlichen Unternehmen namens Vector angestellt gewesen war. Elf Jahre hatte er dort gearbeitet; doch dann war plötzlich die Belegschaft seines Betriebs verkleinert worden, und er verlor seinen Job. Zum Glück hatte er vor seiner Entlassung ein paar Rubel gespart, so daß er schließlich per Flugzeug, Bahn und als Lastwagenbeifahrer nach Moskau gelangt war. In Moskau hatte

ihn dann das Schicksal ereilt. Aufgrund der delikaten Beschaffenheit seiner Arbeitsstelle hatte man den FSB (den Nachfolger des KGB) über seinen Antrag auf Ausstellung eines internationalen Reisepasses informiert. Yuri war festgenommen worden und im Lefortovo-Gefängnis gelandet. Nachdem er sich einverstanden erklärt hatte, in einem anderen staatlichen Unternehmen in Sagorsk zu arbeiten, hatte man ihn nach ein paar Monaten aus dem Gefängnis entlassen. Das Problem war allerdings gewesen, daß er in seinem neuen Job keinen Lohn erhalten hatte, zumindest nicht in Form von Geld. Anstelle von Rubeln gab es Wodka und Toilettenpapier.

Am Abend vor einem Feiertag mitten im Winter hatte er in tiefster Nacht die Flucht ergriffen und war die ein tausendsechshundert Kilometer nach Tallin in Estland zum Teil gelaufen und zum Teil getrampt. Die Reise war ein einziger Alptraum gewesen: Er hatte jede Menge Rückschläge, Krankheiten und Verletzungen erlitten, war kurz vorm Verhungern gewesen und hatte entsetzlich gefroren. Ähnliche Qualen mußten die Soldaten der Armeen von Napoleon und Hitler durchgemacht haben.

Die Esten hatten ihn unfreundlich behandelt, weil er Russe war; einige estnische Jugendliche hatten ihn eines Abends sogar zusammengeschlagen. Trotzdem gelang es Yuri, genug Geld zu verdienen, um sich gefälschte Papie-

re zu kaufen, mit denen er schließlich einen Job auf einem in der Ostsee verkehrenden Frachter ergattert hatte. In Schweden hatte er das Schiff verlassen und um Asyl ersucht.

Zwar hatten die Schweden seinen Asylstatus in Frage gestellt, aber immerhin bekam er eine befristete Aufenthaltsgenehmigung. Er hatte arbeiten dürfen und mit minderwertigen Jobs so viel Geld beiseite gelegt, daß er sich schließlich einen Flug nach Toronto und den Weiterflug nach New York leisten konnte. Als er dann endlich in den Vereinigten Staaten angekommen war, hatte er sich wie der Papst niedergebeugt und den Boden geküßt.

Während seiner langen, qualvollen Odyssee nach New York war Yuri mehrmals drauf und dran gewesen aufzugeben. Aber er hatte durchgehalten, indem er sich immer wieder die Verheißungen Amerikas vor Augen geführt hatte: Freiheit, Reichtum und ein gutes Leben.

Ein höhnisches Lachen machte sich auf seinem Gesicht breit. Ein tolles Leben war das! Eher konnte man es als grausamen Scherz bezeichnen. Er fuhr mal zwölf, mal vierzehn Stunden am Tag Taxi, und was er dabei verdiente, reichte gerade so fürs blanke Überleben. Steuern, Miete, Essen und die Krankenversicherungen für sich und die fette Frau, die er hatte heiraten müssen, um an eine Aufenthaltserlaubnis zu kommen, brachten ihn schier um.

»Sie sollten dem Allmächtigen danken, daß Sie Rußland verlassen konnten«, äußerte Bloomburg nun, der Yuris Gemütsverfassung nicht bemerkt hatte. »Ich habe keine Ahnung, wie die Leute dort überleben.«

Yuri antwortete nicht. Er wollte nur, daß dieser aufgeblasene Kerl endlich den Mund hielt. Plötzlich löste sich der Stau auf. Yuri trat das Gaspedal durch. Das Taxi preschte los, Harvey wurde in seinen Sitz gedrückt. Yuri umklammerte das Lenkrad und jagte mit quietschenden Reifen davon.

»He!« protestierte Bloomburg vom Rücksitz. »So wichtig, daß ich mein Leben dafür riskieren möchte, ist die Besprechung auch wieder nicht.«

Yuri näherte sich der nächsten Kreuzung. Die Ampel sprang auf Rot, und er trat auf die Bremse. Der Wagen begann zu schlingern, doch Yuri bekam ihn gekonnt wieder in seine Gewalt. Er lenkte ihn zwischen einem Bus und einem geparkten Lieferwagen hindurch und brachte ihn hinter einem Müllfahrzeug abrupt zum Stehen.

»Herr im Himmel!« rief Bloomburg durch die Plexiglas-Trennwand. »Als was haben Sie eigentlich in Rußland gearbeitet? Erzählen Sie mir nicht, Sie waren Rennfahrer!«

Yuri antwortete nicht.

Bloomberg beugte sich vor. »Es interessiert mich wirklich. Was waren Sie von Beruf? Letzte Woche hatte ich einen russischen Taxifahrer, der Mathematik unterrichtete, bevor er in die Vereinigten Staaten kam. Er hat mir erzählt, er sei ausgebildeter Elektroingenieur. Können Sie sich das vorstellen?«

»Allerdings«, erwiderte Yuri. »Ich bin selber Ingenieur.« Er wußte, daß er übertrieb – denn er war Techniker und nicht Ingenieur –, aber das spielte keine Rolle.

»Auf welchem Gebiet?« wollte Bloomberg wissen.

»Biotechnologie«, informierte Yuri ihn. Die Ampel sprang auf Grün, und er beschleunigte. Sobald er konnte, überholte er den Müllwagen und brauste in Richtung uptown davon, wobei er versuchte, sich der grünen Welle anzupassen.

»Ein beeindruckender Werdegang«, bemerkte Bloomberg. »Wie kommt es dann, daß Sie immer noch Taxi fahren? Man könnte doch meinen, daß Ihre Kenntnisse sehr gefragt sind. Immerhin ist die Biotechnologie einer der am schnellsten wachsenden Wirtschaftszweige.«

»Meine Ausbildung wird hier nicht anerkannt«, erklärte Yuri. »Darin liegt das Problem. Ich stecke in einer Zwickmühle – wie ihr Amerikaner zu sagen pflegt.«

»Wie schade!« entgegnete Bloomberg. »Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf – versuchen Sie's weiter. Am Ende wird sich Ihre Mühe auszahlen.«

Yuri antwortete nicht. Er würde keine weiteren Demütigungen hinnehmen. Er würde nicht in Amerika bleiben.

»Zum Glück haben wir den Kalten Krieg gewonnen«, redete Bloomburg weiter drauflos. »So kommen die Russen wenigstens mal in den Genuß, ein paar Grundfreiheiten und ein bißchen Reichtum zu kosten. Ich hoffe nur, sie vermässeln sich ihre Chance nicht.«

Yuris Verärgerung über den Mann schlug in blanke Wut um. Es machte ihn wahnsinnig, sich ständig dieses Märchen anhören zu müssen, nach dem Amerika den Kalten Krieg gewonnen und das sowjetische Imperium zum Zerfall gebracht hatte. Die Sowjetunion war von innen verraten worden: zuerst durch Gorbatschow und seine blödsinnige Glasnost und Perestroika und dann durch Jelzin, der nur seinem Ego frönen wollte.

Yuri ließ den Motor aufheulen und gab Vollgas. In einem haarsträubenden Tempo schlängelte er sich durch die Blechlawinen, raste über Ampeln und verschreckte jede Menge Fußgänger.

»He!« schrie Bloomburg. »Fahren Sie langsamer! Was ist denn mit Ihnen los?«

Yuri antwortete nicht. Er haßte die selbstgefällige Überheblichkeit seines Fahrgasts, die teure Kleidung, die edle Aktentasche und am allermeisten die bescheuerte

kleine Kopfbedeckung, die er an seinem struppigen, schütterten Haar befestigt hatte.

»He Sie!« brüllte Bloomburg und pochte gegen die Plastiktrennwand. »Fahren Sie langsamer, oder ich rufe die Polizei!«

Diese Drohung zeitigte Wirkung. Eine Auseinandersetzung mit der Polizei war so ziemlich das letzte, was Yuri wollte. Er nahm den Fuß vom Gaspedal und atmete einmal tief durch. »Entschuldigung«, brachte er etwas ruhiger hervor. »Ich wollte Sie nur pünktlich bei Ihrer Besprechung abliefern.«

»Mir ist vor allem wichtig, lebendig dort anzukommen«, zeterte Bloomburg.

Yuri beachtete von jetzt an das Tempolimit und arbeitete sich zur Fifth Avenue vor. Von dort fuhr er nicht ganz zwei Blocks weiter in Richtung Süden. Vor der Union Bank hielt er am Straßenrand und stellte das Taxameter aus.

Bloomburg sprang sofort aus dem Wagen. Auf dem Bürgersteig stehend, zählte er den Fahrpreis auf den letzten Penny ab und ließ das Kleingeld in Yuris Hand fallen.

»Kein Trinkgeld?« fragte Yuri.

»Sie verdienen sowenig ein Trinkgeld wie ich einen Hieb ins Auge«, entgegnete Bloomburg. »Freuen Sie

sich, daß ich überhaupt bezahle.« Mit diesen Worten wandte er sich ab und steuerte auf die Drehtür des stilvollen Bankgebäudes aus Granit und Glas zu.

»Von einem Zionistenschwein hätte ich sowieso kein Trinkgeld erwartet«, schrie Yuri hinter ihm her.

Bloomberg zeigte ihm den Stinkefinger und verschwand in dem Gebäude.

Yuri schloß für einen Moment die Augen. Er mußte seine Gefühle unter Kontrolle bekommen, sonst beging er noch irgendeine Dummheit. Eins wünschte er sich allerdings aus tiefstem Herzen: daß Harvey Bloomberg auf der Upper East Side lebte, denn das war der Stadtteil, den er vernichten würde.

Plötzlich riß hinter ihm jemand die Tür seines Taxis auf und stieg ein. Yuri zuckte vor Schreck zusammen und drehte sich um.

»Ich bin nicht frei«, stellte er klar. »Steigen Sie bitte wieder aus!«

»Laut Ihrem Schild sind Sie frei«, entrüstete sich die Frau. Sie trug in der einen Hand eine Louis-Vuitton-Aktentasche und in der anderen ein ledernes Laptop-Köfferchen.

Yuri knipste den Schalter für die Beleuchtung des Off-Duty-Schildes an. »Jetzt sehen Sie, daß ich nicht frei bin. Raus mit Ihnen!«

»Das ist ja wohl nicht zu fassen!« schimpfte die Frau. Sie nahm ihre Taschen und verließ das Taxi. Zum Zeichen ihres Protestes ließ sie die Hintertür offenstehen. Dann trat sie auf die Straße, bedachte Yuri mit einem finsternen Blick und winkte ein anderes Taxi heran.

Yuri streckte seinen Arm durch das Fahrerfenster und versetzte der offenstehenden Tür einen Stoß. Sie war sofort zu. Dann reihte er sich in den Verkehr ein und fuhr in Richtung downtown. Für den Augenblick war er nicht in der rechten Laune, sich mit weiteren hochnäsigen Geschäftsleuten abzugeben, und schon gar nicht mit jüdischen Bankern. Statt dessen gab er sich lieber seinen Racheplänen hin; doch dafür brauchte er einen Beweis, daß sein Mittel auch wirklich so tödlich war, wie er es sich erhoffte. Also mußte er sich Klarheit darüber verschaffen, was aus Jason Papparis geworden war.

Das Büro der Corinthian Rug Company befand sich auf der Walker Street, südlich der Canal Street. Es lag im Erdgeschoß und verfügte über ein Schaufenster, in dem verblichene türkische Teppiche mit geographischen Mustern sowie ein paar Ziegenfelle ausgestellt waren. Yuri drosselte die Geschwindigkeit, als er sich dem Gebäude näherte. Die Tür war mit Goldbuchstaben beschriftet. Sie war verschlossen; aber wie Yuri wußte, hatte das nichts zu bedeuten. Als er die Firma ausgekundschaftet hatte,

war er etliche Male die Walker Street entlanggefahren und hatte die Tür immer verschlossen vorgefunden.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite dirigierte er den Wagen rechts auf eine markierte Ladezone und parkte. Er hatte beschlossen zu warten, obwohl er nicht genau wußte, auf was er eigentlich wartete. Irgendwie mußte er herausfinden, in welchem Gesundheitszustand sich Jason Papparis befand. Yuri war sicher, daß der Mann den Brief vom ACME-Reinigungsservice spätestens am Freitag erhalten hatte.

Das Warten war Balsam für Yuris Nerven, und wenn er an den nächsten Schritt in seinem großen Plan dachte, wurde er ganz aufgeregt! Er würde Curt Rogers berichten können, daß das Anthrax wirkte. Das wiederum würde bedeuten, daß er nur noch das Botulinustoxin testen mußte. Er hatte beschlossen, am Tag der Rache lieber gleich zwei Erreger einzusetzen anstatt nur einen. Dadurch wollte er die Möglichkeit eines technischen Versagens ausschließen. Die beiden Erreger töteten auf vollkommen unterschiedliche Weise, obwohl beide zunächst in Aerosolform gebracht werden mußten.

Yuri griff unter den Sitz, schob den als Verteidigungswaffe dort deponierten Reifenheber zur Seite und zog einen Flachmann hervor. Er hatte sich einen Schluck Wodka verdient. Nach der Vergewisserung, daß ihn nie-

mand beobachtete, nahm er hastig ein paar Züge des hochprozentigen Getränks. Dann seufzte er erleichtert. Ein Gefühl wohliger Wärme durchströmte angenehm seinen Körper. Jetzt fühlte er sich endlich ruhiger. Er war sogar imstande zu würdigen, daß es in jüngster Zeit ein paar Lichtblicke in seinem Leben gab.

Das Erfreulichste seit seiner Ankunft in Amerika war die Bekanntschaft mit Curt Rogers und dessen Kumpel Steve Henderson und daß er sich mit den beiden echt angefreundet hatte. Erst diese Freundschaft hatte seine diffusen Rachephantasien in eine realistische Möglichkeit zum Handeln verwandelt. Er war den beiden rein zufällig begegnet. Nach einem extrem langen Sommertag im Taxi hatte er in Bensonhurst im Bezirk Brooklyn an einer kleinen Kneipe mit dem Namen White Pride angehalten. Sein Flachmann war schon lange leer gewesen, und er hatte so einen Brand auf einen Schluck Wodka gehabt, daß er unmöglich noch bis zu seiner Ankunft in Brighton Beach hatte warten können, wo er lebte.

Es war nach elf Uhr abends, als er die überfüllte Kneipe betrat. Der Raum war düster und laut; von den Wänden hallten die Bässe des Heavy-Metal-Sounds von Skrewdriver wider. Die meisten Gäste waren hartgesotene weiße Jugendliche der Arbeiterklasse mit rasierten Köpfen gewesen, die ärmellose T-Shirts trugen und mit

Tattoos übersät waren. Yuri hätte sich denken können, welche Art von Klientel er in der Kneipe antreffen würde. Am Bordstein, direkt vor der offenstehenden Tür, waren ihm etliche blank polierte Harleys aufgefallen, auf denen Nazi-Aufkleber prangten. Er erinnerte sich noch, daß er hin- und hergerissen war, ob er den Laden überhaupt betreten sollte. Seine Intuition sagte ihm, daß Gefahr in der Luft lag; er roch das Unheil beinahe. Die Gäste starrten ihn feindselig an. Nach einem kurzen Augenblick der Unentschlossenheit ging er aus zwei Gründen dann doch das Risiko ein und marschierte entschlossenen Schrittes in die Kneipe. Zum einen befürchtete er, durch einen Rückzieher womöglich eine Verfolgungsjagd zu provozieren, ähnlich wie wenn man vor einem bissigen, aber unentschlossenen Hund davonläuft und gerade dadurch dessen Jagdinstinkt weckt. Zum anderen brauchte er den Wodka wirklich dringend, und alle anderen Kneipen in Bensonhurst wären wahrscheinlich mindestens genauso furchterregend.

Er setzte sich auf einen leeren Barhocker und beugte sich mit aufgestützten Ellbogen über die Theke. Seinen Blick richtete er stur geradeaus, doch kaum bestellte er seinen Drink, sorgte sein Akzent für ziemliche Unruhe. Ein paar Jugendliche mit herablassenden Mienen umzingelten ihn, doch als er gerade befürchtete, gewaltigen

Ärger zu bekommen, machten die Skinheads Platz und ließen einen glatt rasierten etwa Ende Dreißig oder Anfang Vierzig Jahre alten Mann vor, den die Jugendlichen zu respektieren schienen. Der Neuankömmling war dunkelblond, groß und schlank. Er trug sein Haar kurz, hatte sich den Kopf aber nicht rasiert; vom Stil her war es eher ein Soldatenschnitt. Wie die anderen Kneipengäste trug auch er ein T-Shirt; doch im Gegensatz zu den anderen war seines sauber, hatte kurze Ärmel und war gebügelt. Oben links auf dem T-Shirt war ein roter Feuerwehrmann-Helm aufgedruckt. Darunter stand: *Löschzug Nr. 7*. Im Gegensatz zu den Skinheads wies dieser Mann offenbar nur eine einzige Tätowierung auf: eine kleine amerikanische Flagge auf dem rechten Oberarm. »Sie kommen uneingeladen, mein Freund«, wandte sich der dunkelblonde Mann an Yuri. »Sie müssen entweder mutig sein oder dumm. Das hier ist ein privater Club.«

»Tut mir leid«, murmelte Yuri und machte Anstalten aufzustehen; doch der Mann hatte ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und ihn wieder auf seinen Hocker gedrückt.

»Sie klingen, als wären Sie Russe«, stellte der Mann fest.

»Bin ich auch«, gestand Yuri.

»Sind Sie Jude?«

»Um Gottes willen – nein«, platzte es aus ihm heraus. Die Frage überraschte ihn ziemlich.

»Leben Sie drüben in Brighton Beach?«

»Ja«, bestätigte Yuri nervös. Er hatte keine Ahnung, worauf die Unterhaltung hinauslaufen sollte.

»Ich dachte, alle Russen in Brighton Beach sind Juden.«

»Ich nicht«, beteuerte Yuri. Der Mann wußte, wovon er sprach. Die Mehrheit der russischen Emigranten in Brighton Beach waren in der Tat Juden. Das war einer der Gründe, weshalb Yuri so wenige Freunde hatte. Jüdische Organisationen, die ihre aus religiösen Gründen geflüchteten Glaubensbrüder willkommen hießen, gab es jede Menge. Die Juden waren die einzigen gewesen, die Rußland während des kommunistischen Regimes hatten verlassen dürfen, weshalb die russisch-jüdische Gemeinschaft in Brighton Beach zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs der Sowjetunion bereits relativ groß gewesen war. Doch Yuri hatte man ignoriert; er gehörte keiner Religionsgemeinschaft an.

»Höre ich da etwa eine negative Einstellung gegenüber dem jüdischen Glauben heraus?« fragte der dunkelblonde Mann. Yuri ließ seinen Blick durch den Raum schweifen und las einige der Slogans, die auf den T-Shirts der Skinheads prangten. Unter anderem entdeckte

er Sprüche wie *Der Holocaust ist ein von den Zionisten erfundenes Märchen* oder *Nieder mit der von Zionisten besetzten US-Regierung*. In dieser Situation hielt er es für klug, keinen Hehl aus seiner antisemitischen Gesinnung zu machen.

Bis zur letzten russischen Präsidentschaftswahl hatte er sich nie besonders viele Gedanken über Juden gemacht. Im Wahlkampf jedoch hatte er sich von der demagogischen Propaganda des Neofaschisten Wladimir Schirinowski und des Neokommunisten Genady Sjuga-now beeinflussen lassen. Aufgrund seiner *toska* und seines verletzten Nationalstolzes war Yuri für die abgedroschenen Sündenbocktheorien der beiden Demagogen sehr empfänglich gewesen.

»Weißt du was, mein Freund«, entgegnete jetzt der dunkelblonde Mann, nach Yuris Eingeständnis seiner rassistischen Gesinnung, »ich glaube, wir haben dich falsch eingeschätzt.« Er klopfte Yuri auf den Rücken. »Du bist nicht nur willkommen, dir bei uns einen Drink zu genehmigen – ich spendiere dir noch einen weiteren.«

Sein Gegenüber schnipste mit dem Finger nach dem Kellner, der sich aus Furcht vor einer Prügelei dezent zurückgezogen hatte. Auf das Zeichen hin kam er mit der Wodkaflasche zurück an den Tresen und füllte Yuris Glas bis zum Rand.

»Mein Name ist Curt Rogers«, stellte der Dunkelblonde sich vor und ließ sich auf dem Barhocker neben Yuri nieder. »Und das hier ist Steve Henderson«, fuhr er fort und wies auf seinen rothaarigen Kumpel, der auf der anderen Seite von Yuri Platz nahm. Steve war deutlich muskulöser als Curt; doch was seine Kleidung anging, ähnelte er seinem Freund. Auch auf seinem T-Shirt stand: *Löschzug Nr. 7*.

Diesem ersten Treffen folgten weitere, denn die drei Männer fanden schnell heraus, daß sie neben ihrer antisemitischen Gesinnung auch noch bei anderen Themen gleicher Meinung waren. Vor allem in ihrer Ansicht über die amerikanische Regierung stimmten sie hundertprozentig überein. »Diese ganze verdammte Mistregierung ist illegal, repressiv und verfassungswidrig«, wisperte Curt, als sie das Thema zum ersten Mal anschnitten. »Und es gibt nur eine Lösung. Die Regierung muß mit Gewalt gestürzt werden. Einen anderen Weg gibt es nicht. Und es muß bald passieren, denn die Zionisten werden jeden Tag stärker.«

»Tatsächlich?« hakte Yuri nach. Er war ziemlich geschockt, daß es Amerikaner gab, die so schlecht über ihre eigene Regierung dachten. Und wenn er Curt glauben durfte, der in politischen Dingen und was die amerikanische Geschichte anging, ganz schön etwas auf dem Ka-

sten zu haben schien, stellten die Unzufriedenen definitiv nicht nur eine kleine Minderheit dar. Die Patrioten, wie Curt sie nannte, waren angeblich über das ganze Land verteilt. Außerdem waren sie, wie er behauptet hatte, allesamt schwer bewaffnet und warteten nur auf das Startsignal für eine Revolte.

»Ich verfüge über sichere Informationen«, flüsterte Curt ihm bei einer anderen Gelegenheit zu. »Und zwar habe ich von einer absolut zuverlässigen Quelle erfahren, daß die Regierung in Montana Gurkha-Truppen ausbildet. Die Elitesoldaten sollen über Abertausende von schwarzen Helikoptern verfügen. Wenn nicht irgend etwas gegen diese verräterische Regierung unternommen wird, werden die Gurkhas von ihrem Trainingslager aus schon bald eine großangelegte Kommandoaktion starten und jeden Patrioten in unserem Land entwaffnen. Dann werden wir dem weltweit agierenden Zionismus absolut wehrlos gegenüberstehen.«

Damals hatte Yuri keine Ahnung, was Curt mit ›zuverlässiger Quelle‹ meinte, doch den Kern der Botschaft verstand er sehr wohl und fragte deshalb gar nicht erst nach. Die amerikanische Regierung war also noch perverser und noch gefährlicher als angenommen. Wie ziemlich schnell klar wurde, wollten sowohl er als auch Curt etwas gegen diesen Zustand unternehmen. Und in

der Tat konnten sie dabei einander unterstützen, denn jeder von ihnen verfügte über Fähigkeiten, die der andere nicht hatte. Yuri verfügte über die technische Erfahrung und das notwendige Know-how, biologische Mittel zur Massenvernichtung herzustellen; Curt hingegen kannte Leute, die die dafür notwendige Ausrüstung und das erforderliche Material beschaffen konnten. Er hatte eine militante Skinhead-Truppe mit dem Namen People's Aryan Army gegründet und behauptete, daß seine Terrortruppe jeden seiner Befehle bedingungslos befolgte.

»Ein Fahrzeug zum Versprühen von Schädlingsbekämpfungsmitteln?« fragte Curt, als Yuri ihn in einem frühen Stadium ihrer Planung darum bat. »Kein Problem! Sobald wir so ein Ding brauchen, können wir eins stehen. Auf Long Island gibt es jede Menge davon. Die Leute setzen sie auf den Kartoffelfeldern ein. Meistens stehen diese Fahrzeuge da sowieso nur rum und warten förmlich darauf, daß man sie mitnimmt.«

Etliche Wochen später saßen Curt, Yuri und Steve bei eisgekühltem Wodka zusammen und besiegelten per Handschlag den Beginn ihrer sogenannten Operation Wolverine. Yuri wußte zunächst nicht, was ein Wolverine war, weshalb Curt ihm erklärte, daß es sich dabei um einen Vielfraß handele, ein kleines, extrem bissiges und zugleich gerissenes Tier, das zur Familie der Marder ge-

höre. Dabei zwinkerte er Steve zu, denn der Name Wolverine bezog sich eigentlich auf eine Gruppe von Jugendlichen, die in dem propagandistischen Filmklassiker *Red Dawn* einen Überlebenskampf führten. *Red Dawn* war der Lieblingsfilm von Curt und Steve. Er handelte davon, wie die ›Wolverines‹ eine Invasion der russischen Armee abwehrten.

Yuri hätte die Aktion lieber Operation Rache genannt, doch als Curt und Steve so hartnäckig auf der Bezeichnung Wolverine bestanden, gab er nach. Wie Curt ihm zudem erklärte, hatte dieser Name für den ultrarechten Untergrund eine große Bedeutung.

Als sie ihren Wodka weggeputzt hatten, waren sie alle sehr aufgeregt. Ihr Bund war, wie Curt es ausdrückte, ein Segen des Himmels.

»Ich habe so ein Gefühl, daß dies womöglich der Funke sein könnte, der die Feuersbrunst entfacht«, verkündete Curt. »Wenn mitten in New York so etwas Riesiges passiert, muß danach einfach eine allgemeine Revolte losbrechen. Der Anschlag in Oklahoma City wird nach unserem Attentat nur noch wie ein Kinderstreich erscheinen.«

Ob Operation Wolverine einen allgemeinen Aufruhr verursachte oder nicht, war Yuri egal. Ihm reichte es, dieser selbstgefälligen amerikanischen Gesellschaft einen kräftigen Schlag zu verpassen. Jeglichen Ruhm, den ihm

die Aktion möglicherweise einbringen würde, wollte er gerne der Schirinowski-Bewegung zugute kommen lassen – und seinem Traum von der Rückkehr eines mächtigen russischen Reiches.

Ein plötzliches Klopfen auf den Kotflügel seines Autos riß ihn aus einer Selbstvergessenheit. Er wandte sich um und sah eine Politesse.

»Sie müssen mit Ihrem Taxi von hier verschwinden«, ordnete die Frau an. »Dies ist eine Ladezone.«

»Oh, tut mir leid«, entgegnete Yuri. Er legte den ersten Gang ein und brauste davon. Aber er fuhr nicht weit. Er drehte eine Runde um den Block und hielt dann wieder an der gleichen Stelle. Die Politesse sah er in der Ferne verschwinden.

Er setzte den Blinker, stieg aus und tat so, als ob er auf einen Fahrgast wartete. In der halben Stunde, die er dort mittlerweile stand, hatte weder jemand das Gebäude der Corinthian Rug Company betreten, noch war jemand herausgekommen. Er überquerte die Straße. An der gläsernen Bürotür schirmte er sein Gesicht mit den Händen ab und lugte hinein. Das Büro war leer, und es brannte kein Licht. Er probierte, ob sich die Tür öffnen ließ, doch sie war abgeschlossen.

Yuri schritt ein paar Meter die Straße hinunter und betrat einen benachbarten Laden. Während er im Taxi

gewartet hatte, hatte er dort etliche Leute ein- und ausgehen sehen. Es handelte sich um ein Geschäft für Briefmarkensammler. Beim Eintreten ertönte kurz eine an der Tür befestigte Bimmel, dann herrschte Grabesstille. Der Eigentümer kam aus einem Hinterzimmer angeschlurft. Auf der Spitze seiner Knollennase saß eine kleine Lesebrille; auf seiner Glatze trug er ein Gebetskäppchen, das er, wie Yuri vermutete, mit Klebstoff befestigt haben mußte.

»Ich soll einen Mr. Papparis von der Corinthian Rug Company abholen«, begann Yuri. »Das da draußen ist mein Taxi. Leider hat das Teppichgeschäft geschlossen. Kennen Sie einen Mr. Papparis?«

»Selbstverständlich.«

»Haben Sie ihn gesehen?« fragte Yuri. »Oder irgendwas von ihm gehört?«

»Nein. Er war den ganzen Tag noch nicht da. Aber das will nichts heißen. Wir laufen uns selten über den Weg.«

»Danke«, entgegnete Yuri.

»Keine Ursache.«

Als nächstes ging Yuri in den Laden, der sich auf der anderen Seite der Corinthian Rug Company befand. Dort bekam er die gleiche Antwort. Schließlich machte er es sich wieder in seinem Taxi bequem und überlegte, was er tun sollte. Er erwog, sämtliche Krankenhäuser in der näheren

Umgebung abzutelefonieren, entschied sich dann aber dagegen; schließlich wußte er nicht einmal, wo Jason Papparis überhaupt wohnte. Er überlegte auch, ob er Papparis' Nummer im Telefonbuch suchen sollte, kam aber schnell zu dem Schluß, daß es ziemlich dumm wäre, Papparis' Hause anzurufen. Yuri war bisher mit äußerster Vorsicht vorgegangen und hatte keine Lust auf unnötige Risiken. Für den Schlag, den er New York verpassen wollte, sollte es unter keinen Umständen eine Warnung geben.

Also fuhr er davon. Als er an die Ecke kam, an der die Walker Street in den Broadway mündete, fiel ihm ein, daß er nur etwas mehr als sechs Blöcke von der Feuerwehrwache auf der Duane Street entfernt war, wo Curt und Steve arbeiteten. Bisher hatte er seine beiden Partner noch nie bei der Arbeit besucht; doch jetzt beschloß er, kurz bei ihnen vorbeizuschauen. Er konnte ihnen zwar noch nicht bestätigen, daß das Anthrax wirkte – eine Frage, die er sowieso nur für rein theoretisch hielt –, doch er konnte sie zumindest informieren, daß er den Test in Gang gesetzt hatte. Und das war schließlich aufregend genug; denn es bedeutete, daß Operation Wolverine unmittelbar bevorstand. All die Planungen und Vorbereitungen waren beendet. Jetzt hieß es nur noch, ausreichende Mengen der Kampfstoffe herzustellen und sie zu versprühen.

3. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 11.30 Uhr

»Meinst du wirklich, wir sollten das tun?« fragte Steve Henderson. »Wir dürften wohl kaum so viel in Erfahrung bringen, daß es so ein Risiko wert ist.«

Curt packte seinen Freund am Ärmel und stoppte ihn. Sie standen vor dem Jacob Javits Federal Building am Federal Plaza Nummer 26. Jede Menge Menschen strömten über den belebten Platz. In dem Gebäude arbeiteten fast sechstausend Verwaltungsangestellte, tausend Bürger gingen hier täglich ein und aus.

Curt und Steve trugen ihre frisch gebügelten blauen Feuerwehruniformen der Klasse B. Ihre schwarzen Schuhe glänzten in der strahlenden Oktobersonne. Curts Hemd war einen Ton heller als das von Steve, außerdem zierte ein winziges goldenes Bullenhorn Curts Kragen. Vier Jahre zuvor war er zum Lieutenant befördert worden.

»Bei einer Operation von dieser Größenordnung sind Aufklärungseinsätze zwingend erforderlich«, wies Curt seinen Kumpel zurecht und vergewisserte sich durch einen verstohlenen Blick auf die hin- und herströmenden

Menschen, daß ihnen niemand Beachtung schenkte. »Was, zum Teufel, haben sie dir in der Armee eigentlich beigebracht? Das hier ist ein absolutes Muß!«

Seit ihrer Kindheit waren Curt und Steve miteinander befreundet. Sie waren beide in der von Arbeitern geprägten Gegend von Bensonhurst im Bezirk Brooklyn aufgewachsen; beide waren ruhige, höfliche und auf peinliche Ordnung bedachte Einzelgänger gewesen, die sich aufgrund ihrer gleichen Gesinnung im Laufe der Jahre, vor allem während der High-School-Zeit, zueinander hingezogen gefühlt hatten. Als Schüler verhielten sie sich ziemlich desinteressiert; bei Eignungsprüfungen hatten sie jedoch immer überdurchschnittliche Ergebnisse erzielt, wobei Curt noch besser abgeschnitten hatte als Steve. Auch in ihrer Unsportlichkeit glichen sie sich, obwohl Curts älterer Bruder einer der legendären Football-Stars von Bensonhurst gewesen war. Meistens hatten sie einfach nur ›herumgehangen‹, wie sie ihr Tun selber beschrieben. Schließlich waren sie bei der Armee gelandet: Curt nach einem sechsmonatigen erfolglosen Versuch, am College klarzukommen, und Steve, nachdem er ein Jahr lang im Klempnerbetrieb seines Vaters gearbeitet hatte.

»Ich habe bei der Armee genausoviel gelernt wie du bei den Marines«, schoß Steve zurück. »Komm mir bloß

nicht wieder mit dem Scheiß von deinen ach so tollen Marines!«

»Jedenfalls werden wir das Zeug unter keinen Umständen am D-Day hier reintragen, ohne das Gebäude vorher ausgekundschaftet zu haben«, entschied Curt. »Es muß in das Klimaanlage-System eingeleitet werden. Wir müssen sicherstellen, daß wir ungehinderten Zugang zu den Apparaturen haben.« Nervös nahm Steve das hohe Gebäude ins Visier. »Aber wir haben doch die Pläne. Wir wissen doch, daß sich die Anlage im zweiten Stock befindet.«

»Verdammt noch mal!« fluchte Curt. Dabei hob er verzweifelt die Hände, einschließlich seines Klemmbretts. »Kein Wunder, daß du bei den Green Berets rausgeflogen bist. Willst du kneifen, oder was?«

Im Gegensatz zu ihren eher dürftigen schulischen Karrieren hatten sich sowohl Curt als auch Steve in ihren jeweiligen Bereichen der Streitkräfte hervorgetan. Curt war nach Camp Pendleton in Kalifornien gegangen, Steve nach Fort Bragg in North Carolina. Sie waren beide schnell zu Unteroffizieren befördert worden. Die strengen Reglementierungen hatten ihren Ehrgeiz entfacht, so daß sie pflichteifrige, ordnungsbesessene Mustersoldaten geworden waren. Am meisten hatten sie sich für Waffen aller Art interessiert, vor allem aber für Sturmgewehre

und Handfeuerwaffen. Für ihre Treffsicherheit erhielten beide Auszeichnungen.

Über die Jahre hinweg hatten die beiden Freunde nur unregelmäßig Kontakt gehalten. Daß sie an verschiedenen Küsten stationiert waren und in unterschiedlichen Truppengattungen Dienst taten, hatte der Pflege ihrer Freundschaft im Wege gestanden. Höchstens wenn sie, was jedoch nur äußerst selten vorkam, zufällig beide gleichzeitig Urlaub machten, hatten sie sich in Bensonhurst getroffen. Dann war es jedesmal wie in alten Zeiten gewesen, und sie hatten ›Kriegsgeschichten‹ ausgetauscht – und zwar vom Golfkrieg. Obwohl sie nie darüber gesprochen hatten, waren sie beide davon ausgegangen, daß sie bei der Armee Karriere machen würden. Doch dann war es anders gekommen. Letztlich waren sie beide von ihren jeweiligen Truppen enttäuscht gewesen.

Curt hatte die schlimmere Erfahrung gemacht. Er hatte einen hohen Rang als Ausbilder bekleidet und Rekruten für einen Elite-Spähtrupp der Marines trainiert. Während eines besonders gefährlichen Nachtmanövers und auf ausdrücklichen Befehl von Curt, dem Feind nicht auszuweichen, war ein Rekrut gestorben. Die Nachforschungen hatten ergeben, daß Curt eine Mitverantwortung trug. Darüber, daß der junge Rekrut eigentlich gar nicht in die Eliteeinheit gehört hätte, hatte keiner ein Wort verloren;

er galt als ›Mamasöhnchen‹ und kam nur zu dieser Truppe, weil sein Vater ein hohes Tier in Washington war.

Curt war zwar nicht bestraft worden, doch der Zwischenfall hatte sein Ansehen befleckt und ihm seine weiteren Aufstiegschancen verbaut. Zuerst fühlte er sich am Boden zerstört, doch dann war seine Depression in Wut umgeschlagen. Er kam sich von der Regierung im Stich gelassen vor, und das nach all dem, was er für sein Land getan hatte. Als der Tag gekommen war, an dem er sich neu hätte verpflichten müssen, hatte er kurzerhand den Dienst quittiert.

Auch Steve war beim Militär nicht glücklich geworden. Nach einem langen und frustrierenden Bewerbungsverfahren war er endlich für eine Ausbildung bei den Green Berets akzeptiert worden. Doch dann hatte ihn plötzlich eine Grippe außer Gefecht gesetzt, so daß er die Ausbildung noch während des dreiwöchigen Bewertungslehrgangs unverschuldet hatte abbrechen müssen. Als er erfuhr, daß er die ganze Bewerbungsprozedur all seinen bisherigen außerordentlichen Verdiensten für die Armee zum Trotz von vorn beginnen mußte, war er entsetzt. Curts Beispiel gefolgt und mit dem Gefühl, verraten worden zu sein, aus dem Militärdienst ausgeschieden.

Nach etlichen Gelegenheitsjobs, meistens bei privaten Sicherheitsdiensten, war Curt schließlich als erster von den beiden bei der New Yorker Feuerwehr gelandet. Die Arbeit

hatte ihm von Anfang an Spaß gemacht: Das Hierarchiegefüge glich dem des Militärs; die Uniformen, die inspirierende Aufgabe, das Ehrgefühl und die interessante Ausrüstung – all das gefiel ihm. Ohne jegliche Art von Waffen kam der Job natürlich nicht ganz an den bei den Marines heran, aber immerhin fast. Außerdem konnte er wieder in Bensonhurst leben, was ihm ebenfalls sehr behagte.

Ziemlich bald hatte er auch Steve ermutigt, die Aufnahmeprüfung für den Staatsdienst abzulegen. Steve war eingestellt worden, und nach einigem Hin und Her hatten sie es sogar geschafft, für die gleiche Feuerwache und letztlich sogar beim gleichen Löschzug eingeteilt zu werden. Hier hatte sich der Kreis geschlossen. Sie wohnten wieder nachbarschaftlich in Bensonhurst und waren die dicksten Freunde.

»Natürlich kneife ich nicht«, stellte Steve mißmutig klar. »Ich habe nur das dumme Gefühl, daß wir uns Ärger einhandeln. Für das Gebäude ist nun mal keine Brandschutzinspektion vorgesehen. Was sollen wir tun, wenn sie auf der Wache anrufen?«

»Wer weiß schon, daß keine Inspektion ansteht?« fragte Curt zurück. »Und wenn jemand auf der Wache anruft? Na und? Der Brandmeister hat Urlaub. Außerdem führen wir nur gesetzlich vorgeschriebene Kontrollen durch. Ich habe nämlich herausgefunden, daß bei der

letzten Brandschutzinspektion dieses Verwaltungsgebäudes etwas beanstandet wurde. Falls irgend jemand Fragen stellt, sagen wir einfach, daß wir checken, ob die Beanstandung behoben wurde.«

»Was wurde denn beanstandet?«

»Der Inhaber des Sandwich-Kiosks im Erdgeschoß hat einen kleinen Grill aufgestellt«, erklärte Curt. »Wahrscheinlich hat irgendein Lebensmittelkontrolleur im nachhinein seine Zweifel bekommen. Eine Genehmigung für den Grill gibt es vermutlich sowieso nicht. Und dann ist er auch noch ohne Ansul-Trockenlöscheinrichtung dahingestellt worden. Wir prüfen einfach, ob der Mangel behoben wurde.«

»Zeig mal her!« forderte Steve seinen Freund auf.

»Traust du mir etwa nicht?« fragte Curt genervt. Er nahm eine Kopie der Beanstandung von seinem Klemmbrett und hielt sie Steve unter die Nase.

»Das darf doch nicht wahr sein!« staunte Steve und starrte auf das Formular. »Das ist ja perfekt!«

»Zweifelst du etwa an den Worten eines ehemaligen Marines?« witzelte Curt.

»Blödmann!« juxte Steve zurück.

Die beiden steuerten auf den Eingang zu. Sie bewegten sich wie Soldaten: mit gestrafften Schultern und den Blick stur geradeaus gerichtet.

»Das wird eine absolut perfekte Operation«, stellte Curt leise in Aussicht. »Hier drinnen befindet sich das größte FBI-Büro, abgesehen natürlich vom FBI-Hauptquartier in Washington D.C. Wenn ich nur daran denke, kriege ich eine Gänsehaut. Das wird die ganz große Revanche für Ruby Ridge.«

»Ich wünschte nur, hier drinnen befänden sich noch mehr Mitarbeiter des Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms«, entgegnete Steve. »Dann würden wir gleichzeitig auch noch Waco und die Davidianer rächen.«

»Die Regierung wird die Botschaft schon verstehen«, versicherte Curt. »Da mach dir mal keine Sorgen.«

»Glaubst du wirklich, daß Yuri das Zeug hinkriegt?«

Curt hielt seinen Freund zum zweiten Mal an. Die Passanten mußten ihnen ausweichen.

»Was ist los mit dir?« fragte Curt mit gedämpfter Stimme. »Warum bist du auf einmal so negativ drauf?«

»He! Ich frage doch nur!« erwiderte Steve. »Immerhin ist der Typ ein Spinner. Das hast du selber gesagt. Außerdem war er auch noch Kommunist.«

»Aber er ist keiner mehr«, berichtigte Curt.

»Hast du schon mal gehört, daß Tiger ihre Streifen ändern?« konterte Steve. »Yuri hat in der letzten Zeit ganz schön verrücktes Zeug von sich gegeben. Zum Beispiel,

daß er es gut fände, wenn die Sowjetunion sich wieder neu formieren würde.«

»Das meinte er doch nur im Zusammenhang mit der Sicherheit der Atomwaffen«, erklärte Curt.

»Ich habe da meine Zweifel«, äußerte Steve. »Und was sagst du zu seiner Behauptung, Stalin sei gar nicht so schlecht gewesen, wie die Leute immer behaupten? Das ist doch völlig durchgeknallt! Immerhin hat Stalin dreißig Millionen seiner eigenen Landsleute auf dem Gewissen.«

»Stimmt«, gab Curt zu und biß sich auf die Unterlippe. »Den Spruch fand ich auch merkwürdig.« Yuri hatte eine Schraube locker, daran bestand kein Zweifel. Zum Beispiel reichte es ihm nicht, nur das Jacob Javits Federal Building lahmzulegen; er wollte im Central Park einen ähnlichen Anschlag verüben, damit der andere Erreger sich über die gesamte Upper East Side ausbreitete. Seine Begründung dafür lautete, daß er so viele jüdische Bankiers wie möglich erwischen wollte. Curt hatte ihn zu überzeugen versucht, daß ein Anschlag auf das Bundesverwaltungsgebäude voll und ganz ausreichen würde; doch Yuri hatte auf seinem Plan bestanden.

»Immerhin haben wir uns ganz schön für ihn ins Zeug gelegt«, fuhr Steve fort. »Wir haben unsere Jungs darauf angesetzt, ihm aus der Mikrobrauerei drüben in New Jer-

sey diese Fermentationsanlagen zu klauen. Wir haben ihm alle möglichen Materialien zur Verfügung gestellt. Wir haben den Klan um den verrückten Gefallen gebeten, uns kistenweise Erde aus Oklahoma zu schicken, weil Yuri angeblich irgendwelche Bakterien braucht, die in der Erde verborgen sein sollen. Unsere Kumpels unten in Dixieland müssen uns doch für vollkommen abgedreht halten, daß wir uns Dreck von einer Rinderfarm schicken lassen.«

»Yuri sagt, er kann daraus die Bakterien isolieren«, entgegnete Curt. »Genauso habe ich es irgendwo im Internet gelesen. Sein Wunsch ist also gerechtfertigt.«

»Okay«, räumte Steve ein. »Dann ist es eben von mir aus so, daß Botulinusbakterien und Anthraxerreger im Dreck gedeihen – und zwar vorzugsweise in den Viehzuchtgegenden im Süden. Aber was hat Yuri vorzuweisen? Nichts! Er hat uns bis jetzt absolut gar nichts präsentiert. Weder haben wir irgendeine verdammte Bakterie gesehen, noch haben wir sein Labor zu Gesicht bekommen, das er sich angeblich im Keller gebaut hat.«

»Glaubst du etwa, er könnte uns gelehmt haben?« fragte Curt. Auf einmal ging ihm durch den Kopf, daß Yuri sie womöglich hängenließ und nur seinen eigenen Anschlag im Central Park durchzog.

»Wenn du dich mit einem Ausländer einläßt, mußt du mit allem rechnen«, orakelte Steve. »Vor allem, wenn es

auch noch ein Russe ist. Schließlich waren wir siebzig Jahre lang ihre Todfeinde.«

»Ich glaube, du bist ein bißchen paranoid«, entgegnete Curt und wischte mit einer Armbewegung Steves düstere Bestandsaufnahme beiseite. »Schließlich hat Yuri nichts gegen uns. Und den Anschlag auf das Verwaltungsgebäude will er genauso wie wir. Außerdem hat auch er von unserer Regierung die Schnauze gestrichen voll. Stell dir mal vor, dir hätten sie deine Ausbildung nicht anerkannt! Nach all den Jahren, die Yuri gebüffelt hat, muß er jetzt Taxi fahren! An seiner Stelle könnten die mich auch mal – kreuzweise!«

»Nur wissen wir leider gar nicht, ob er diese Ausbildung wirklich absolviert hat«, gab Steve zu bedenken.

»Das stimmt«, mußte Curt zugeben. Sie hatten keine Möglichkeit, Yuris Behauptungen zu überprüfen.

»Vielleicht ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, sich darüber den Kopf zu zerbrechen«, fuhr Steve fort. »Aber wo wir drauf und dran sind, unbefugterweise dieses Gebäude zu betreten und uns in Gefahr zu begeben, wünschte ich, wir hätten irgendeinen Beweis, daß Yuri seinen Teil der Arbeit auch wirklich erledigt.«

»Glaubst du etwa, er hat gar nicht in der sowjetischen Biowaffenindustrie gearbeitet?« fragte Curt.

»Ich glaube schon, daß er in dem Bereich gearbeitet hat«, erwiderte Steve. »Er weiß viel zuviel, als daß er das

alles hätte erfinden können. Denk nur an die persönlichen Geschichten, die er uns erzählt hat, zum Beispiel über den Tod seiner Mutter. Was ich mich allerdings frage, ist, warum sich der CIA bei seiner Ankunft in Amerika nicht nachdrücklicher für ihn interessiert hat. Vielleicht hat er ja in der Biowaffenfabrik nur den Fußboden gewischt und nicht, wie er vorgibt, in der Produktion gearbeitet.«

»Ich glaube, der CIA hatte kein Interesse an ihm, weil er erst so spät zu uns gekommen ist«, erklärte Curt. »Yuri hat uns doch von diesen beiden hohen Tieren aus der Biowaffenindustrie erzählt, die sich ein paar Jahre vor ihm in den Westen abgesetzt hatten. Offenbar weiß der CIA längst alles Wissenswerte von diesen beiden, unter anderem, wie dramatisch die Sowjetunion gegen das 1972 geschlossene Biowaffenabkommen verstoßen hat.«

»Eigentlich will ich ja auch nichts weiter als einen Beweis dafür, daß Yuri seine Arbeit macht«, stellte Steve klar. »Was auch immer das für ein Beweis sein mag.«

»Letzte Woche hat er erwähnt, er sei kurz davor, den Anthraxerreger zu testen«, bemerkte Curt.

»Das würde ich glatt als Arbeitsbeweis akzeptieren«, entgegnete Steve. »Vorausgesetzt, der Test funktioniert.«

»Was wirklich beruhigend wäre«, stimmte Curt ihm zu. »Aber ich halte es trotzdem für sinnvoll, diesem Ge-

bäude einen Besuch abzustatten. Wir riskieren ja nichts – erst recht nicht, wo unser Chef in Urlaub ist.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, lenkte Steve ein. »Zum Glück hast du ja auch noch diese schriftliche Be-
anstandung aufgetrieben.«

»Dann bist du also dabei?«

»Ich bin dabei«, versicherte Steve.

Sie betraten das Gebäude durch die Drehtür und reih-
ten sich in die Warteschlange vor dem Metalldetektor
ein. Als sie den Detektor passiert hatten, verwies der Lei-
ter des Sicherheitsdienstes sie an das Büro der Wartungs-
abteilung.

»So weit, so gut«, flüsterte Steve.

»Entspann dich!« riet Curt. »Das wird ein Kinder-
spiel.«

Die Tür zum Büro der Wartungsabteilung stand offen.
Curt ging voraus und steuerte den Tisch der Sekretärin
an. In dem Büro herrschte hektische Betriebsamkeit; etli-
che Mitarbeiter beantworteten eingehende Anrufe, andere
tippten an Computern.

»Kann ich etwas für Sie tun?« fragte die Sekretärin.
Sie war ziemlich füllig und schwitzte trotz eingeschalte-
ter Klimaanlage.

Curt öffnete seine Brieftasche und zeigte seinen Na-
mensanstecker, der ihn als Lieutenant der Feuerwehr

auswies. An seiner Kleidung trug er den Anstecker nur bei Beerdigungen, wenn er ihn mit einem schwarzen Band zierte und er seine Klasse-A-Uniform anlegte.

»Brandschutzinspektion«, stellte Curt sich vor.

»Also«, entgegnete die Sekretärin. »Einen Augenblick bitte. Ich rufe den technischen Leiter.«

Sie verschwand in ein Hinterzimmer.

Curt sah Steve an. »Ein Kinderspiel – hab ich's dir nicht gesagt?«

»Spürst du, wie die Luft hier drinnen zirkuliert?« fragte Steve. »Ja«, erwiderte Curt.

Steve reckte seinem Freund den Daumen entgegen. Curt nickte. Er wußte, was Steve dachte. Je intensiver die Luft in dem Gebäude in Bewegung war, desto effizienter würde sich der Erreger verbreiten.

Ein paar Sekunden später erschien der technische Leiter, ein Afroamerikaner mittleren Alters. Er trug einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte. Curt war baff. Er hatte einen Mann in einem mit Schmierflecken übersäten Overall erwartet. Ein kurzer Blick zur Seite verriet ihm, daß Steve keine Miene rührte. Falls er ebenfalls überrascht war, zeigte er es zumindest nicht.

»Mein Name ist David Wilson. Was kann ich für Sie tun? Ich wundere mich über Ihren Besuch. Eigentlich ist

für heute keine Brandschutzinspektion vorgesehen.« Wilsons Feststellung klang nicht provokant, nur nüchtern.

»Sie haben recht.« Curt nickte. »Dies ist ein unangemeldeter Besuch. Wir möchten prüfen, ob der bei der letzten Inspektion bemängelte Verstoß gegen die Vorschriften behoben wurde. Es geht um den Grill im Erdgeschoß. Und wenn wir schon mal hier sind, würden wir gerne auch gleich die anderen Sachen auf unserer Prüfliste abhaken; das heißt, wir würden uns auch die Standrohre, die Feuerlöcher, die Sprinkleranlage, die Schläuche und die Rauchdetektoren ansehen ... Sie wissen schon, das Übliche.«

»Das Ansul-Element ist umgehend installiert worden«, versicherte Wilson. »Wir haben den schriftlichen Nachweis direkt an die Feuerwehr geschickt.«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würden wir uns das Element gerne einmal ansehen«, beharrte Curt. »Nur um auf Nummer Sicher zu gehen.«

»Ist es in Ordnung, wenn einer von meinen Mitarbeitern Sie begleitet?« fragte Wilson. »Ich bin mitten in einer Sitzung.«

»Kein Problem«, willigte Curt ein.

Fünf Minuten später leistete ihnen ein großer, dünner und wortkarger Mann Gesellschaft, der genau die Art Overall trug, die Curt an David Wilson erwartet hatte. Ihr Begleiter hieß Reggy Sims. Er war Elektrikergehilfe.

Als erstes gingen sie ins Erdgeschoß und prüften den Grill in dem Sandwich-Kiosk. Da der mittägliche Ansturm bevorstand, brutzelten auf dem Rost jede Menge Würstchen und Hamburger. Curt brauchte etwa zwei Sekunden, bis er verkündete, daß er mit der Ansul-Trockenlöscheinrichtung zufrieden sei.

Die allgemeine Inspektion führten Curt und Steve nur pro forma durch. Sie machten sich gar nicht erst die Mühe, sich alles anzusehen. Falls der Mitarbeiter der Wartungsabteilung mißtrauisch war, ließ er sich das nicht im geringsten anmerken. Er schien auch keine Eile zu haben, wieder in seine Werkstatt zu kommen.

»Was ist mit dem Klimaanlagensystem?« fragte Curt.

»Was soll damit schon sein?« fragte Reggy zurück.

»Wir würden es uns gerne ansehen«, erklärte Curt.
»Schließlich müssen wir wissen, wie wir das System ausschalten oder notfalls zumindest einzelne Bereiche stilllegen können. Falls mal ein Feuer ausbricht, wollen wir schließlich nicht, daß der Rauch bis sonstwo geblasen wird. Wo befindet sich der Leistungsschalter?«

»Im Maschinenraum im zweiten Stock«, gab Reggy Auskunft.

»Und wo finden wir den Haupt-Lufteinlaß?«

»Auch im Maschinenraum«, ergänzte Reggy.

»Gut«, entschied Curt, »dann schauen wir uns die mal an.«

»Und warum?« wollte Reggy wissen.

»Es sollte sowohl für die neu hereinströmende Luft als auch für die in den Kreislauf zurückgeführte Luft Rauchdetektoren geben«, erklärte Curt. »Wir müssen zumindest einen Blick darauf werfen. Eigentlich müßten wir die Detektoren sogar testen.«

Reggy zuckte mit den Schultern und führte die beiden in den großen Maschinenraum.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Der riesige Raum stand voll mit Apparaturen jeder Art, unter anderem gab es mächtige Elektroschaltanlagen, riesige Boiler, Kompressoren und Pumpen. Eine verwirrende Anordnung von Rohren und Leitungen gabelte sich in alle Richtungen. Kaum ein Mensch machte sich je Gedanken darüber, wie aufwendig es war, ein so großes Gebäude wie das Jacob Javits Federal Building zu heizen und zu kühlen, die Fahrstühle in Betrieb zu halten oder einfach nur dafür zu sorgen, daß aus den Hähnen im zweiunddreißigsten Stock Wasser kam. Für all das benötigte man eine Menge Energie und unzählige Maschinen, die rund um die Uhr auf Hochtouren liefen.

Die Hauptluftkanäle waren gigantisch. Sie führten an der einen Wand des riesigen Raums entlang, bevor sie sich verästelten wie ein großer, gefälltter Baum. In regelmäßigen Abständen gab es lukenartige Türen, die wie auf einem Schiff mit schweren Riegeln verschlossen waren.

Reggy mußte schreien, um sich verständlich zu machen. Er klopfte gegen das Metall eines der Luftkanäle und brüllte über den Lärm hinweg, daß sich darin Frischluft befinde, die von draußen eingesogen werde. Dann zeigte er, an welcher Stelle sie sich mit der noch einmal in den Kreislauf zurückgeführten Luft vermischte.

Reggy schritt den Luftkanal ab und klopfte noch einmal dagegen. »Hier befinden sich die Filter!« schrie er. »Welchen Teil des Kanals wollen Sie prüfen?«

»Den Teil hinter den Filtern!« schrie Curt zurück.

Reggy nickte. Er steuerte auf einen gewaltigen Schalter zu und stellte ihn um. Ein Teil der Maschinen verstummte.

»Das ist der Schalter für den Hauptumlüfter«, erklärte Reggy. Er ging zu einer der lukenähnlichen Türen und löste den Riegel. Sie öffnete sich mit einem lauten Quietschen.

»Wir befinden uns jetzt oberhalb des Hauptumlüfters«, erklärte Reggy. »Wenn er in Betrieb ist, kann man diese Tür nicht öffnen – wegen dem zu großen Sog.«

Curt öffnete die Tür ein Stück und warf einen Blick in das dunkle Innere. Um besser sehen zu können, nahm er seine Taschenlampe aus der Befestigung an seinem Gürtel und schaltete sie an. Zunächst richtete er den Strahl auf die Filter. Steve versuchte, über seine Schulter zu spähen, doch die Tür war zu eng.

»Wenn Sie wollen, können Sie reingehen«, schlug Reggy vor.

Curt bückte sich und trat über die Schwelle. Dann richtete er den Strahl der Taschenlampe noch einmal auf den Filter. Steve versuchte von der Tür Luke aus ebenfalls etwas zu sehen. Reggy ging zum Schaltpult der Klimaanlage und deaktivierte das Alarmsignal, das einen Druckabfall im System ankündigte.

»Verstehst du jetzt, warum es absolut notwendig ist, die Gegebenheiten vor Ort auszukundschaften?« fragte Curt. In dem isolierten Luftkanal war der Lärm aus dem Maschinenraum kaum zu hören.

»An die Filter habe ich überhaupt nicht gedacht«, gestand Steve.

Curt richtete den Strahl der Taschenlampe in die entgegengesetzte Richtung. Die riesigen Blätter des Umlüfters drehten sich immer noch langsam. Dann leuchtete er die Decke an und entdeckte den Rauchdetektor. Um ihn zu testen, benötigte er eine Leiter.

»Das ist der Detektor, der uns interessiert«, bestimmte er.

»Jetzt müssen wir auf dieser Ebene nur noch einen zugänglichen Luftrücklauf finden, damit einer von unseren Leuten hier eine Rauchbombe zur Explosion bringen kann.«

»Glaubst du, es gibt für diesen Rauchdetektor einen spezifischen Hinweis auf dem Feuermeldeschaltpult?« fragte Steve. »Würde mich überraschen, wenn nicht«, erwähnte Curt. »Aber selbst wenn es ihn nicht gibt, wird das Schaltpult uns sagen, daß sich in dem Klimaanlage-System ein aktivierter Rauchdetektor befindet. Wir werden also so oder so einen Grund haben, hier einzudringen.«

»Vorausgesetzt, wir sind schneller vor Ort als Löschzug Nummer 6 von der Beekman Street«, wandte Steve ein.

»Sie können niemals vor uns hier sein«, hielt Curt seinem Freund vor Augen. »Löschzug Nummer 6 muß von der anderen Seite des Rathauses anrücken. Bevor die hier sind, stehen wir längst in diesem Luftkanal. Wenn wir uns um irgend etwas Sorgen machen müssen, dann um unsere eigene Truppe. Wir müssen uns unbedingt darauf verlassen können, daß unsere Leute wie besprochen alle Fahrstühle ins Erdgeschoß holen.«

»Was tun wir, wenn wir hier ankommen?« wollte Steve wissen. »Wo bleiben wir mit dem Stoff?« Er ließ seinen Blick über den Boden des Luftkanals schweifen. Es gab keinen Winkel, in dem man etwas verstecken konnte.

»Yuri hat gesagt, er liefert uns das Zeug als feines Pulver in undurchlässigen Plastiktaschen. Wir lassen die

Taschen einfach hier stehen und stellen die kleinen zeitgesteuerten Detonatoren ein. Wenn sie hochgehen, sind wir längst über alle Berge.«

»Meinst du nicht, wir sollten die Taschen verstecken?«

»Ich wüßte nicht, warum«, erwiderte Curt.

»Und was ist, wenn jemand hier reingeht, nachdem wir weg sind?« fragte Steve.

»Hast du gehört, wie die Tür gequietscht hat, als Reggy sie öffnete?« fragte Curt zurück. »Hier kommt keiner rein. Aber um auf Nummer Sicher zu gehen, werden wir dann vorsichtshalber den Rauchdetektor deaktivieren und das Feuermeldesystem ausschalten.«

»Eine gute Idee«, lobte Steve. Er zuckte mit den Achseln. »Ich glaube, es klappt.«

»Da kannst du Gift drauf nehmen«, entgegnete Curt. »Komm! Laß uns schnell noch einen geeigneten Luftrücklauf suchen! Dann können wir unsere vorgetäuschte Brandinspektion beenden. Wir sollten uns langsam auf den Weg zur Feuerwache machen.«

Den geeigneten Luftrücklauf fanden sie mühelos. Als sie den Maschinenraum verließen, fragte Curt nach der nächsten Toilette. Während Reggy draußen wartete, machten Curt und Steve einen geeigneten Luftschacht ausfindig, dessen Abdeckung sich leicht entfernen ließ.

Sie vermuteten, daß sich der Luftkanal direkt hinter dem Rauchdetektor befand, den sie gerade inspiziert hatten.

»Einer von unseren Jungs muß einfach nur diese Abdeckung entfernen und eine Rauchbombe hineinwerfen«, erklärte Curt. »Das dürfte reichen. Die Bombe wird mit Sicherheit Alarm auslösen.«

Eine halbe Stunde später überquerten Curt und Steve erneut den Platz vor dem Verwaltungsgebäude. Die Sonne war hinter einer Wolkenfront verschwunden, plötzlich aufkommende Windböen scheuchten die Tauben auf. Curt mußte sein Klemmbrett festhalten, damit ihm die Papiere nicht wegwehten. Sie stiegen in ihren Dienstwagen, den sie am Straßenrand geparkt hatten.

Curt startete den Motor und reihte sich in den Verkehr ein. »Bist du mit der Ausarbeitung unserer Fluchtroute vorangekommen?« fragte er. Sie hatten die Planung der Operation so aufgeteilt, daß Curt sich auf den Anschlag selbst konzentrieren und Steve den Fluchtweg austüfteln sollte.

»Alles erledigt«, verkündete Steve. »Ich habe die letzten Abende stundenlang am Computer gesessen und per Internet bis hinauf in den Bundesstaat Washington und notfalls sogar bis Kanada überall sichere Unterkünfte für uns organisiert. Unsere Kampfgefährten waren allesamt mehr als hilfsbereit.«

»Waren sie neugierig, was wir vorhaben?« wollte Curt wissen. »Das ist noch stark untertrieben«, erwiderte Steve. »Aber ich habe nichts verraten – außer, daß wir ein großes Ding planen.«

»Manchmal glaube ich, daß wir die Storys aus den *Turner Diaries* in die Wirklichkeit umsetzen«, lachte Curt in sich hinein. Er bezog sich auf seinen Lieblingsroman, der bei den gewalttätigen rechten Ultras ein wahrer Hit war. In dem Roman provozierte der Protagonist Turner durch eine Bombardierung des Hauptsitzes des FBI in Washington, D.C., einen allgemeinen Aufruhr.

Curt konnte sein Glück gar nicht fassen, daß ihm ganz durch Zufall eine potente Massenvernichtungswaffe in den Schoß gefallen war. Jetzt hatte er endlich die entsprechenden Machtmittel in der Hand, um der Regierung einen ernsten und entscheidenden Schlag zu versetzen. Diese zionistischen Bastarde in Washington sollten Lehrgeld dafür zahlen, daß sie wie in Ruby Ridge und in Waco mit dem FBI und dem ATF Krieg gegen ihre eigenen Bürger geführt hatten. Sie sollten kapieren, daß die Zeit der Verschwörungen gegen das eigene Volk ein und für allemal vorbei war, ebenso wie Schluß damit war, die Leute ihrer liebsten Rechte zu berauben, wie etwa des Rechts, Waffen zu tragen. Ferner hatte Schluß zu sein mit der Befürwortung von Abtreibung, Rechten für Ho-

mosexuelle oder irgendwelchen Antidiskriminierungsprogrammen. Überhaupt mußte der fortschreitenden Tolerierung der Rassenmischung ein Ende bereitet werden, ebenso wie dem illegalen Agieren der Finanzbehörden und der Unterstützung der Vereinten Nationen. Die Liste ließ sich beinahe endlos fortsetzen.

Kopfschüttelnd dachte Curt darüber nach, wie weit die Regierung in seinen Augen von ihrem verfassungsrechtlichen Mandat abgewichen war. Sie hatte verdient, was ihr nun bevorstand. Natürlich würde es auch Opfer unter den Zivilisten geben, aber das ließ sich nicht vermeiden. Schließlich hatte sogar die amerikanische Revolution Opfer unter der Zivilbevölkerung gefordert. Wie der ›Schuß, den man in der ganzen Welt gehört hat‹, würde Operation Wolverine ziemlich folgeschwer sein, und falls sie, ähnlich der Schlacht von Bunker Hill, die die Entstehung einer neuen Regierung bewirkt hatte, den Beginn der neuen ›Fünften Ära‹ einläuten sollte, würde man ihn vermutlich als eine Art modernen George Washington verehren. Diese Vorstellung versetzte ihn in einen regelrechten Rausch.

»Der allgemeine Aufruhr könnte schon losbrechen, bevor wir die Westküste erreichen«, riß Steve ihn aus seiner Träumerei. »Unsere Truppen warten nur auf ein Zeichen. Dann starten sie den koordinierten Einsatz.

Selbst wenn Operation Wolverine nur halb so viele Leute dahinrafft, wie Yuri vermutet, könnte sie den Durchbruch bringen.«

»Mir ist gerade genau das gleiche durch den Kopf gegangen«, vertraute Curt ihm an. Auf seinem Gesicht machte sich ein selbstzufriedenes Grinsen breit. Er stellte sich vor, wie er auf den Internet-Propagandaseiten der Ultrarechten gefeiert werden würde.

»Wenn es tatsächlich zu einem allgemeinen Aufruhr kommt«, fuhr Steve fort, »sollten wir uns meiner Meinung nach in Michigan verschanzen. Soweit ich gehört habe, sind unsere Milizen dort am besten organisiert. Wahrscheinlich wären wir da ziemlich sicher.«

»Wie sollen wir denn laut deinem Plan aus der Stadt kommen?« fragte Curt.

»Mit einem PATH-Zug vom World Trade Center«, erwiderte Steve. »Sobald wir den Stoff deponiert haben und wieder auf der Wache sind, kündigen wir. Wir marschieren direkt in das Büro unseres Chefs und sagen adios.«

»Er wird an die Decke gehen«, protestierte Curt. Von diesem Teil des Plans hatte er noch nichts gehört, und er hatte auch keine Gedanken daran verschwendet.

»Daran lässt sich nichts ändern«, stellte Steve klar. »Wir müssen so schnell wie möglich aus der Stadt verschwinden – vor allem, weil Yuri mit seiner Aktion zur

gleichen Zeit losschlagen will wie wir. Ich bin mir ganz und gar nicht so sicher wie er, daß das Zeug wirklich nur über die Upper East Side weht.«

»Du bist schlau«, entgegnete Curt. »Aber warum machen wir uns nicht einfach aus dem Staub? Warum sollten wir irgend jemandem etwas sagen?«

»Weil wir damit zuviel Aufmerksamkeit erzeugen würden«, erklärte Steve. »Man würde sofort nach uns suchen, vielleicht würde sogar der Verdacht aufkommen, wir seien umgebracht worden. Laut Yuri haben wir bei einem Biowaffenanschlag zwei bis fünf Tage Zeit, bis die Hölle losbricht. Bis dahin sollten wir möglichst weit weg sein.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, räumte Curt ein.

»Wir erzählen dem Brandmeister, daß wir von der Bürokratie und der mangelnden Disziplin die Schnauze voll haben. Das ist nicht mal gelogen. Wir haben beide schon oft genug darüber geklagt, wie sehr es mit der Feuerwehr bergab geht.«

»Und was ist, wenn der Brandmeister unsere Kündigungen nicht annimmt?«

»Was soll er schon tun?« fragte Steve zurück. »Uns in Ketten legen?«

»Das kann er wohl nicht«, räumte Curt ein. Er hatte ein ungutes Gefühl bei dem Gedanken, einem wütenden

Chef gegenüberzutreten. »Vielleicht sollten wir über diesen Teil noch einmal nachdenken.«

»Von mir aus«, entgegnete Steve. »Solange wir den frühestmöglichen PATH-Zug nach New Jersey kriegen, ist es mir ziemlich egal, was wir irgendwem erzählen. Unsere Fluchtroute steht jedenfalls – da habe ich überhaupt keine Bedenken. Ich habe uns einen alten Pickup organisiert; er steht in einer Garage in New Jersey, in der Nähe des Bahnhofs, an dem der Zug zum ersten Mal hält. Damit fahren wir zu unserem sicheren Quartier in Pennsylvania. Von dort fahren wir mit einem anderen Wagen weiter. Ich habe dafür gesorgt, daß uns nach jeder Übernachtung ein neues Fahrzeug zur Verfügung steht.«

»Klingt gut«, stellte Curt fest.

Er bog in die Einfahrt der Feuerwache Duane Street ein und parkte am äußersten Rand, um keinem der funkelnden roten Einsatzwagen den Weg zu blockieren. Er warf Steve einen kurzen Blick zu und reckte ihm zum Zeichen des Sieges beide Daumen entgegen; Steve erwiderte die Geste.

»Operation Wolverine ist angelaufen!« schmetterte Curt.

»Armageddon, wir kommen!« fügte Steve hinzu.

Sie stiegen aus. Bob King, einer der neuen Feuerwehrleute, der gerade das Löschfahrzeug Nummer 7 polierte, sah von seiner Arbeit auf. »He, Lieutenant!« rief er.

Curt warf dem Neuen einen erstaunten Blick zu.

»Ein Taxifahrer hat nach Ihnen gefragt«, erklärte Bob.
»Ein kleiner, gedrungener Kerl mit Akzent. Klang nach einem Russen.«

Curt sah Steve an. Steve starrte zurück; er schien bestürzt. Offenbar gefiel ihm diese Nachricht genausowenig. Sie hatten sich darauf verständigt, daß Yuri niemals auf der Feuerwache aufzukreuzen hatte. Ihre Kontakte sollten sich einzig und allein auf Telefonate und Treffen in der White Pride Bar beschränken.

»Was wollte er denn?« fragte Curt mit heiserer Stimme. Er mußte sich räuspern. Bei einer Operation dieser Größenordnung durfte man sich keinen Patzer erlauben.

»Sie sollen ihn anrufen«, erwiderte Bob. »Er schien enttäuscht zu sein, daß Sie nicht hier waren.«

»Was hast du ihm denn getan?« brüllte ein anderer Feuerwehrmann, der hinter einem Löschwagen hervorlugte. »Hast du vergessen, ihm Trinkgeld zu geben?«

Vier weitere Kollegen brachen in lautes Gelächter aus; sie saßen bei geöffneten Kipptoren in der Oktobersonne auf dem Bürgersteig und spielten Karten.

»Hat er seinen Namen oder eine Telefonnummer hinterlassen?« fragte Curt.

»Nein«, erwiderte Bob. »Er hat nur gesagt, daß Sie ihn anrufen sollen. Ich dachte, Sie wüßten, wer der Mann ist.«

»Ich habe nicht den geringsten Schimmer«, log Curt.

»Vielleicht kommt er ja noch mal vorbei«, lautete Bobs Kommentar.

Curt bedeutete Steve, ihm zu folgen. Sie stiegen die Treppen zu den Aufenthaltsräumen hinauf. Curt öffnete die Toilettentür und vergewisserte sich, daß niemand in einer der Toiletten oder der Dusche war.

»Das gefällt mir überhaupt nicht«, zischte er; er mußte sich zwingen, seine Stimme zu mäßigen. »Warum, zum Teufel, läßt er sich hier blicken?«

»Ich hab' dir doch gesagt, daß der Kerl nicht ganz dicht ist«, entgegnete Steve.

Curt lief auf und ab wie ein Löwe in seinem Käfig. Seinen leicht vorstehenden Kiefer hielt er krampfhaft zusammengepreßt. Er konnte es einfach nicht fassen, daß Yuri so eine Dummheit begangen hatte.

»Hoffentlich entpuppt er sich nicht als tickende Zeitbombe!« gab Steve zu bedenken. »Ich glaube, wir sollten mal ein ernsthaftes Gespräch mit ihm führen. Bei der Gelegenheit kann er uns auch gleich den Beweis liefern, daß er uns nicht verschaukelt.«

Curt nickte im Gehen und blieb stehen. »Okay. Nach der Arbeit fahren wir bei ihm zu Hause in Brighton Beach vorbei und nehmen ihn uns zur Brust. Erst verclickern wir ihm, wie wichtig unsere Sicherheitsvorkeh-

rungen sind, und dann gucken wir uns mal sein Labor an. Sozusagen um zu kontrollieren, ob er auch wirklich tut, was er zu tun vorgibt.«

»Kennst du seine Adresse?« fragte Steve.

»Oceanview Lane Nummer fünfzehn«, meldete Curt.

4. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 12.30 Uhr

»Klopf, klopf«, rief eine Stimme.

Jack und Chet sahen von ihrer Arbeit auf. In der Tür stand Agnes Finn, die Leiterin des Mikrobiologie-Labors.

»Ich habe irgendwie ein Déjà-vu-Erlebnis«, stellte Agnes fest. »Leider eins von der Sorte, die ich weniger mag.« Über ihr normalerweise eher ernstes Gesicht huschte ein vorsichtiges Lächeln. Jack staunte nicht schlecht; so viel Humor hatte Agnes noch nie an den Tag gelegt. Sie hielt einen Zettel in der Hand.

Jack wußte sofort, worauf Agnes anspielte. Drei Jahre zuvor, als sie bei einem mysteriösen Infektionsfall Pest diagnostizierte, hatte sie ebenfalls Wert darauf gelegt, die schockierenden Ergebnisse persönlich zu überbringen.

»Erzählen Sie nichts von Anthrax«, sagte Jack.

Agnes schob ihre mit extrem dicken Gläsern versehene Brille ein Stück höher und reichte Jack den Zettel mit dem Ergebnis des direkten Immunfluoreszenztests, den sie an einem der Mediastinal-Lymphknoten vorgenommen hatte. Auf dem Papier stand in Großbuchstaben: ANTHRAX POSITIV.

»Das ist ja unglaublich!« schnaubte Jack. Er reichte den Zettel an Chet weiter, der das Ergebnis genauso ungläubig bestaunte.

»Wahrscheinlich wollten Sie das Ergebnis so schnell wie möglich haben«, vermutete Agnes.

»Auf jeden Fall«, entgegnete Jack verstört. Seine Augen waren glasig, sein Hirn arbeitete bereits auf Hochtouren.

»Wie sicher ist der Test?« fragte Chet.

»Etwa hundert Prozent«, erwiderte Agnes. »Er ist sehr spezifisch, und die Reagenzien sind nicht alt. Nach all den exotischen Infektionskrankheiten, die Jack vor ein paar Jahren diagnostiziert hat und die damals so einen Wirbel produzierten, habe ich dafür gesorgt, daß wir auf nahezu alle Tests vorbereitet und auf dem neuesten Stand sind. Um die Diagnose endgültig bestätigen zu können, haben wir natürlich auch noch Kulturen angelegt.«

»Milzbrand beziehungsweise Anthrax verbreitet sich durch Sporen«, äußerte Jack, als ob er gerade aus einer Trance erwachte. »Gibt es Tests für die Sporen, oder müssen Sie sie erst keimen lassen und dann auf die Bakterie testen?«

»Es gibt die sogenannte Polymerasekettenreaktion oder kurz PCR-Analytik, mit der man auf Sporen testen kann«, erklärte Agnes. »Im Mikrobiologie-Labor können wir diesen Test nicht durchführen, aber Ted Lynch vom

DNA-Labor wird Ihnen sicher weiterhelfen. Haben Sie irgend etwas, das Sie auf Sporen testen wollen?»

»Noch nicht«, sagte Jack nachdenklich.

»O je«, stöhnte Chet. »Der Ton gefällt mir gar nicht. Du hast doch nicht etwa vor, einen Ausflug an die Front zu machen?«

»Ich weiß es noch nicht«, gestand Jack. Er war ziemlich benommen. Ein Fall von Lungenmilzbrand in New York war genauso ungewöhnlich wie das Auftreten von Pest.

»Hast du schon vergessen, was dir letztes Mal passiert ist, als du die Erforschung der Infektionsfälle in die eigene Hand genommen hast?« fragte Chet. »Nur zur Erinnerung: Man hätte dich um ein Haar gekillt.«

»Danke, Agnes«, wandte sich Jack an die Leiterin des Mikrobiologie-Labors, ohne Chet zu beachten. Dann beugte er sich wieder über seinen Schreibtisch und schob die Papiere beiseite, die den Tod des im Gefängnis verstorbenen Häftlings betrafen – ein Fall, der laut Calvin erste Priorität hatte. Er nahm die Unterlagen des Jason-Papparis-Falls aus der Aktenmappe und blätterte die Seiten durch, bis er auf den gerichtsmedizinischen Ermittlungsbericht von Janice Jaeger stieß.

»He, ich spreche mit dir!« machte Chet sich noch einmal bemerkbar. Er ärgerte sich immer, wenn Jack ihn einfach wie Luft behandelte.

»Da hab' ich's ja«, murmelte Jack vor sich hin. Er hielt Janice' Bericht in der Hand und zeigte mit dem Finger auf den Satz, in dem die Ermittlerin festgehalten hatte, daß Mr. Papparis im Teppichgeschäft tätig gewesen war. »Sieh dir das mal an!«

»Ich sehe es ja«, entgegnete Chet unmutig. »Hast du gehört, was ich eben gesagt habe?«

»Das Problem ist nur, daß wir nicht wissen, mit welcher Art von Teppichen er gehandelt hat«, fuhr Jack unbeirrt fort. »Ich glaube, das könnte wichtig sein.« Er drehte den Bericht um. Wie Janice versprochen hatte, standen auf der Rückseite der Name und die Telefonnummer des Hausarztes von Mr. Papparis.

Jack vollführte eine halbe Drehung und griff zum Telefonhörer. Er wählte die Nummer des Bronx General Hospitals. Es meldete sich die Telefonzentrale.

»Dann eben nicht«, grummelte Chet und ließ die Schultern hängen. »Du mußt mir nicht zuhören. Du tust ja sowieso, was du willst – egal, was andere dir raten.« Genervt wandte er sich wieder seiner eigenen Arbeit zu.

»Könnten Sie bitte Dr. Kevin Fowler anpiepsen?« bat Jack die Krankenhaustelefonistin. Während er wartete, klemmte er sich den Hörer zwischen Schulter und Kinn und nahm seine Ausgabe des medizinischen Nachschlagewerks *Harrison's Principles of Internal Medicine* aus

dem Regal. Die Seiten mit den Kapiteln über Infektionskrankheiten hatten bereits Eselsohren.

Er schlug das Kapitel über Anthrax auf. Die Krankheit wurde auf zwei Seiten abgehandelt. Als Dr. Fowler sich meldete, hatte er den Text fast gänzlich überflogen.

Jack erklärte, wer er war und warum er anrief. Die Diagnose verschlug Dr. Fowler für einen Augenblick die Sprache.

»Ein Anthraxfall ist mir noch nie untergekommen«, gestand der junge Mediziner. »Ich bin allerdings auch nur Assistenzarzt und habe noch nicht sehr viel Erfahrung.«

»Dann gehören Sie jetzt zu einer auserwählten Gruppe«, klärte Jack ihn auf. »Ich habe gerade gelesen, daß in den Vereinigten Staaten im gesamten vergangenen Jahrzehnt nur eine Handvoll Fälle aufgetreten ist, und alle Opfer haben unter der verbreiteteren Form des Hautmilzbrandes gelitten. Die Variante Lungenmilzbrand, die Mr. Papparis das Leben kostete, war früher unter der Bezeichnung Wollsortierkrankheit bekannt. Die Ansteckung erfolgte über verseuchte Tierhaare und -häute.«

»Mit Mr. Papparis ist es jedenfalls extrem schnell bergab gegangen«, berichtete Dr. Fowler. »Auf noch so einen Fall kann ich in Zukunft gerne verzichten. Aber in New York muß man wohl mit allem rechnen.«

»Haben Sie die Anamnese des Patienten aufgenommen?« fragte Jack.

»Nein«, erwiderte Dr. Fowler. »Ich bin erst angerufen worden, als Mr. Papparis unter akuter Atemnot litt. Über seine Vorgeschichte bin ich nur laut Krankenblatt im Bilde.«

»Dann wissen Sie also nicht, mit welcher Art von Teppichen Mr. Papparis gehandelt hat?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, bekannte Dr. Fowler. »Vielleicht sollten Sie mal Dr. Heitman fragen. Der hat Mr. Papparis behandelt, bevor er in meiner Obhut gelandet ist.«

»Haben Sie seine Telefonnummer?« fragte Jack.

»Ja«, erwiderte Dr. Fowler. »Er ist bei uns behandelnder Arzt.«

Jack rief Dr. Heitman an und erfuhr von ihm, daß er nur für Dr. Bernard Goldstein eingesprungen war, dessen Patient Jason Papparis eigentlich gewesen war. Also rief Jack bei Dr. Goldstein an. Nach ein paar Minuten Wartezeit hatte er den Arzt endlich an der Strippe. Dr. Goldstein war ziemlich unfreundlich und ungeduldig. Jack verschwendete keine überflüssigen Worte und kam direkt auf sein Anliegen zu sprechen. »In welcher Art von Teppichgeschäft Mr. Papparis tätig war?« fragte Dr. Goldstein gereizt zurück. »Wie soll ich das verstehen?« Er

ließ sich offenbar nur ungern während seiner Sprechzeit stören, erst recht, wenn es um in seinen Augen nicht ernst zu nehmende Nachforschungen ging. Seine Helferin hatte selbst da noch gezögert, ihren Chef zu stören, als Jack sie auf die Dringlichkeit dieses Falles hinwies.

»Ich möchte wissen, was für Teppiche er verkauft hat«, wiederholte Jack seine Frage. »Hat er große gewebte Teppiche verkauft oder irgend etwas anderes?«

»Das hat er mir nie erzählt, und ich habe ihn auch nie danach gefragt«, blaffte Dr. Goldstein und legte auf.

»Der hat den falschen Beruf«, stellte Jack fest. Aus dem Identifikationsbogen in Papparis' Akte ging hervor, daß die Leiche von der Frau des Verstorbenen identifiziert worden war. Die Telefonnummer von Helen Papparis stand ebenfalls auf dem Bogen notiert. Jack wählte die Nummer. Eigentlich hatte er gehofft, die Familie nicht belästigen zu müssen.

Helen Papparis war ausgesprochen höflich und beherrscht. Sie verbarg ihre Trauer ziemlich gut, obwohl Jack vermutete, daß ihre extreme Höflichkeit einfach nur ihre Art war, den Verlust ihres Mannes zu verdrängen. Jack bekundete ihr sein Beileid und erläuterte ihr sowohl seine Funktion am Gerichtsmedizinischen Institut als auch die exotische Diagnose. Dann stellte er seine Frage, welche Art von Teppichen Mr. Papparis verkauft hatte.

»Die Corinthian Rug Company hat ausschließlich mit handgefertigten Brücken und Vorlegern gehandelt«, gab Helen Auskunft.

»Woher kamen die Teppiche?« hakte Jack nach.

»Vor allem aus der Türkei«, murmelte Helen. Jack merkte, daß ihr die Stimme zu versagen drohte. »Ein paar kamen auch aus Griechenland, aber die meisten waren türkische Teppiche.«

»Dann hat Ihr Mann also sowohl mit Fellen als auch mit gewebten Brücken gehandelt«, faßte Jack zusammen. Die Antwort stellte ihn zumindest in wissenschaftlicher Hinsicht zufrieden. Das Rätsel schien sich bald zu lösen.

»Genau«, bestätigte Helen.

Jack sah in das vor ihm liegende aufgeschlagene Buch und überflog noch einmal das Kapitel über Anthrax. Wie es hieß, war die Krankheit in etlichen Ländern unter verschiedenen Tieren verbreitet, unter anderem in der Türkei. Wie er weiterlas, konnten auch Tierprodukte, vor allem Ziegenfelle, mit Sporen verseucht sein.

»Hat Ihr Mann auch Ziegenfelle verkauft?« fragte er.

»Natürlich.« Helen räusperte sich. »Er hat sogar vor allem Schaf- und Ziegenfelle verkauft.«

»Dann haben wir das Rätsel wohl gelöst«, stellte Jack fest und erläuterte ihr den Zusammenhang.

»Was für ein Irrwitz!« entgegnete Helen ohne einen Anflug von Bitterkeit. »Dabei haben wir es genau diesen Fellen zu verdanken, daß wir ein relativ angenehmes Leben führen und unsere Tochter auf ein Elite-College schicken konnten.«

»Hat Ihr Mann in letzter Zeit neue Lieferungen erhalten?« fragte Jack.

»Ja. Vor einem Monat.«

»Liegt zufällig irgendeins von diesen Fellen in Ihrer Wohnung?«

Helen verneinte. »Mein Mann hatte den ganzen Tag mit den Fellen zu tun. Bei uns in der Wohnung wollte er keine sehen.«

»Unter den gegebenen Umständen eine clevere Entscheidung«, bemerkte Jack. »Wo befinden sich die Felle jetzt? Hat er von der letzten Sendung schon viele verkauft?«

Helen berichtete, daß die Felle in einem Lagerhaus in Queens aufbewahrt wurden und wahrscheinlich noch nicht allzu viele verkauft seien. Sie erklärte Jack, daß ihr Mann Großhändler gewesen sei und die Ware oft Monate vor ihrem Weiterverkauf geliefert wurde. Außerdem habe ihr Mann weder im Lager noch in seinem Büro Angestellte gehabt.

»Klingt nach einem Ein-Mann-Unternehmen«, meinte Jack. »Genau das war es«, bestätigte Helen.

Jack bedankte sich überschwenglich bei ihr und bekundete ihr nochmals sein Beileid. Er empfahl ihr, sich wegen einer eventuell zu empfehlenden Prophylaxe vorsichtshalber an ihren Hausarzt zu wenden – beruhigte sie aber auch, daß für sie wahrscheinlich keine Ansteckungsgefahr bestehe, da die Krankheit sich nicht von Mensch zu Mensch verbreite und sie ja nicht mit den Sporen in Berührung gekommen sei. Schließlich äußerte er die Vorwarnung, daß sich wahrscheinlich auch noch Experten des Gesundheitsamts mit ihr in Verbindung setzen würden. Helen bedankte sich für den Anruf, und sie verabschiedeten sich.

Jack wandte sich Chet zu, der das Gespräch nolens volens mitgehört hatte.

»Klingt, als hättest du den Fall so gut wie gelöst«, stellte Chet fest. »Dann hast du wenigstens keinen Grund, dich Hals über Kopf in Vor-Ort-Ermittlungen zu stürzen und dein Leben aufs Spiel zu setzen.«

»Was für eine Enttäuschung!« seufzte Jack.

»Kannst du mir mal bitte erklären, warum du enttäuscht bist?« fragte Chet, der Verzweiflung nahe. »Du hast eine hervorragende und schnelle Diagnose gestellt und zudem vermutlich ein schwieriges epidemiologisches Rätsel gelöst.«

»Das ist ja gerade das Problem«, brummte Jack. »Es ging zu einfach. Mein letzter exotischer Fall war da ein

ganz anderes Kaliber. Ich mag nun mal lieber Herausforderungen.«

»Du hast wirklich keinen Grund, dich zu beklagen«, stellte Chet klar. »Ich wäre froh, wenn meine Fälle sich so glatt und elegant lösen ließen.«

Jack sah in das vor ihm liegende aufgeschlagene Medizinlexikon und hielt es Chet unter die Nase. Er zeigte auf einen Absatz und bat seinen Kollegen, ihn zu lesen. Chet folgte der Aufforderung und sah auf, als er fertig war.

»Das nenne ich eine echte Herausforderung«, erklärte Jack. »Zumindest in epidemiologischer Hinsicht. Kannst du dir das vorstellen? Jede Menge Fälle von Lungenmilzbrand, weil Sporen aus einer Biowaffenfabrik entweichen? Was für eine Katastrophe!«

»Wo liegt denn Swerdlowsk?« fragte Chet.

»Wie soll ich das wissen?« sagte Jack ratlos. »Wahrscheinlich irgendwo in der ehemaligen Sowjetunion.«

»Ich wußte gar nichts von diesem Zwischenfall vor zwanzig Jahren«, erläuterte Chet. Er las den Absatz noch einmal. »Was für eine Farce! Die Russen haben die Katastrophe heruntergespielt und als Verursacher der Epidemie verseuchtes Fleisch angeführt.«

»Aus gerichtsmedizinischer Sicht wäre die Aufklärung der Epidemie eine faszinierende Aufgabe gewesen«,

stellte Jack fest. »Jedenfalls mit Sicherheit eine größere Herausforderung, als festzustellen, daß das Opfer Teppichverkäufer war.«

Er stand auf. Im Gegensatz zu seinem frühmorgendlichen Übereifer machte er jetzt einen eher deprimierten Eindruck. »Wo willst du hin?« fragte Chet.

»Runter zu Calvin«, erwiderte Jack. »Er hat mir eingebleut, daß ich ihn sofort informieren soll, wenn der Fall sich tatsächlich als Anthrax entpuppen sollte.«

»Nun lach doch mal!« versuchte Chet ihn aufzumuntern. »Du siehst ja selbst aus wie eine Leiche.«

Mit einem aufgesetzten Grinsen ging Jack zum Fahrstuhl und drückte auf den Knopf. Nicht erzählt hatte er Chet, daß sein Mißmut nicht allein auf der in seinen Augen zu schnellen und einfachen Klärung des Anthraxfalles beruhte. Ebenso viele Gedanken machte er sich über das seltsame Verhalten von Laurie. Warum in aller Welt hatte sie ihn morgens um halb fünf aus dem Bett geworfen, bloß um sich mit ihm zum Abendessen zu verabreden? Und warum hatte sie Lou ebenfalls eingeladen?

Während er mit dem Fahrstuhl nach unten fuhr, überlegte er, wie er es Laurie heimzahlen konnte. Das einzige, was ihm in den Sinn kam, war, ihr in den nächsten Tagen ein Weihnachtsgeschenk zu kaufen und dann häppchenweise mysteriöse Andeutungen fallenzulassen.

Was Geschenke anging, war Laurie nämlich wahnsinnig neugierig, und diese Neugier brachte sie förmlich zum Platzen. Sie zwei Monate lang auf die Folter zu spannen, erschien ihm eine angemessene Revanche.

Im ersten Stock angekommen, fühlte er sich schon besser. Die Idee mit dem Weihnachtsgeschenk gefiel ihm zusehends. Jetzt mußte er sich nur noch überlegen, was er ihr kaufen wollte.

Calvin saß in seinem Büro und arbeitete die Papierberge ab, die Tat für Tag über seinen Schreibtisch gingen. In seiner riesigen Hand sah der Füllfederhalter fast ein bißchen komisch aus. Als Jack sich seinem Schreibtisch näherte, sah er auf.

»Wollen Sie wegen der Anthrax-Diagnose nicht doch noch mit mir wetten?« fragte Jack.

»Erzählen Sie mir nicht, der Test ist positiv ausgefallen!« entgegnete Calvin und lehnte sich zurück. Der Stuhl ächzte unter seinem Gewicht.

»Laut Agnes lautet die Diagnose Anthrax positiv«, berichtete Jack. »Das Ergebnis der Kulturen müssen wir natürlich noch abwarten.«

»Ach du große Güte!« rief Calvin aus. »Das dürfte den Leuten vom Gesundheitsamt wohl einige Kopfschmerzen bereiten.«

»Das glaube ich kaum«, entgegnete Jack.

»Wie bitte?« hakte Calvin nach. Jack überraschte ihn immer wieder. »Wie soll ich das denn nun wieder verstehen?«

»Die Krankheit überträgt sich nicht von Mensch zu Mensch, und der Verstorbene ist offenbar der einzige, der sich dem Erreger ausgesetzt hat, nämlich bei der Ausübung seines Berufes. Wie es aussieht, scheint sich die Erregerquelle zudem sicher hinter Schloß und Riegel zu befinden – in einem Lagerhaus in Queens.«

»Ich bin ganz Ohr«, staunte Calvin. »Erzählen Sie mir mehr!«

Nun erläuterte Jack seinem Vorgesetzten, daß Papparis Inhaber der Corinthian Rug Company gewesen sei und kürzlich eine Lieferung von Teppichen und Ziegenfellen aus der Türkei erhalten habe. Calvin nickte, während er Jack zuhörte.

»Dann haben wir ja wohl noch mal Glück gehabt«, stellte Calvin fest und beugte sich wieder nach vorn, wobei der Stuhl ein weiteres Mal laut ächzte. »Ich bitte Bingham, Patricia Markham, die Leiterin des Gesundheitsamts, anzurufen. Vielleicht könnten Sie ja den städtischen Epidemiologen informieren, mit dem Sie damals bei dem Pestfall so eng zusammengearbeitet haben. Wie hieß er noch?«

Jack nannte dessen Namen: »Clint Abelard.«

»Genau den meine ich«, bestätigte Calvin. »Rufen Sie ihn an! Als Zeichen der kooperativen Zusammenarbeit zwischen den Behörden, auf die der Bürgermeister immer so viel Wert legt.«

»Von einer engen Zusammenarbeit zwischen mir und Clint Abelard kann wohl nicht die Rede sein«, widersprach Jack.

»Als ich damals in einer dringenden Angelegenheit versucht habe, ihn telefonisch zu erreichen, wollte er nicht einmal mit mir reden.«

»In Anbetracht dessen, wie die Geschichte ausgegangen ist, hat er seine Einstellung Ihnen gegenüber zweifellos geändert«, versicherte Calvin.

»Kann nicht einer von meinen hochgeschätzten Kollegen diesen Anruf übernehmen?« schlug Jack vor. »Vielleicht jemand vom Reinigungspersonal?«

»Seien Sie nicht so sarkastisch!« mahnte Calvin. »Rufen Sie den Mann an! Und machen Sie nicht schon wieder Schwierigkeiten! Damit ist der Fall für mich erledigt. Was ist mit dem toten Strafgefangenen?«

»Was soll schon mit dem sein?« gab Jack unwirsch zurück. »Sie haben das Blut in seiner Nackenmuskulatur und das gebrochene Zungenbein doch mit eigenen Augen gesehen. Man hat ihn zu Tode gewürgt.«

»Was ist mit dem Hirn?« hakte Calvin nach. »Ist Ihnen irgend etwas aufgefallen?«

»Sie meinen zum Beispiel einen Schläfenlappentumor«, unterbreitete Jack. »Damit wir mutmaßen könnten, daß der Tote womöglich einen psychomotorischen Anfall hatte, der ihn in ein tobendes Monster verwandelte? Fehltip! Das Gehirn war völlig normal.«

»Tun Sie mir den Gefallen, und seien Sie bei Ihrer histologischen Untersuchung gründlicher denn je. Finden Sie irgend etwas!«

»Die Sache liegt in den Händen unseres Toxikologen-Kollegen«, entgegnete Jack. »Vielleicht findet er ja Kokainspuren oder Hinweise auf andere Drogen.«

»Ich möchte den Fall, einschließlich der Sterbeurkunde, bis Donnerstag abgeschlossen auf dem Tisch haben«, ordnete Calvin an. »Es kam schon ein Anruf aus dem Justizministerium.«

»Dann wäre es ganz hilfreich, wenn Sie John DeVries anrufen würden«, schlug Jack vor. »Wenn der stellvertretende Chef die Toxikologie um schnelle Ergebnisse bittet, dürfte die Wirkung etwas anders ausfallen, als wenn so eine Bitte von einem kleinen Würstchen wie mir kommt.«

»Okay«, versprach Calvin. »Ich rufe John an. Aber unabhängig davon, was er herausfindet, ist es Ihre Auf-

gabe sicherzustellen, daß irgend etwas in der Akte steht, das ein Hintertürchen offenläßt – und wenn es nur ein winziger Spalt ist.« Jack verdrehte die Augen und zog von dannen. Er wußte, was Calvin meinte. Der Polizeipräsident hatte Bingham zu verstehen gegeben, daß die beteiligten Beamten eine Rechtfertigung für den tödlichen Würgegriff brauchten, den sie angewendet hatten. Jack wußte, daß Häftlinge oft gewalttätig wurden. Der Umgang mit ihnen war in der Tat keine Aufgabe, um die er die Beamten beneidete. Doch es lagen auf Seiten der Polizei auch Fälle von Mißbrauch vor. Wenn man Urteile abgab, die über die gerichtsmedizinischen Fakten hinausgingen, bewegte man sich auf dünnem Eis, und Jack weigerte sich aus Prinzip, bei diesen Machenschaften mitzuspielen.

»Einen Moment noch!« rief Calvin ihm nach, bevor er außer Hörweite war.

Jack blieb im Türrahmen stehen.

»Ich möchte Sie bitten, wegen dieses Anthrax-Falles noch jemanden anzurufen«, sagte Calvin. »Und zwar Stan Thornton. Kennen Sie ihn?«

»Natürlich«, erwiderte Jack.

Stan Thornton war der Leiter des städtischen Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen. Auf einer der donnerstagnachmittäglichen Gerichtsmedizinerkonfe-

renzen, die extra zur Förderung der Kooperation zwischen den Behörden organisiert wurden, hatte er eine versierte Rede gehalten. Er hatte über die Herausforderungen der Gerichtsmedizin im Falle einer durch Massenvernichtungswaffen verursachten Katastrophe referiert.

Jack hatte die anschließende Diskussion äußerst beunruhigend gefunden. Vor dem Vortrag hatte er sich noch nie ernsthaft Gedanken darüber gemacht, wie man logistisch mit einer großen Anzahl von Opfern fertig werden sollte. Allein die Aufgabe, Tausende und Abertausende von Toten identifizieren zu müssen, würde unvorstellbare Probleme aufwerfen – ganz zu schweigen von dem Dilemma, was mit den Leichen passieren sollte.

»Was soll ich ihm sagen?« fragte Jack.

»Erzählen Sie ihm das gleiche, was Sie mir berichtet haben«, riet Calvin ihm. »In Anbetracht dessen, daß der Verstorbene als einziger und dann auch noch bei der Ausübung seines Berufes dem Erreger ausgesetzt war, handelt es sich eher um einen Höflichkeitsanruf. Aber da Thornton in seiner Diskussionsrunde über Bioterrorismus auch das Thema Anthrax behandelt hat, will er sicher zumindest über den Zwischenfall informiert werden.«

»Und warum soll ausgerechnet ich ihn anrufen?« beklagte sich Jack. »Höflichkeitsgequatsche mit Amtskollegen ist nicht gerade meine Stärke.«

»Dann müssen Sie es eben lernen«, meinte Calvin ungerührt. »Außerdem geht es um Ihren Fall. Jetzt sehen Sie zu, daß Sie rauskommen, damit ich endlich weiterarbeiten kann.«

Jack verließ den Verwaltungsbereich, machte einen kurzen Zwischenstop im zweiten Stock, um sich aus einem der Verkaufsautomaten ein Sandwich zu ziehen, und fuhr dann wieder hinauf in den vierten Stock. Eigentlich wollte er direkt in sein Büro zurückkehren, doch er konnte es nicht lassen und schaute noch einmal bei Laurie hinein. Vielleicht schaffte er es ja doch noch, ihr das ›große Geheimnis‹ zu entlocken. Leider war sie nicht da. Wie Dr. Riva Mehta, die Kollegin, mit der sie sich das Büro teilte, ihm berichtete, hatte Laurie sich mit dem Detective und dem FBI-Beamten in Bingham's Büro zurückgezogen.

Unzufrieden mit sich selbst und dem ganzen Tag, ließ Jack sich schließlich in seinen Schreibtischstuhl fallen.

»Du machst ja immer noch ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter«, stellte Chet fest. »Hoffentlich hast du unseren stellvertretenden Boß nicht wieder provoziert.«

Jack und Calvin stritten sich des öfteren. Während Calvin ein Verfechter strikter Vorschriften und Regelungen war, betrachtete Jack Vorschriften allenfalls als eine Art Leitschnur. Er war der festen Überzeugung, daß in-

telligentes und instinktives Handeln zweckdienlicher war als bürokratische Erlasse.

»Was für ein beschissener Tag!« entfuhr es Jack, ohne auf Chets Bemerkung einzugehen. Er kratzte sich am Kopf, knackte mit den Fingerknöcheln und überlegte, welche der unangenehmen Aufgaben, die Calvin ihm übertragen hatte, er zuerst in Angriff nehmen sollte. Während er das Telefonbuch aufschlug, um die Nummer von Clint Abelard zu suchen, ging ihm ein niederschmetternder Gedanke durch den Kopf. Vielleicht hatte Laurie ja ein Stellenangebot aus Detroit oder gar von irgendwo an der Westküste erhalten. Das machte Sinn. Falls sie umzog, würde sie ihn und Lou mit Sicherheit informieren wollen; und da sie bei einem Stellenwechsel zweifelsohne einen Karrieresprung machte, konnte dies die Erklärung für ihre Überdrehtheit sein. Jack starrte einen Augenblick lang ins Leere und versuchte sich auszumalen, wie sein Leben im Big Apple ohne Laurie aussehen würde. Er konnte es sich beim besten Willen nicht vorstellen, aber der Gedanke verdüsterte sein Gemüt.

»He, ich habe ganz vergessen, dir von der Ausstellung im Metropolitan Museum zu erzählen«, meldete Chet sich plötzlich noch einmal zu Wort. »Dort läuft zur Zeit eine Claude-Monet-Exposition, die Colleen unbedingt sehen will. Wir haben Tickets für Donnerstag abend.«

Chet war mit einigen Unterbrechungen seit drei Jahren mit Colleen Anderson liiert. Sie arbeitete als Art director bei Willow and Heath, einer Werbeagentur an der Madison Avenue. Jack kannte sowohl Colleen als auch Willow and Heath; das erste Mal hatte er mit ihr und der Agentur zu tun gehabt, als er im Zusammenhang mit dem Infektionsfall recherchiert hatte, dem er seinen Ruf als Infektionsexperte zu verdanken hatte.

»Wie wär's, wenn du und Laurie mitkommt zu der Ausstellung?« schlug Chet vor. »Danach können wir doch noch schön zusammen essen gehen.«

Bei dem Gedanken, daß er demnächst womöglich nicht mehr in Gesellschaft von Laurie ins Museum gehen konnte, zuckte Jack zusammen. Aber verglichen damit, wie sehr er es vermissen würde, sie täglich zu sehen, war das noch gar nichts. Chet hatte keinen Schimmer, welche trübselige Folgerungen die Einladung bei ihm hervorrief.

»Ich frage sie«, entgegnete er und griff zum Telefon. Er wählte die Nummer von Clint Abelard.

»Sag mir so schnell wie möglich Bescheid«, fügte Chet hinzu. »Wenn sie mitkommen will, bitte ich Colleen, zwei weitere Tickets zu besorgen. Als Mitglied des Museums dürfte sie wohl ohne Probleme noch welche bekommen.«

»Ich sehe Laurie heute abend«, erklärte Jack, während es am anderen Ende der Leitung klingelte. »Es gibt oh-

nehin ein paar Dinge zu besprechen, da kann ich sie fragen.«

»Hast du den toten Skinhead gesehen, den sie heute morgen obduziert hat?« fragte Chet. »Der Anblick war an Grausigkeit nicht zu überbieten. Wirklich ekelhaft, was Menschen sich gegenseitig antun können!«

Jack bat, mit dem städtischen Epidemiologen verbunden zu werden, und landete in der Warteschleife.

»Leider habe ich ihn auch gesehen«, bestätigte Jack und bedeckte mit der Hand die Muschel. »Der FBI-Agent meint, die Täter seien ebenfalls Skinheads gewesen.«

»Diese Kids sind doch völlig durchgeknallt«, stellte Chet fest. »Weißt du, ob Laurie irgend etwas entdeckt hat, das die Polizei weiterbringen könnte?« wollte Jack wissen.

»Keine Ahnung«, erwiderte Chet.

Schließlich nahm Dr. Abelard den Hörer ab. Jack bemühte sich um neutrale Freundlichkeit. Leider verfehlten seine einleitenden Höflichkeitsfloskeln ihre Wirkung.

»Natürlich erinnere ich mich an Sie«, entgegnete Abelard trocken. »Wie könnte ich Sie wohl vergessen haben? Gott sei Dank behindert mich nicht jeden Tag ein Leichenbeschauer bei meiner Arbeit.«

Jack biß sich auf die Zunge. Als er zum ersten Mal mit Abelard zusammengestoßen war, hatte er ihm sorgfältig

den Unterschied zwischen einem Leichenbeschauer und einem Gerichtsmediziner erklärt. Als Gerichtsmediziner hatte er eine Facharztausbildung zum Pathologen und eine Spezialausbildung im Bereich der forensischen Medizin absolviert. Ein Leichenbeschauer oder Coroner hingegen konnte einfach von einem bürokratischen Apparat ernannt werden; er mußte keinerlei medizinische Ausbildung nachweisen.

»Wir Gerichtsmediziner sind immer darum bemüht, es allen recht zu machen«, erklärte Jack.

»Warum rufen Sie mich an?« fragte Abelard.

»Wir hatten heute morgen einen Fall von Lungenmilzbrand«, teilte Jack ihm mit. »Wir dachten, daß Sie das vielleicht interessieren könnte. Das Opfer wurde aus dem Bronx General Hospital zu uns gebracht.«

»Nur ein Fall?«

»Ja«, erwiderte Jack.

»Danke«, murmelte Abelard.

»Wollen Sie denn nichts über den Ursprung der Krankheit erfahren?« fragte Jack.

»Ursprünge von Krankheiten herauszufinden ist unsere Aufgabe«, stellte Abelard kategorisch fest.

»Mag ja sein«, entgegnete Jack. »Aber lassen Sie mich wenigstens der Ordnung halber erzählen, was wir herausgefunden haben.«

Er berichtete von der Corinthian Rug Company und von der kürzlich eingetroffenen Fell- und Teppichlieferung aus der Türkei, die zur Zeit in einem Lager in Queens aufbewahrt werde. Ferner führte er aus, daß Jason Papparis ein Ein-Mann-Unternehmen geleitet habe und daß er nie Felle mit zu sich nach Hause genommen habe.

»Danke«, wiederholte Abelard abgestumpft. »Wie scharfsinnig Sie sind! Falls ich mal auf ein epidemiologisches Rätsel stoßen sollte, werde ich Sie um Hilfe bitten.«

Jack ignorierte die sarkastische Bemerkung. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, könnten Sie mir ja noch verraten, was Sie in Anbetracht dieses Anthraxfalls zu tun gedenken.«

»Ich schicke einen meiner Mitarbeiter nach Queens und lasse das Lagerhaus versiegeln«, informierte Abelard ihn.

»Das ist alles?« hakte Jack nach.

»Wir bekämpfen zur Zeit einen Ausbruch von Zyklosporen, da brauchen wir alle verfügbaren Arbeitskräfte«, erklärte Abelard. »Ein einzelnes Anthrax-Berufsoffer ist noch lange kein epidemiologischer Notfall – erst recht nicht, da eine Verbreitung des Erregers offenbar ausgeschlossen ist. Wir kümmern uns um die Angelegenheit, sobald wir Zeit haben – vorausgesetzt natürlich, es gibt nicht noch mehr Tote.«

»Sie müssen ja wissen, was Sie tun«, entgegnete Jack.
»Ich an Ihrer Stelle würde allerdings ...«

»Danke für Ihr Vertrauen«, unterbrach ihn Abelard und legte ohne jedes weitere Wort auf.

Jack tat dasselbe. »Zum Teufel mit dem Kerl!« fluchte er an Chet gewandt, der sich im Laufe des Telefonats mit dem Stuhl zu ihm hingedreht hatte. »Soviel zu dem Thema Kooperation zwischen den Behörden. Dieser Abelard ist noch zynischer als ich.«

»Du mußt sein Ego bei der Pestepisode damals tödlich verletzt haben«, folgerte Chet.

»Dann will ich mal versuchen, ob ich mit dem Leiter des städtischen Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen mehr Glück habe«, nahm Jack einen neuen Anlauf. »Warum rufst du den denn an?« wollte Chet wissen.

»Aus reiner Höflichkeit«, erwiderte Jack. »Strikte Order von unserem stellvertretenden Boß.«

Als sich eine Sekretärin meldete, bat Jack, mit Stan Thornton verbunden zu werden.

»Ist das der, der uns den Vortrag über Massenvernichtungswaffen gehalten hat?« fragte Chet.

Jack nickte. Zu seiner Verwunderung kam der Leiter sofort an den Apparat. Jack stellte sich vor und erklärte, warum er anrief.

»Anthrax!« staunte Thornton. Er war ohne jeden Zweifel ziemlich geschockt. Völlig anders als Clint Abelard bombardierte er Jack mit Fragen. Erst als er hörte, daß der mutmaßliche Erreger unter Kontrolle war und daß es nur diesen einen Fall gegeben hatte, klang er nicht mehr ganz so panisch.

»Damit wir auf jeden Fall auf der sicheren Seite sind, setze ich mich mit meinen Kontaktleuten im Gesundheitsamt in Verbindung und bitte sie festzustellen, ob nicht doch noch Patienten mit verdächtigen Symptomen in irgendwelchen Krankenhäusern liegen.«

»Eine gute Idee«, zollte Jack Beifall.

»Und ich Sorge dafür, daß das Lager unter Quarantäne gestellt wird«, fügte Thornton hinzu.

»Das geschieht bereits«, erklärte Jack und berichtete Thornton von seinem Telefonat mit dem städtischen Epidemiologen.

»Hervorragend!« freute sich Thornton. »Clint Abelard hätte ich auch als einen der ersten kontaktiert. Dann koordiniere ich alles Weitere mit ihm.«

Viel Glück! dachte sich Jack im stillen.

»Danke, daß Sie mich so schnell informiert haben«, fuhr Thornton fort. »Sie erinnern sich sicher an meinen Vortrag – bei einem eventuellen Terroranschlag mit Biowaffen kommen die Mitarbeiter der medizinischen

Berufe vermutlich als erste mit den Folgen in Berührung. Je schneller die Reaktion, desto besser die Chancen, den Schaden zu begrenzen.«

»Wir schreiben es uns hinter die Ohren«, versprach Jack. Sie verabschiedeten sich und legten auf.

»Gratulation«, lobte Chet ihn. »Das war ein richtig zivilisiertes Gespräch.«

»Dann müssen meine diplomatischen Fähigkeiten auf zwischenbehördlicher Ebene wohl Fortschritte gemacht haben«, witzelte Jack. »Ich habe den Mann nicht im geringsten verärgert.«

Er suchte die den Fall Jason Papparis betreffenden Papiere zusammen, packte sie zurück in die Aktenmappe und schob sie beiseite. Dann wandte er sich wieder dem im Gefängnis verstorbenen Häftling zu.

Für ein paar Minuten herrschte Ruhe in dem vollgestopften Büro. Jack und Chet beugten sich über ihre jeweiligen Schreibtische und vertieften sich in ihre Arbeit. Chet sah konzentriert durch sein Mikroskop und untersuchte einen Leberschnitt; das Opfer war an Hepatitis gestorben. Jack begann mit der Beschreibung der relevanten pathologischen Merkmale im Falle des toten Häftlings.

Leider währte die Ruhe nicht lange. Plötzlich wurde das Büro von einem Knall erschüttert; es klang, als ob

jemand mit einer Pistole geschossen hätte. Chet sah erschrocken auf. Jack stieß eine Salve von Kraftausdrücken aus und versetzte Chet in blankes Entsetzen. Da erst registrierte Chet, daß sie nicht etwa Gefahr liefen, als nächste Obduktionsfälle auf den Autopsietischen zu landen. Der plötzliche Knall rührte daher, daß Jack seinen Kugelschreiber auf die Metalloberfläche des Schreibtischs geschmettert hatte.

»Verdammt!« fuhr Chet ihn an. »Du hast mich zu Tode erschreckt!«

»Ich kann mich nicht konzentrieren«, entgegnete Jack.

»Was hast du denn nun schon wieder?«

»Alles mögliche«, erwiderte Jack ausweichend. Er hatte keine Lust, mit Chet über Laurie zu sprechen.

»Geht's vielleicht ein bißchen konkreter?« insistierte Chet. Jack zog die Akte Papparis erneut aus dem Stapel hervor. »Zum Beispiel wurmt mich dieser Fall.«

»Und warum?« fragte Chet gereizt. »Du hast die Diagnose gestellt, den stellvertretenden Boß in Kenntnis gesetzt, den städtischen Epidemiologen angerufen und sogar mit dem Leiter des Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen gesprochen. Was solltest du denn sonst noch tun?« Jack seufzte. »Wie ich bereits sagte – der Fall ist für meinen Geschmack ein bißchen zu glatt über die Bühne gegangen. Man könnte fast meinen, er sei

für ein Lehrbuch konstruiert worden, und das stört mich.«

»So ein Quatsch!« entgegnete Chet. »Ich glaube, das sagst du nur, um von etwas anderem abzulenken. Erzähl schon! Was liegt dir auf der Seele?«

Jack sah seinen Kollegen an. Er war beeindruckt, wie Chet ihn durchschaute. Für einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, ihm von Lauries morgendlichem Anruf zu erzählen, doch dann ließ er es lieber bleiben. So ein Gespräch konnte leicht dazu führen, daß er unangenehme Fragen über seine wahren Gefühle für Laurie beantworten mußte, und einer solchen Auseinandersetzung fühlte er sich nicht gewachsen – nicht einmal mit sich allein im stillen Kämmerlein.

»Es bedrückt tatsächlich noch etwas meine Seele«, gestand Jack und verzog sein Gesicht zu einer übertrieben qualvollen Grimasse. »Ich bin sauer, daß sie *Seinfeld* einfach abgesetzt haben.«

»Zum Teufel mit dir!« entrüstete sich Chet. »Mit dir kann man sich eben nicht vernünftig unterhalten. Aber mir soll's recht sein. Brüte von mir aus vor dich hin, aber tu mir den Gefallen, und verhalte dich dabei leise! Oder geh woanders hin, wenn du das nicht schaffst!«

Chet wandte sich wieder seinem Mikroskop zu und tauschte den Gewebeschnitt, den er bereits untersucht

hatte, gegen einen anderen aus. Vor sich hin murmelnd, wie anstrengend Jack sein konnte, beugte er sich über die Okulare.

»Clint Abelard hat versprochen, das Lager der Corinthian Rug Company versiegeln zu lassen«, fuhr Jack hartnäckig fort. Dabei knuffte er Chet mit der Ecke der Papparis-Akte gegen die Schulter, um sicherzustellen, daß er ihm auch zuhörte. »Aber was ist mit der Geschäftsstelle in Manhattan? Was ist, wenn Papparis einen Teil der Felle in seinem Büro deponiert hat? Wäre es nicht sinnvoll, die Firmenunterlagen durchzusehen und nachzuprüfen, ob nicht womöglich doch schon Felle aus der letzten Sendung weiterverkauft und anderswohin geliefert wurden?«

Chet sah auf und nahm Jacks breites Gesicht in Augenschein. Er wußte sofort, worauf sein Kollege hinauswollte. »Was willst du damit sagen?« tat er ahnungslos.

»Ich will, daß du meine Befürchtungen bestätigst«, bettelte Jack.

»Kann sein, daß du recht hast«, stimmte Chet ihm zu. »Also tu etwas! Ruf den Epidemiologen noch einmal an, und erinnere ihn daran, auch das Büro in Manhattan versiegeln zu lassen. Red dir deine Sorgen von der Seele! Vielleicht haben wir danach beide eine Chance, uns unserer Arbeit zu widmen.« Jack starrte auf sein Telefon und sah

dann wieder Chet an. »Meinst du wirklich, das sollte ich tun? Dr. Abelard ist nicht gerade gut auf mich zu sprechen, und für gutgemeinte Vorschläge hat er auch keine besonderen Antennen, vor allem nicht, wenn sie von mir kommen.«

»Der Typ ist ein Vollidiot! Na und?« entgegnete Chet. »Wenn du ihn anrufst, verschaffst du dir zumindest die Genugtuung, alles Menschenmögliche getan zu haben. Was interessiert es dich, was der Kerl von dir denkt?«

»Wahrscheinlich hast du recht.« Jack griff zum Telefonhörer. »Schließlich kann mich ja nicht jeder so lieben wie ich selbst.«

Er wählte die Nummer des städtischen Epidemiologen. Die Sekretärin erkundigte sich nach Jacks Namen und hängte ihn in die Warteschleife. Jack harrete etliche Minuten aus. Dann sah er Chet an.

»Sieht nach passivem Widerstand aus«, analysierte Chet die Situation. »Vergiß es!«

Jack nickte. Zunächst zog er ein paar Kreise auf seinem Schmierpapier und begann dann mit den Fingern zu trommeln. Schließlich hatte er wieder die Sekretärin am Apparat. »Tut mir leid«, meldete sie sich. »Der Doktor ist zur Zeit beschäftigt. Sie müssen es später noch einmal versuchen.«

Jack legte auf. »Wundern tut es mich nicht. Wie ich diese blödsinnige zwischenbehördliche Kooperation liebe!«

»Schick ihm ein Fax!« schlug Chet vor. »Damit erreichst du dasselbe und mußt dich mit dem Kerl nicht herumärgern.«

»Ich habe eine bessere Idee«, dachte Jack laut. Er kramte den Identifikationsbogen hervor und suchte noch einmal nach der Telefonnummer von Helen Papparis. Dann rief er zum zweiten Mal bei der Witwe des verstorbenen Teppichhändlers an.

»Tut mir leid, daß ich Sie noch einmal störe«, begann Jack das Gespräch.

»Kein Problem«, entgegnete Helen. Sie war genauso freundlich wie bei ihrem ersten Telefonat.

»Ich wollte mich erkundigen, ob Sie schon etwas vom Gesundheitsamt gehört haben«, erklärte Jack.

»Ja«, erwiderte Helen. »Ein gewisser Dr. Abelard hat mich kurz nach Ihnen angerufen.«

»Da bin ich ja beruhigt«, rutschte es Jack heraus. »Darf ich fragen, worüber er mit Ihnen gesprochen hat?«

»Er war sehr geschäftsmäßig«, berichtete Helen. »Er wollte die Adresse des Teppichlagers wissen und die Schlüssel haben. Kurz darauf kam die Polizei bei mir vorbei und hat die Schlüssel abgeholt.«

»Hervorragend«, sagte Jack. »Was ist mit dem Büro in Manhattan? Hat Dr. Abelard auch darüber mit Ihnen gesprochen?«

»Nein. Mit keinem Wort.«

»Aha«, murmelte Jack und sah Chet an, der mit den Schultern zuckte. Jack dachte kurz nach und fuhr fort: »Ich würde mir das Büro gerne einmal ansehen. Hätten Sie etwas dagegen?«

Chet winkte entschieden ab und formte seine Lippen immer wieder zu einem deutlichen ›Nein‹. Aber Jack ignorierte ihn. »Wenn das irgendwie weiterhilft, habe ich selbstverständlich nichts dagegen«, versicherte Helen.

Jack berichtete ihr von seinen Befürchtungen und daß er nachprüfen wolle, ob nicht womöglich doch schon ein Teil der letzten Sendung weiterverkauft und verschickt worden war. Helen hatte sofort vollstes Verständnis.

»Ich könnte die Schlüssel bei Ihnen abholen«, schlug Jack vor.

»Das ist gar nicht nötig«, entgegnete Helen. »Das Büro ist in der Walker Street, Hausnummer siebenundzwanzig. Direkt daneben befindet sich ein Laden für Briefmarkensammler. Der Eigentümer heißt Hyman Feingold, er war mit meinem Mann befreundet. Die beiden haben für eventuelle Notfälle ihre Ladenschlüssel ausgetauscht. Ich gebe Mr. Feingold Bescheid, daß Sie den Schlüssel abholen.«

»Wunderbar«, freute sich Jack. »Haben Sie inzwischen mit Ihrem Hausarzt gesprochen?«

Das bejahte Helen. »Er schickt mir Antibiotika. Außerdem hat er mir geraten, mich impfen zu lassen.«

»Das ist sicher eine gute Idee«, versicherte Jack.

Nachdem sie sich verabschiedet hatten, stand er auf und holte seine Bomberjacke von dem Haken hinter der Tür.

»Willst du mich gar nicht fragen, was ich von deinem erneuten Ausflug an die Front halte?« erkundigte sich Chet.

»Nein«, erwiderte Jack. »Ich kenne deine Meinung ja schon und fahre trotzdem. Da ich mich nicht konzentrieren kann, werde ich jetzt etwas Nützliches tun. Außerdem kannst du dann endlich in Ruhe arbeiten. Halt die Stellung, Kumpel!« Chet rang die Hände und schnitt eine empörte, aber gleichzeitig resignierte Grimasse. Er fand es verrückt, daß Jack wieder mal auf eigene Faust ermitteln wollte; doch aus Erfahrung wußte er, daß sein Kollege sich niemals umstimmen ließ, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Fröhlich vor sich hin pfeifend, lief Jack die Treppen hinunter in den dritten Stock. Er mußte noch im Mikrobiologie-Labor vorbeischaun. Die Vorfreude auf seine Fahrradtour hellte seine Laune sichtlich auf; er fühlte sich so gut wie den ganzen Tag noch nicht.

Da Agnes Finn frei hatte, redete er mit der Schichtleiterin. Sie packte ihm bereitwillig eine Tasche mit Rea-

genzgläsern, Sanitärtüchern, Latexhandschuhen, Mikropore-Masken, einem Isolieranzug und einem Gesichtsschutz zusammen. Natürlich wäre ein biologischer Schutzanzug der höchsten Sicherheitsstufe besser gewesen, aber Jack hielt ihn für entbehrlich. Außerdem hätte er einen solchen Anzug nicht sofort mitnehmen können, und er wollte keine Zeit verlieren. Außerdem war er immer noch davon überzeugt, daß Jason Papparis in seinem Teppichlager und nicht in seinem Büro mit dem Erreger in Berührung gekommen war.

Mit der Utensilientasche in der Hand eilte Jack hinab ins Untergeschoß und schloß sein Fahrrad auf. Doch anstatt sofort in Richtung downtown zu radeln, machte er noch einen Abstecher zum University Hospital. Er glaubte fest an das alte Sprichwort ›Vorbeugen ist besser als Heilen‹; deshalb hatte er beschlossen, als Präventivmaßnahme Antibiotika einzunehmen.

Die Fahrradtour versetzte ihn in Hochstimmung, und diesmal kam ihm auch kaum jemand in die Quere. Er fuhr auf der Second Avenue in Richtung Süden und bog an der Houston Street nach Westen ab, um zum Broadway zu gelangen. Auf dem Broadway hatte er eine kleine Auseinandersetzung mit dem Fahrer eines Lieferwagens. Doch die beiden warfen sich lediglich ein paar Kraftworte an den Kopf, bis der Fahrer erzürnt davonbrauste.

Nachdem Jack den Broadway eine Weile in südlicher Richtung entlanggeradelt war, erreichte er schließlich die Walker Street.

Er stellte sein Fahrrad an einem Halteverbotsschild direkt neben dem Büro der Corinthian Rug Company ab. Dann steuerte er auf das Schaufenster des Teppichhändlers zu und nahm die ausgestellten Vorleger und Felle in Augenschein. Es waren nicht besonders viele, allesamt von der Sonne ausgebleichen und mit einer feinen Staubschicht überzogen. Vermutlich lagen sie schon seit Jahren da. Jack war sicher, daß sie nicht aus der letzten Lieferung stammten.

Er schirmte sein Gesicht mit den Händen ab und musterte das Büro. Es war spärlich möbliert. Von den beiden Schreibtischen war einer funktional und mit den üblichen Utensilien ausgestattet, auf dem anderen standen ein Kopierer und ein Faxgerät. Des weiteren gab es mehrere Aktenschränke und zwei Türen, die beide geschlossen waren.

Er ging zur Tür. Die goldene Beschriftung hob sich leuchtend von dem dunklen Hintergrund ab. Er probierte, ob sich die Tür öffnen ließ, doch wie erwartet war sie abgeschlossen.

Der Briefmarkenladen befand sich direkt neben dem Büro der Corinthian Rug Company. Jack steuerte unver-

zügig auf den Eingang zu. Das grelle Gebimmel der Türglocke ließ ihn kurz zusammenfahren. Er spürte, wie nervös er war. Auf dem Stuhl saß ein Kunde und sah sich Briefmarken an, die in einem durchsichtigen Umschlag steckten.

Hinter dem Tresen stand ein Mann, den Jack für den Eigentümer hielt. Als er aufsaß, stellte Jack sich vor.

»Ah, Dr. Stapleton!« entgegnete Mr. Feingold mit leiser Stimme. Offenbar war es respektlos, die philatelistische Friedlichkeit zu stören. Er bedeutete Jack, mit ihm zur Seite zu treten.

»Ist es nicht furchtbar, was dem armen Mr. Papparis zugestoßen ist?« flüsterte Mr. Feingold, während er Jack einen Schlüsselbund überreichte. »Glauben Sie, ich könnte mich auch angesteckt haben?«

»Nein«, flüsterte Jack zurück. »Es sei denn, Mr. Papparis hat Ihnen häufig seine Ware vorgeführt.«

Mr. Feingold schüttelte den Kopf.

»Hat Mr. Papparis manchmal Teppiche und Felle mit in sein Büro genommen? Ich meine, außer denen im Schaufenster?«

»In letzter Zeit nicht«, erteilte Mr. Feingold Auskunft. »Vor Jahren geschah das häufiger, aber da hat er zum Teil auch noch selber ausgeliefert. Das mußte er ja jetzt schon länger nicht mehr.«

Jack hielt den Schlüsselbund hoch. »Danke für Ihre Hilfe. Ich bringe Ihnen die Schlüssel so schnell wie möglich zurück.«

»Lassen Sie sich ruhig Zeit«, entgegnete Mr. Feingold. »Ich bin froh, daß Sie der Sache auf den Grund gehen.«

Jack eilte zurück zu seinem Fahrrad und holte die Utensilien aus dem Korb. Dann steuerte er erneut die Tür von Mr. Papparis' Büro an und schloß sie auf. Bevor er sie öffnete, zog er sich den Anzug, die Schutzhaube, die Handschuhe und die Maske über. Ein paar Fußgänger verlangsamten kaum merklich ihre Schritte und warfen Jack einen flüchtigen Blick zu. Jack betrachtete ihre Gleichgültigkeit als Zeichen der Gelassenheit, der die New Yorker sich so gern rühmten.

Er öffnete die Tür und trat über die Schwelle. Im gleichen Moment spürte er, wie sich seine Nackenhaare sträubten. Es war ihm unheimlich und kostete ihn einige Nerven zu wissen, daß ein paar der in dem von der Straße einfallenden Lichtstrahl tanzenden Staubkörnchen möglicherweise tödlich waren. Für einen Augenblick überlegte er, ob er lieber einen Rückzieher machen und die Aufgabe anderen überlassen sollte. Doch dann schalt er sich für seine Ängste, die er im Grunde für mittelalterlichen Aberglauben hielt. Schließlich hatte er sich angemessen geschützt.

Das Büro war tatsächlich so spartanisch eingerichtet, wie es von außen gewirkt hatte. Die einzige Dekoration bestand aus ein paar von Olympic Airways herausgegebenen Reisepostern einiger griechischer Inseln und einem großen Wandkalender mit Szenen aus Griechenland. Im Gegensatz zu den verstaubten Vorlegern und Fellen im Schaufenster war der Rest des Büros tadellos sauber. In der Luft hing der Geruch von Reinigungsmitteln. Zu Jacks Füßen lagen ein paar Briefe und Zeitschriften, die offenbar durch den Briefschlitz geworfen worden waren. Er hob sie auf und ging zum Schreibtisch.

Auf dem Schreibtisch befanden sich eine Kladde, ein metallenes Ablagekörbchen mit Fächern für Eingangs- und Ausgangspost sowie etliche kleine Imitationen von antiken griechischen Vasen. Alles in dem Büro wirkte ordentlich und aufgeräumt. Pflichtbewußt legte Jack die Post in das Eingangsfach.

Dann knipste er das Licht an, holte seine diversen Sanitärtücher hervor und tupfte sämtliche Oberflächen ab. Als er die Schreibtischplatte betupfte, fiel ihm in der Mitte der Kladde etwas Glitzerndes auf. Er beugte sich hinunter und sah dort ein winziges azurblau schillerndes Sternchen liegen. In dem nüchternen Raum wirkte es irgendwie seltsam deplaziert.

Jack sah in den Papierkorb. Es befanden sich nur einige Papierschnipsel darin. Dann probierte er die beiden Türen. Eine führte ins Bad, wo er das Waschbecken und den Deckel der Toilette abtupfte. Die andere Tür führte auf einen Flur, über den man in das zentrale Treppenhaus des Gebäudes gelangte. Außer den wenigen im Schaufenster ausgestellten Vorlegern und Fellen befand sich in dem Büro keine weitere Ware.

Als er mit Oberflächenproben sämtliche Reagenzgläser gefüllt hatte, ging er ins Bad, wusch sie von außen ab und stellte sie zurück in die Tasche, in der er sie befördert hatte. Schließlich wandte er sich den Aktenschränken zu. Er wollte soviel wie möglich über die zuletzt eingegangene Lieferung in Erfahrung bringen und ergründen, ob Papparis bereits einen Teil der Teppiche und Felle verkauft hatte.

5. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 15.45 Uhr

Yuri musterte das Gesicht des selbstgefälligen Geschäftsmannes, der ihm konzentriert einzelne Dollarnoten in die Hand zählte. Er hatte den Mann vom entfernten La Guardia Airport zu einem piekfeinen Haus auf der East Side befördert. Während der Fahrt hatte er sich wieder einmal einen endlosen Vortrag über die Vorzüge Amerikas und dessen unleugbaren Sieg im Kalten Krieg anhören müssen. Sein Fahrgast hatte vor allem Ronald Reagan gepriesen und mehrfach betont, daß dieser quasi im Alleingang das ›Reich des Bösen‹ bezwungen habe. Ein Blick auf die Taxilizenz hatte dem Geschäftsmann sofort Yuris ethnische Herkunft verraten und ihn umgehend zu einem Monolog über die Überlegenheit der Vereinigten Staaten in allen entscheidenden Bereichen animiert: in der Wirtschaft, in der Politik und in moralischer Hinsicht.

Während des endlosen Sermons hatte Yuri nicht ein einziges Wort von sich gegeben, obwohl er sich einen Kommentar mehrmals nur mit Mühe verkneifen konnte. Einige Bemerkungen seines Fahrgasts hatten ihn regelrecht zum Kochen gebracht, vor allem, als dieser he-

rablassend sein Mitleid mit der russischen Bevölkerung bekundete, der, wie er glaubte, eine furchtbare Unsicherheit aufgebürdet wurde, weil sie immer wieder unfähige Staatsoberhäupter ertragen müsse. »Hier haben Sie noch ein paar Extra-Dollar für Ihre Mühe«, sagte der Mann mit einem Augenzwinkern und legte noch eine Geldnote auf den Stapel in Yuris Hand. Auf Yuris Handfläche lagen neunundzwanzig zerfledderte Ein-Dollar-Scheine. Laut Taxameter kostete die Fahrt – einschließlich der Gebühr für die Triboro-Brücke – siebenundzwanzig Dollar und fünfzig Cents.

»Soll das mein Trinkgeld sein?« fragte Yuri mit unverhohlener Geringschätzung in der Stimme.

»Stimmt irgend etwas nicht?« fragte der Mann zurück und richtete sich auf. Er kniff entrüstet die Augenbrauen zusammen und zog seine Aktentasche unter dem Arm hervor, als ob er befürchtete, sich damit verteidigen zu müssen.

Yuri nahm die rechte Hand vom Lenkrad und hob die beiden oben liegenden Geldnoten von dem Stapel. Dann ließ er sie los, so daß sie in kurzen, sich überkreuzenden Bögen auf den Bürgersteig flatterten.

Der Geschäftsmann wirkte nun nicht mehr nur empört – er geriet regelrecht in Wut. Seine Wangen liefen knallrot an.

»Das ist meine Spende an die amerikanische Wirtschaft«, stellte Yuri klar. Dann trat er aufs Gaspedal und brauste davon. Im Rückspiegel sah er, wie der Geschäftsmann sich bückte und das Geld aus dem Rinnstein fischte. Der Anblick verschaffte Yuri ein wenig Genugtuung. Es tröstete ihn zuzusehen, wie sich der Mann tatsächlich dazu herabließ, sich nach einem so lächerlichen Geldbetrag zu bücken. Manchmal konnte er es kaum fassen, wie würdelos sich manche Amerikaner trotz ihres protzig zur Schau gestellten Reichtums benahmen.

Nach seinem vergeblichen Versuch, Curt Rogers und Steve Henderson auf der Feuerwache an der Duane Street einen Besuch abzustatten, hatte sich Yuris Tag schließlich doch noch zum Guten gewendet. Da er bald in sein geliebtes Rußland zurückkehren würde, hatte er sich zur Feier des Tages etwas Besonderes gegönnt: Er war in ein kleines russisches Restaurant eingekehrt, hatte es sich an einem Tisch gemütlich gemacht und sich heißen Borschtsch und ein Glas Wodka zu Gemüte geführt. Daß er mit dem Eigentümer auf russisch hatte plaudern können, hatte seine Stimmung noch mehr angehoben, wenngleich es ihn auch immer ein bißchen melancholisch stimmte, sich in seiner Muttersprache zu unterhalten.

Nach dem Mittagessen hatte er überwiegend Fahrgäste gehabt, die ganz in Ordnung gewesen waren. Sie hatten

sich im großen und ganzen zurückgehalten – bis auf diesen letzten Gast auf der Fahrt vom La Guardia Airport nach Manhattan.

Yuri stand vor einer roten Ampel an der Park Avenue. In der Hoffnung, vielleicht ein paar Fahrgäste aus den Hotels der gehobenen Klasse aufzulesen, wollte er zur Fifth Avenue fahren, doch in diesem Moment trat eine ältere Frau mit Kopftuch zwischen den parkenden Autos hervor und hob die Hand. Als die Ampel auf Grün umsprang, bog Yuri an den Rand und ließ die Frau einsteigen.

»Wohin möchten Sie?« fragte er und musterte die Frau im Rückspiegel. Ihre Kleidung wirkte praktisch und abgetragen, aber nicht zerschlissen. Eigentlich sah sie eher so aus, als ob sie normalerweise die U-Bahn benutzte.

»West 10th Street, Nummer einhundertundsieben«, erwiderte die Frau. Sie sprach mit einem noch deutlicheren Akzent als Yuri. Er wußte sofort, daß sie aus Estland stammte, was bei ihm gemischte Gefühle aufkommen ließ.

Zunächst schwiegen sie beide. Zum ersten Mal an diesem Tag war Yuri versucht, von sich aus eine Unterhaltung mit einem Fahrgast zu beginnen. Er musterte die Frau immer wieder im Spiegel. Irgend etwas an ihr kam ihm vertraut vor. Sie hatte sich gemütlich zurückgelehnt,

die großen Hände hielt sie gefaltet im Schoß. Ihre entspannten bäuerlichen Gesichtszüge, ihre kleinen funkelnden Augen und das zaghafte Lächeln, das ihre Lippen umspielte, strahlten eine starke innere Ruhe aus.

»Sind Sie Estin?« fragte er schließlich.

»Ja«, bestätigte die Frau. »Und Sie kommen sicher aus Rußland?«

Yuri nickte und beobachtete, wie die Frau reagierte. Nach all den Jahren der Besatzung waren Ressentiments gegen Russen in Estland weit verbreitet. Yuri fürchtete, daß die Vorurteile der Frau gegenüber Rußland bestimmt viel ausgeprägter waren als seine eigenen Vorbehalte gegenüber den Esten. Während seiner Odyssee nach Amerika war es ihm in Estland zwar ganz schön dick eingegangen; doch er hatte auch ein paar nette, großzügige und hilfsbereite Menschen kennengelernt.

»Wie lange sind Sie schon hier?« fragte die Frau ohne jeglichen Groll in der Stimme.

»Seit 1994«, erwiderte Yuri.

»Sind Sie mit Ihrer Familie hergekommen?«

»Nein«, brachte Yuri hervor. Seine Kehle war mit einem Mal ganz trocken. »Ich bin allein eingewandert.«

»Das muß schwierig für Sie gewesen sein«, stellte die Frau verständnisvoll fest. »Bestimmt waren Sie sehr einsam.«

Die simple Frage der Frau und ihre Reaktion auf seine Antwort verursachten bei Yuri einen gewaltigen Gefühlsausbruch. Gleichzeitig schämte er sich dafür, daß er seine Familie verlassen hatte, obwohl er in Wahrheit kaum jemanden zurückgelassen hatte. Das Gefühl von *toska*, mit dem er schon früher zu kämpfen gehabt hatte, machte sich mit aller Macht in ihm breit. Auf einmal wurde ihm klar, warum die Frau ihm so bekannt vorkam. Sie erinnerte ihn an seine Mutter, auch wenn ihre Gesichter sich stark voneinander unterschieden. Es war weniger das Aussehen der Frau als ihre Ausstrahlung, vor allem ihre ansteckende Gelassenheit, die bei ihm Erinnerungen an seine Mutter wachriefen.

Yuri dachte nicht oft an sie. Es schmerzte ihn zu sehr. Nadya Davydov hatte Yuri und seinen jüngeren Bruder Yegor geliebt und die beiden, so gut sie konnte, vor den brutalen Züchtigungen ihres Vaters Anatoly Davydov beschützt, der schon bei den geringsten Anlässen hemmungslos zugeschlagen hatte. Von einer besonders schlimmen Tracht Prügel in seinem elften Lebensjahr hatte Yuri noch immer Narben auf der Rückseite seiner Oberschenkel. Er war damals in die vierte Klasse gegangen und gerade in die staatliche sowjetische Jugendorganisation eingetreten. Zu der Uniform der jungen Pioniere gehörte eine rote Krawatte im Pfadfinderstil, die zusam-

men mit einer roten als Flagge geformten Krawattennadel getragen wurde, in die ein Porträt von Lenin eingearbeitet war. Irgendwie hatte Yuri die Krawattennadel auf dem Schulweg verloren, und als Anatoly das am Abend erfuhr, war er durchgedreht. Wie immer im Vollrausch – er trank gewöhnlich fast einen Liter Wodka pro Tag – hatte er so lange auf seinen Sohn eingedroschen, bis dessen Hose blutdurchtränkt gewesen war.

Meistens war es Nadya gelungen, Anatolys Wut während seiner allabendlichen Rauschanfälle auf sich zu lenken. Die übliche Häuslichkeit hatte so ausgesehen, daß Nadya mit stoischer Gelassenheit ein paar Schläge einsteckte und Anatolys Haßtiraden einfach hinunterschluckte. Sie stellte sich demonstrativ zwischen ihren Mann und ihre Kinder, manchmal war ihr das Blut übers Gesicht gelaufen. Anatoly tobte weiter und verpaßte ihr noch mehr Schläge. Wenn sie dann immer noch nicht zur Seite gegangen war oder gar etwas erwidert hatte, hatte er seinen Kindern gedroht, daß er sie umbringen würde, wenn sie es noch ein einziges Mal wagen würden, das Verbot zu mißachten, das seinen aktuellen Wutausbruch hervorgerufen hatte. Anschließend torkelte er davon und schlief auf dem einzigen Sofa der Wohnung ein. Bis Yuri in die achte Klasse gekommen war, hatte sich diese Szene fast jeden Abend wiederholt.

Am Abend des ersten Mai 1970, des wichtigsten sowjetischen Feiertags, hatte Anatoly mehr als das Doppelte seiner normalen Wodka ration in sich hineingeschüttet. Übel gelaunt hatte er seine Familie aus der Wohnung gescheucht, die Tür abgeschlossen und war in einen komatösen Schlaf gefallen. Während der Nacht, als Nadya und Yegor auf den Bänken der Gemeinschaftsküche ein notdürftiges Lager aufgeschlagen hatten, war Anatoly an seinem eigenen Erbrochenen erstickt. Als man ihn am Morgen auffand, war er bereits kalt gewesen; die Leichenstarre hatte schon eingesetzt.

Nach Anatolys Tod konnte die Familie nur wenig aufatmen. Sie hatten ihre Zweizimmerwohnung im ersten Stock verlassen müssen und waren in eine direkt unter dem Dach des Gebäudekomplexes gelegene Einzimmerwohnung verbannt worden, wo es im Winter eiskalt und im Sommer entsetzlich heiß war. Noch schwieriger aber war es gewesen, ohne Anatolys Lohn auskommen zu müssen, wobei sie diesen Verlust wenigstens zum Teil durch die nun wegfallenden Wodkakosten wettmachen konnten.

Zum Glück war Nadya im darauffolgenden Jahr befördert worden. Sie hatte seit dem Abschluß der Berufsschule in einer Keramikfabrik gearbeitet. Für Yuri hatte das bedeutet, daß er die Schule bis zur zehnten Klasse

besuchen konnte. Leider hatte er sich zu einem zurückgezogenen und aggressiven Teenager entwickelt, der schon bei lächerlichen Hänseleien durch Klassenkameraden Schlägereien vom Zaun brach. Darunter hatten auch seine schulischen Leistungen gelitten. Am Ende waren seine Abschlußnoten ebenso wie die Eignungstests für einen Universitätsbesuch zu schlecht ausgefallen; dabei hatte seine Mutter so gehofft, daß aus ihrem Sohn einmal etwas Besseres werden würde. Statt dessen hatte er die örtliche Berufsfachschule besucht und sich zum Mikrobiologie-Techniker ausbilden lassen. Man hatte ihm weisgemacht, daß der Bedarf an Arbeitskräften in diesem Bereich enorm zunehmen werde, vor allem in Swerdlowsk. Daß die Regierung eine gigantische Pharmafabrik errichtet hatte, in der Impfstoffe für Mensch und Tier produziert werden sollten, war Yuri damals sehr gelegen gekommen.

»Sind Sie mal wieder in Rußland gewesen, seitdem Sie in Amerika leben?« fragte die Frau aus Estland, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten.

»Nein, noch nicht«, erwiderte Yuri. Die Erinnerung an seine baldige Rückkehr beflügelte ihn. Er hatte sich sogar schon ein Open-Ticket vom Flughafen Newark via Frankfurt nach Moskau besorgt. Für den Newark Airport hatte er sich entschieden, weil er im Südwesten von

Manhattan lag. Nach seinem Biowaffenanschlag im Central Park wollte er New York umgehend verlassen und den im Osten gelegenen JFK Airport aus Sicherheitsgründen lieber meiden. Der Wind blies fast immer von West nach Ost, und er wollte schließlich unter keinen Umständen seinem eigenen Terroranschlag zum Opfer fallen.

An das Flugticket zu kommen hatte ihn einige Mühe gekostet. Er hatte nie einen international gültigen russischen Reisepaß ergattert, und obwohl die Einwanderungs- und Einbürgerungsbehörde ihm eine Aufenthaltsgenehmigung ausgestellt hatte, verfügte er immer noch nicht über einen amerikanischen Paß. Zumindest nicht über einen echten. Er hatte sich für viel Geld einen gefälschten Paß anfertigen lassen, der zwar nicht gerade besonders gelungen war; aber er brauchte ihn ja auch lediglich für den Kauf seines Flugtickets. Als echter Patriot hoffte er, auch ohne die korrekten Papiere nach Rußland einreisen zu dürfen, und er hatte mit Sicherheit nicht vor, noch einmal in die Vereinigten Staaten zurückzukehren.

»Mein Mann und ich sind im vergangenen Jahr nach Estland gereist«, erzählte die Frau. »Es war herrlich. Im Baltikum haben sich die Dinge sehr zum Guten gewendet. Vielleicht können wir sogar irgendwann wieder in unserem Heimatdorf leben.«

»Amerika ist nicht das Paradies, für das man es der Welt gern verkauft«, entgegnete Yuri.

»Die Leute hier müssen hart arbeiten«, pflichtete die Frau ihm bei. »Und es gibt jede Menge Diebe, die einem das Geld aus der Tasche ziehen wollen, wie zum Beispiel Anlageberater oder gemeine Immobilienmakler, die einem in Florida ein Stück Sumpfland verkaufen.«

Yuri nickte zustimmend. Seiner Meinung nach saßen die eigentlichen Diebe jedoch in der, wie Curt Rogers sie nannte, von Zionisten besetzten Regierung. Das empfand er nicht nur im übertragenen Sinne so – der vielgepriesene amerikanische Traum war doch nichts weiter als ein verlogenes Ammenmärchen –, sondern auch im wahrsten Sinne des Wortes. Die Bundesbehörden hielten ständig die Hand auf, um ihm fast jeden einzelnen hart verdienten Dollar abzuknöpfen. Und wenn es nicht die Verbrecher aus Washington waren, waren es die Räuber der bundesstaatlichen Verwaltung in Albany oder die Banditen der Stadtverwaltung von Manhattan. Curt zufolge war die gesamte Steuerpolitik verfassungswidrig und dementsprechend absolut illegal.

»Ich hoffe, Sie schicken Ihrer Familie Geld nach Hause«, fuhr die Frau fort, ohne zu merken, was ihre Worte bei Yuri anrichteten. »Mein Mann und ich tun das, sooft wir können.«

»Ich habe in meiner Heimat keine Familie mehr«, gestand Yuri ein bißchen zu schnell. »Dort bin ich vollkommen allein.« Das stimmte allerdings nicht ganz. Er hatte noch eine Großmutter mütterlicherseits, ein paar Tanten und Onkel und etliche Cousins und Cousinen. Sie lebten fast alle in Jekaterinburg, wie Swerdlowsk heute hieß. Außerdem hatte er eine übergewichtige Frau in Brighton Beach.

»Oh, das tut mir leid«, die Frau äußerte ihr Mitgefühl. »Ich kann es mir gar nicht vorstellen, keine Familie mehr zu haben. Sie dürfen über die Feiertage gerne einmal bei uns vorbeischauen.«

»Vielen Dank«, brachte Yuri hervor. »Das ist sehr freundlich. Aber ich komme schon zurecht ...« Eigentlich hatte er noch mehr sagen wollen, doch plötzlich war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Die Unterhaltung hatte gegen seinen Willen Erinnerungen an das schicksalhafte Jahr 1979 bei ihm geweckt, das Jahr, in dem er seine Mutter und seinen Bruder verloren hatte. Er mußte vor allem an den 2. April denken.

Der Tag fing an wie jeder andere Arbeitstag: Der schrille Wecker riß Yuri aus dem Tiefschlaf. Um fünf Uhr morgens war es so dunkel wie um Mitternacht, denn Swerdlowsk lag etwa auf dem gleichen Breitengrad wie Sitka in Alaska. Der Winter war bereits vorüber, doch der

Frühling hatte noch nicht richtig Einzug gehalten. Und wenn die Temperatur in der Einzimmerwohnung beim Aufstehen auch nicht mehr unter null Grad lag, wie beispielsweise während der Monate Februar und März an fast jedem Morgen, so war es trotzdem lausig kalt. Yuri zog sich im Dunkeln an, um Nadya und Yegor nicht zu wecken, die beide erst um sieben Uhr aufstehen mußten. Nadya arbeitete nach wie vor in der Keramikfabrik; Yegor besuchte das letzte Schuljahr, das im Juni endete.

Nach einem schnellen, aus altem Brot und Käse bestehenden, in der verlassenen Gemeinschaftsküche eingenommenen Frühstück machte Yuri sich in der Dunkelheit auf den Weg zu der pharmazeutischen Fabrik, in der er seit seinem zwei Jahre zuvor gemachten Abschluß der Berufsfachschule arbeitete. In den zwei Jahren war ihm klargeworden, daß die Fabrik nicht das herstellte, was sie herzustellen vorgab. Offiziell lautete sein Auftrag, mikrobiologische Kulturen zur Impfstoffproduktion anzulegen; doch in Wahrheit hatte er mit derartigen Kulturen bis dahin nie zu tun gehabt. Im äußeren Bereich der Fabrik wurden tatsächlich ein paar Impfstoffe produziert, doch Yuri arbeitete in dem erheblich größeren inneren Bereich. Die Impfstoffproduktion diente dem KGB lediglich zur Tarnung der tatsächlichen Funktion der Fabrik. Die pharmazeutische Anlage in Swerdlowsk war in

Wahrheit ein Ableger von Biopreparat, dem gigantischen sowjetischen Biowaffenprogramm. Yuri war nur ein Rädchen im Getriebe der fünfundfünfzigtausend Mann starken Belegschaft, die sich auf zahlreiche in der ganzen Sowjetunion verstreute Anlagen verteilte.

Die Fabrik firmierte unter der harmlos klingenden Bezeichnung Anlage 19. Am Werkstor mußte Yuri anhalten und seinen Ausweis vorzeigen. Daß der Mann im Pfortnerhaus dem KGB angehörte, war ihm zu dem Zeitpunkt längst bekannt. Während er wartete, stampfte er, gegen die eisige Kälte ankämpfend, mit den Füßen auf den Boden. Sie wechselten keine Worte miteinander. Worte waren überflüssig. Der Pfortner nickte, reichte den Ausweis zurück, und Yuri betrat das Gelände.

An diesem Tag begann er von den Mitarbeitern der Tagesschicht als einer der ersten. Die Anlage war immer in Betrieb: rund um die Uhr und an sieben Tagen die Woche. Als jüngerem Belegschaftsmitglied fiel es Yuri und ein paar anderen auf der gleichen Hierarchieebene angesiedelten Kollegen zu, die notwendigen Reinigungsarbeiten im Inneren der Sicherheitszone zu erledigen. Die Mitarbeiter des regulären Reinigungstrupps hatten zu diesem Bereich keinen Zutritt.

Im Umkleideraum nickte Yuri seinem Spindnachbarn Alexis zu. Für eine Unterhaltung war es einfach zu früh,

schließlich hatte noch keiner von ihnen eine Tasse Tee oder Kaffee zu sich genommen. Schweigend zogen sich die beiden, ebenso wie zwei weitere Kollegen, ihre roten Bioschutzanzüge an und stellten die Belüftungs-Ventilatoren ein. Ohne durch die transparenten Plastikvisiere Blickkontakt miteinander aufzunehmen, prüften sie wie jeden Morgen gegenseitig den korrekten Sitz ihrer Schutzkleidung.

Hermetisch gegen Außeneinflüsse geschützt, wartete die Gruppe außerhalb der Drucktür, bis sie sich automatisch öffnete. Alle schwiegen. Der Druck in der Eingangskammer fiel. Als die innere Tür aufging, schlichen sie leise an ihre jeweiligen Arbeitsplätze. In den klobigen Anzügen, in denen sie eher wie futuristische Roboter als wie Menschen aussahen, konnten sie sich nur breitbeinig fortbewegen.

Der monotone Schichtbeginn war sorgfältig inszenierte Routine und änderte sich nie. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat – es war immer die gleiche Prozedur. Am Morgen dieses 2. April 1979 schien nichts anders zu sein als an jedem beliebigen anderen Morgen. Doch der Schein trog. Ohne daß die vier jungen Männer auf ihrem Weg zu ihren jeweiligen Arbeitsbereichen irgend etwas ahnten, trat ein Problem auf. Niemand von ihnen hatte die geringste Vorahnung, was für eine Katastrophe sich anbahnte.

In der Anlage von Swerdlowsk arbeitete man vorwiegend mit zwei Mikrobenarten: dem *Bazillus anthracis* und dem *Clostridium botulinum*. Die zu Waffen verarbeiteten Formen dieser Bakterien waren beim *Bazillus anthracis* Sporen und beim *Clostridium botulinum* kristallisierte Toxine. Aufgabe der Fabrik war es, von beiden Erregern soviel wie möglich zu produzieren.

Yuri hatte in der Anlage 19 zunächst mehrere verschiedene Arbeitsbereiche durchlaufen und den gesamten Produktionsbetrieb kennengelernt. Nach einem Monat war er dann in der Anthrax-Abteilung gelandet. In den zwei Jahren, die er in der Fabrik arbeitete, war er immer in der Herstellung tätig gewesen. Dort wurden die aus den gigantischen Fermentationsanlagen kommenden flüssigen Kulturen zu einer Art kleiner Kuchen getrocknet und diese dann zu einem Pulver zermahlen, das aus fast reinen Anthraxsporen bestand. Konkret arbeitete Yuri als Überwacher der Feinmahanlagen.

Die Feinmahanlagen bestanden hauptsächlich aus rotierenden, mit Stahlkugeln gefüllten Stahltrommeln. Sorgfältige, in einem anderen Teil der Fabrik durchgeführte Tierversuche hatten ergeben, daß das Pulver am tödlichsten und effizientesten wirkte, wenn die Partikel eine Größe von fünf Mikron hatten. Um diese Partikelgröße zu erreichen, mußten die Feinmahlapparate mit

einer bestimmten Geschwindigkeit und mit Stahlkugeln einer speziellen Größe eine festgelegte Zeitlang rotieren.

Im normalen Produktionsbetrieb wurden die Feinmahanlagen während der Nacht für routinemäßige Wartungsarbeiten außer Betrieb gesetzt. Für das Abschalten der Anlagen war der Aufseher der Abendschicht zuständig. Die Trockner hingegen wurden nicht abgeschaltet; sie liefen kontinuierlich weiter, damit die Tagesschicht einen großen Berg der hellgelbbraunen Kuchen weiterverarbeiten konnte. Es dauerte länger, die Kuchen zu trocknen, als sie zu zermahlen.

Wie immer begann Yuri den Tag damit, daß er den Bereich um die Feinmahanlagen mit einem Schlauch abspritzte, aus dem per Hochdruck stark gechlortes Wasser kam. Obwohl die Mahlanlagen versiegelt waren, entwichen kontinuierlich winzige Partikel des Pulvers, und zwar vor allem, wenn die Anlage zwecks Wartung geöffnet worden war. Da schon eine mikroskopische Menge des Pulvers einen Menschen töten konnte, mußten die Anlagen jeden Tag gründlich gereinigt werden – auch wenn sich ohne Bioschutzanzug niemals jemand in deren Nähe wagte.

Anfangs hatte es Yuri bei der Vorstellung gegraut, im Umfeld eines derart tödlich wirkenden Stoffs zu arbeiten; doch im Laufe der Monate hatte er sich allmählich daran

gewöhnt. An jenem 2. April war es ihm nicht in den Sinn gekommen, sich über irgend etwas Sorgen zu machen. Er war wie Solschenizyns Romanfigur Iwan Denissowitsch: Er demonstrierte, über welch ungeheure Anpassungsfähigkeit der Mensch verfügte.

Als er seine Reinigungspflichten ordnungsgemäß erledigt hatte, rollte er den Schlauch mit Hilfe einer Handkurbel wieder ein. In Nu bildeten sich Schweißperlen auf seiner Stirn. Jede noch so kleine Anstrengung verwandelte den undurchlässigen Bioschutzanzug in eine mobile Sauna.

Nachdem er die Reinigungsutensilien an ihren vorgesehenen Platz zurückgebracht hatte, ging er in den Kontrollraum und schloß hinter sich die Tür. Eine isolierende Glaswand trennte den Kontrollraum von den Feinmahlanlagen. Wenn die Anlagen in Betrieb waren, herrschte in dem Raum ein ohrenbetäubender Lärm, der ziemlich an den Nerven zerrte.

Er setzte sich vor das Hauptschaltpult und prüfte die Einstellungen. Alles schien in Ordnung. Die Anlagen konnten angefahren werden. Yuri warf einen Blick in das Kontrollbuch und sehnte sich bereits nach der Frühstückspause um neun Uhr. Auch wenn sie nur kurz war, liebte Yuri diese halbe Stunde. Allein der Gedanke an frischen Kaffee und frisches Brot ließ ihm das Wasser im

Mund zusammenlaufen. Er fuhr mit seinem behandschuhten Zeigefinger über die Zahlenreihen, um sich zu vergewissern, daß die Feinmahlanlagen während der letzten Betriebsschicht gleichmäßig gelaufen waren. Alles schien in Ordnung, bis auf die Zahlenkolonne mit den Messungen für den Unterdruck im Inneren der Anlage. Nun ließ er seinen Blick über die Seite schweifen und stellte fest, daß der Druck im Verlauf der Schicht allmählich angestiegen war, doch das beunruhigte ihn nicht weiter; der Anstieg war gering gewesen, und die Messungen befanden sich innerhalb der Grenzwerte.

Er warf einen Blick auf das untere Ende der Seite, wo der Schichtaufseher die Vorkommnisse der Schicht notierte. Der Mann hatte den leichten Druckanstieg ordnungsgemäß vermerkt und mit dem Hinweis versehen, daß er die Wartungsabteilung benachrichtigt habe. Darunter befand sich ein Vermerk des Wartungsdienstes, den dieser um zwei Uhr nachts abgefaßt hatte. Er besagte kurz und bündig, daß die Anlage geprüft und die Ursache für den leichten Druckanstieg entdeckt und behoben worden sei.

Yuri schüttelte den Kopf. Er fand den Vermerk des Wartungsdienstes sonderbar, da die Fehllursache mit keinem Wort erwähnt wurde. Doch vermutlich spielte es keine Rolle. Die Messungen waren immer im Normbe-

reich geblieben. Er zuckte mit den Schultern. Schließlich stand es ihm nicht zu, den Wartungsdienst für den unvollständigen Eintrag zu tadeln. Außerdem war das Problem ja behoben – was auch immer es gewesen sein mochte.

Da seiner Meinung nach alles in Ordnung war, griff er zum Telefon und wählte die Nummer des Tagesschicht-Aufsehers Wladimir Gergiyev. Während es am anderen Ende der Leitung klingelte, warf er einen Blick auf die Uhr. Es war kurz vor sieben. Bald würden seine Mutter und sein Bruder aufstehen. »Die Feinmahlanlagen sind anfahrbereit, Genosse Gergiyev«, meldete Yuri.

»Fahren Sie sie an!« erwiderte Gergiyev knapp und legte auf. Eigentlich hatte Yuri seinem Vorgesetzten den seltsamen Vermerk im Kontrollbuch melden wollen, doch dazu hatte dieser ihm keine Zeit gelassen. Er legte ebenfalls auf und überlegte kurz, ob er noch einmal zurückrufen sollte. Leider war Yuri vom Typ eher ein Quaderschädel, der spontane Reaktionen möglichst vermied. Deshalb entschied er, nicht noch einmal anzurufen.

Ohne auch nur den blassesten Schimmer von den katastrophalen Auswirkungen seines Handelns zu haben, drückte Yuri auf den Startknopf, der die Feinmahlanlagen in Gang setzte. Fast im gleichen Augenblick stimmten die Maschinen ihr kreischendes Getöse an, das sogar

durch die isolierten Wände des Kontrollraums drang. Die Tagesproduktion des tödlichen Anthraxpulvers hatte begonnen.

Das System funktionierte automatisch. Die aus getrockneten Sporen bestehenden Kuchen kamen auf Förderbändern angefahren und fielen an deren Ende in die rotierenden Stahltrommeln der Feinmahanlagen. Nachdem sie von den Stahlkugeln zermahlen waren, rieselte das feine Pulver aus dem unteren Teil der Trommeln heraus und wurde in versiegelte Sicherheitsbehälter verpackt. Die Behälter wurden von außen desinfiziert und konnten dann in Geschütze oder Raketen-Sprengköpfe eingelegt werden.

Yuri richtete seinen Blick sofort auf die Innendruckanzeige. Der Druck fiel im selben Moment. Die leisen Zweifel, die ihm wegen der seltsamen Eintragung im Kontrollbuch gekommen waren, lösten sich in Luft auf, als der Druck weiter fiel und auch das leicht erhöhte Level, auf das die Anlage das letzte Mal heruntergefahren worden war, unterschritten wurde. Offensichtlich hatte der Wartungsdienst das Problem tatsächlich wie vermerkt behoben.

Yuri kontrollierte die anderen Anzeigen und Meßdatensysteme. Alle Messungen befanden sich in den jeweiligen grünen Bereichen. Er nahm einen Stift und begann

mit dem Eintrag für die Tagesschicht des 2. April. Sorgfältig notierte er sämtliche Meßdaten in den entsprechenden Zahlenreihen. Als die Daten für die Messung des Innendrucks an die Reihe kamen, fiel ihm etwas Überraschendes auf: Der Druck war weiter gefallen und war jetzt so niedrig, wie er ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Der Zeiger hing sogar schon am untersten Rand der Skala.

Yuri klopfte mit dem Knöchel seines rechten Zeigefingers gegen das Meßgerät. Er wollte sicherstellen, daß die altmodische Nadelanzeige nicht hängengeblieben war. Die Nadel bewegte sich nicht.

Der junge Mann hatte keine Ahnung, was er tun sollte. Beim Innendruck gab es im Bereich der grünen Zone keinen unteren Grenzwert, sondern nur einen oberen. Die Idee des Prinzips war, das Pulver auf jeden Fall im Inneren der Anlage zu halten, in dem die Luft konstant vom Raum in die Maschinen gesogen wurde. Der Unterdruck sollte dafür sorgen, daß die Luft nie in die entgegengesetzte Richtung strömen konnte. Daher spielte es keine Rolle, ob der Druck niedriger war als normal. Eigentlich hieß das sogar, daß das System noch effektiver funktionierte.

Erneut warf Yuri einen Blick aufs Telefon und überlegte, ob er seinen Vorgesetzten anrufen sollte, doch er

entschied sich ein zweites Mal dagegen. Er hatte sich schon einmal von Gergiyev anhören müssen, daß seine ewigen Befürchtungen absurd seien, und er hatte beim besten Willen keine Lust, schon wieder eins aufs Dach zu bekommen. Gergiyev wollte nicht mit unbedeutendem Kleinkram belemmert werden. Dafür hatte er viel zuviel zu tun.

Um acht Uhr dachte Yuri an seine Mutter, die sich jetzt auf dem Weg zur Keramikfabrik befinden mußte. Die Fabrik lag direkt im Südosten von Anlage 19. Nadya hatte ihm oft erzählt, daß sie auf dem Weg zur Arbeit immer an ihn dachte. Yuri hatte ihr nie verraten, was für eine Arbeit er in der Fabrik verrichtete. Hätte er etwas gesagt, hätte er sie beide in Gefahr gebracht.

Die Zeit schleppte sich dahin. Yuri sehnte sich nach der Neun-Uhr-Pause. Um viertel vor neun trug er noch einmal Meßdaten in das Kontrollbuch ein. Als er die Anzeige für den Innendruck in Augenschein nahm, zögerte er zum zweiten Mal. Die Nadel hatte sich nicht bewegt; sie hing immer noch am unteren Ende der Skala fest.

Während er das Meßgerät anstarrte, wurde ihm mit einem Mal ganz anders. Ein schrecklicher Gedanke schoß ihm durch den Kopf.

»Bitte! Laß es nicht passieren!« betete er. Im nächsten Augenblick schlug er instinktiv auf den roten Stoppschal-

ter. Der schrille, bis in den Kontrollraum dringende Lärm der in den Stahlzylindern rotierenden Stahlkugeln verstummte sofort. Bei Yuri blieb ein Klingeln in den Ohren zurück.

Zitternd vor Angst, öffnete er die Tür des Kontrollraums. Hinter sich hörte er das Telefon klingeln, aber er ignorierte es. Er mußte herausfinden, was passiert war. Am hintersten Ende der Feinmahlanlagen angelangt, keuchte er so heftig, daß sich sein Plastikvisier beschlug. Als er die Stelle erreichte, an der sich in der Verkleidung der Anlage mehrere vertikale Türen befanden, verlangsamte er seinen Schritt. Jede der Türen war zwanzig Zentimeter dick und einen Meter hoch.

Seine Hand zitterte, als er sie ausstreckte und eine der Türen entriegelte. Er zögerte einen Augenblick. Dann öffnete er sie.

»*Blyad!*« entfuhr es ihm. Er war entsetzt. Der Zwischenraum war leer! In Windeseile riß er auch alle weiteren Türen auf. Sämtliche Zwischenräume waren leer! Die Schwebstoff-Filter waren nicht da! Die Anlagen hatten zwei Stunden lang ohne jeglichen Schutz alles nach draußen geblasen!

Yuri taumelte ein paar Schritte zurück. Eine Katastrophe war passiert. Erst jetzt registrierte er, daß das Telefon im Hintergrund immer noch klingelte. Er wußte, wer am

Apparat war: sein Vorgesetzter, der wissen wollte, warum er das System abgeschaltet hatte.

Yuri raste zurück in den Kontrollraum. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Wieviel Gramm des tödlichen, zu Kampfstoff verarbeiteten Anthraxpulvers mochten über die ahnungslose Stadt gespien worden sein? Er erinnerte sich, daß auf seinem Weg zur Arbeit ein leichter Nordwestwind geweht hatte. Das bedeutete, daß die Sporen nach Südosten, über das große Militärgelände, geblasen worden waren. Aber was noch viel schlimmer war – es bedeutete auch, daß die Sporen auf die Keramikfabrik zutrieben!

»Es ist das vierte Haus auf der rechten Seite«, sagte die Estin und riß Yuri aus seinen Alpträumen. Durch die Plexiglas-Trennwand zeigte sie auf eine weiße Treppe.

Plötzlich merkte Yuri, daß er am ganzen Körper schwitzte und sein Gesicht glühte. Das Ereignis, an das die Frau ihn erinnert hatte, hatte er geflissentlich verdrängt. Obwohl es inzwischen zwanzig Jahre zurücklag, litt er, wenn er an den schrecklichen Vorfall dachte, noch genauso wie am ersten Tag.

Die Estin bezahlte und stieg aus. Sie wollte Yuri noch ein Trinkgeld zustecken, doch er lehnte ab. Er bedankte sich für ihre Großzügigkeit und für die Einladung. Dabei vermied er es beschämt, sie anzusehen. Er wollte nicht,

daß sie seine Schweißperlen und sein gerötetes Gesicht bemerkte. Möglicherweise hätte sie sonst einen Arzt gerufen, weil sie befürchtete, er erleide gerade eine Herzattacke.

Er sah der Estin nach, die die Treppe zu ihrer Haustür hinaufstieg, schaltete das Off-Duty-Schild an und fuhr ein paar Meter weiter bis zu einem Feuerhydranten, wo er rechts an den Straßenrand bog und anhielt. Er brauchte eine kleine Verschnaufpause. Zum Glück lag unter dem Sitz sein Fläschchen Wodka bereit. Er vergewisserte sich, daß ihn niemand beobachtete, und nahm einen schnellen, kräftigen Schluck. Genüßlich ließ er den feurigen Schnaps seine Kehle hinunterrinnen. Es war ein herrliches und beruhigendes Gefühl. Das Grauen, das ihn ein paar Sekunden zuvor überwältigen wollte, schwand dahin. Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab.

Daß die Feinmahanlagen ohne die Schwebstoff-Filter gelaufen waren, hatte weit verheerendere Auswirkungen gehabt als überhaupt vorstellbar. Wie Yuri befürchtet hatte, war eine unsichtbare Wolke aus Anthraxsporen aus der Fabrik ausgetreten und über den südlichen Teil der Stadt geweht, den Teil, in dem sich das Militärgelände und die Keramikfabrik befanden. Hunderte von Menschen atmeten die Anthraxerreger ein und bekamen Lungenmilzbrand. Viele starben, eines der Opfer war Nadya.

Ihre ersten Symptome waren Fieber und Schmerzen in der Brust. Yuri wußte sofort, was mit ihr los war, hoffte aber, daß er sich irrte. Da man ihn unter Androhung der Todesstrafe zum Schweigen verpflichtet hatte, erzählte er ihr nichts von seinem Verdacht. Sie wurde in ein Spezialkrankenhaus eingewiesen und auf eine Station gebracht, auf der ausschließlich Patienten mit ähnlichen Symptomen lagen. Viele der Kranken waren Soldaten oder Militärbedienstete. Nadyas Zustand verschlechterte sich kontinuierlich und extrem schnell. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden war sie tot. Der KGB startete sofort eine ausgefeilte Desinformationskampagne und setzte das Gerücht in die Welt, die Epidemie sei durch verseuchte in der Aramil-Fleischfabrik verarbeitete Rinderknochen verursacht worden. Die Leichen wurden den Angehörigen nicht übergeben. Ein Dekret ordnete an, alle Toten in besonders tiefen Gräben in einem separaten Bereich des Hauptfriedhofs der Stadt zu begraben.

Yuri litt furchtbar. Als ob die Trauer um den Tod seiner Mutter und das schreckliche Gefühl, für ihren Tod mitverantwortlich zu sein, noch nicht ausgereicht hätten, wurde er als das jüngste in die Katastrophe verwickelte Belegschaftsmitglied zu allem Übel auch noch zum Sündenbock gemacht. Die nachfolgende offizielle Untersuchung ergab zwar, daß die Leute vom Wartungsdienst

der Nachtschicht und deren Schichtaufseher die Hauptverantwortung trugen, weil sie weder die verstopften Filter durch neue ersetzt noch ordnungsgemäß den Ausbau der alten Filter vermerkt hatten; doch schob man trotz alledem den Hauptteil der Schuld Yuri in die Schuhe. Theoretisch hätte er vor dem Anfahren der Anlagen überprüfen müssen, ob die Filter auch ordnungsgemäß an Ort und Stelle waren; doch da sie nur alle paar Monate ausgetauscht wurden, machte sich niemand die Mühe, diesen Check tatsächlich allmorgendlich vorzunehmen. Im übrigen hatte es der Schichtaufseher versäumt, Yuri während dessen Einarbeitung zu unterweisen, daß er das Vorhandensein der Filter täglich zu kontrollieren hatte. Da es bei der Katastrophe um die nationale Sicherheit ging und absolute Geheimhaltung erforderlich war, sperrte man Yuri für eine Weile statt in ein normales Gefängnis in ein Militärgefängnis und versetzte ihn dann ins ferne Sibirien. Dort landete er wieder in einer Anlage von Biopreparat. Sie firmierte unter dem Namen Vector und befand sich in Nowosibirsk. Vector diente vor allem der Herstellung von waffentauglichen Viren, unter anderem des Pockenvirus; doch Yuri landete in einem kleinen Team, das sich mit der Verbesserung der Wirksamkeit von kampftauglichem Anthrax und Botulinustoxin beschäftigte.

Seinen Bruder Yegor hatte er nie wiedergesehen. Zum Glück hatte Yegor sich nicht mit den freigesetzten Anthraxerregern infiziert – doch er hatte Yuri weder im Militärgefängnis noch in Sibirien besuchen dürfen. Nach seinem Schulabschluß war er im Juni zum Militärdienst eingezogen und im Dezember 1979 direkt zu Beginn der Invasion nach Afghanistan geschickt worden. Dort war er als einer der ersten gefallen.

Yuri seufzte. Er dachte nicht gerne an die Schicksalsschläge seiner traurigen Vergangenheit. Sie machten ihm Angst und verschafften ihm immer das Gefühl, die Kontrolle über sich zu verlieren. In seinem Taxi sitzend, inspizierte er durch die Windschutzscheibe und einen Blick in den Rück- und die beiden Seitenspiegel noch einmal aufmerksam die Umgebung. Es waren ein paar Fußgänger unterwegs, die ihn aber nicht beachteten. Er genehmigte sich noch einen schnellen Schluck aus seinem Flachmann und verstaute das mittlerweile leere Fläschchen unter dem Sitz. Wieder einmal war ihm bereits am Nachmittag der Wodka ausgegangen.

Immer noch innerlich aufgewühlt, öffnete er die Tür und stieg aus, ohne sich jedoch von seinem Taxi zu entfernen. Vom täglichen stundenlangen Sitzen hatte er chronische Rückenschmerzen, die er durch ein paar Streck- und Dehnübungen zu lindern versuchte. Er atme-

te ein paarmal tief durch. Als er sich etwas besser fühlte, stieg er zurück ins Auto. Er wollte gerade das Off-Duty-Schild wieder ausschalten, als ihm einfiel, daß er sich ganz in der Nähe der Walker Street und dem Sitz der Corinthian Rug Company befand. Bestimmt würde ihm ein bißchen Abwechslung guttun; so beschloß er, dem Teppichhandel einen Besuch abzustatten. Wenn er positive Nachrichten über den Inhaber in Erfahrung brachte, würde es ihm bestimmt deutlich bessergehen. Es war bereits halb vier, und wie immer, wenn die Rush-hour näher rückte, wurde der Verkehr zusehends dichter. Auf dem Broadway kam er nur im Schneckentempo voran; vor allem die Canal Street und deren Umgebung waren vollkommen verstopft. Er mußte sich stark zusammenreißen, um nicht die Geduld zu verlieren. Schließlich bog er in die relativ ruhige Walker Street ein.

Er näherte sich der Corinthian Rug Company in der festen Erwartung, das Geschäft auch diesmal geschlossen vorzufinden. Dies wollte er als weiteren Beweis dafür nehmen, daß Jason Papparis sich infiziert hatte und entweder bereits tot war oder mit dem Tode kämpfte. Yuri überlegte gerade, ob er es ein weiteres Mal wagen sollte, in dem Briefmarkenladen nachzufragen; da stellte er zu seinem Entsetzen fest, daß die Eingangstür der Corinthian Rug Company weit offenstand und drinnen Licht brannte.

Entnervt trat er auf die Bremse und fuhr im Schrittempo an dem Geschäft vorbei, um einen Blick ins Innere zu erhaschen. Was er sah, brachte ihn noch mehr aus dem Häuschen: Jason Papparis stand vor einem seiner Aktenschränke! »Um Gottes willen!« stöhnte Yuri, obwohl er nicht religiös war. Er parkte wieder in der Ladezone und versuchte, auf seinem Sitz hin- und herrutschend, einen weiteren Blick durch die offenstehende Tür ins Innere des Geschäfts zu erhaschen. Was konnte bloß schiefgegangen sein? Das Pulver mußte gewirkt haben. Schließlich hatte er sämtliche Tricks angewandt, die seine Kollegen und er sich bei Vector ausgedacht hatten. In den mehr als zehn Jahren, die er in der sibirischen Anlage gearbeitet hatte, hatten seine Kollegen und er die Wirksamkeit des Kampfstoffs Anthrax fast um das Zehnfache gesteigert. Dies war ihnen vor allem dadurch gelungen, daß sie dem Pulver einige Zusätze beigemischt hatten, die die Suspension und Diffusion der Partikel in der Luft maximierten. Zum Teil hatten sie die erhöhte Wirksamkeit auch verbesserten Kulturzüchtungen zu verdanken gehabt. Bei seinem jetzigen Versuch mit dem gefährlichen Pulver hatte er all seine Kriegeslist zum Einsatz gebracht.

Yuri fuhr sich nervös mit der Hand durchs Haar. Vielleicht war der Umschlag ja verlorengegangen oder an eine falsche Adresse ausgeliefert worden. Oder hatte ihn

gar ein Postbeamter aus Neugier geöffnet? Yuri fragte sich, ob es nicht vielleicht doch einen besseren Weg gegeben hätte, Jason Papparis zu infizieren. Dabei hatte er die Idee mit dem Brief für geradezu genial gehalten.

Er stellte den Blinker an, stieg aus und überquerte die Straße. Auf der anderen Seite mußte er einem Mountainbike ausweichen, das direkt vor dem Briefmarkenladen an einem Halteverbotsschild festgekettet war. Vor dem Schaufenster des Teppichhändlers blieb er stehen und lugte ins Innere des Büros. Jason Papparis war nirgends zu sehen. Die beiden Türen im hinteren Teil des Raums waren geschlossen.

Nachdem er sich mit einem schnellen Blick nach rechts und links vergewissert hatte, daß weder eine Politesse noch ein Polizist im Anmarsch war, schob er die Tür auf. Unsicher, was er als nächstes tun sollte, zögerte er einen Augenblick, doch seine Verwirrung und seine Neugier trieben ihn schließlich über die Schwelle. Er mußte mit dem Teppichhändler sprechen.

»Hat irgend jemand ein Taxi bestellt?« rief er leise und unsicher in den Raum.

Eine Gestalt, die einen Stapel Kopier- und Faxpapier in Händen hielt, kam hinter dem Schreibtisch hervor. Zu Yuris Schreck trug der Mann eine OP-Maske, eine Isolierhaube und einen Schutzanzug. Der unerwartete An-

blick brachte ihn derart aus der Fassung, daß er rückwärts aus der Tür taumelte. »Warten Sie!« rief Jack. Er warf den Papierstapel auf den Tisch und rannte hinter dem Taxifahrer her. Auf dem Bürgersteig holte er ihn ein.

»Haben Sie ein Taxi bestellt, Mr. Papparis?« fragte Yuri und deutete mit einer Kopfbewegung auf seinen bereitstehenden Wagen. Er wollte sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen.

»Ich bin nicht Mr. Papparis«, entgegnete Jack. Er zog die Handschuhe aus und kramte mühsam seine Dienstmarke hervor, die ihn als Gerichtsmediziner auswies. Als er sie Yuri zeigte, wich dieser noch einen Schritt zurück. Er hielt sie für eine Polizeimarke.

»Mein Name ist Jack Stapleton«, stellte Jack sich vor. »Ich bin Gerichtsmediziner.« Er steckte seine Brieftasche wieder ein und löste seine Gesichtsmaske. »Wie gut kannten Sie Mr. Papparis? Haben Sie ihn oft gefahren?«

»Ich bin nur Taxifahrer«, brachte Yuri eingeschüchtert hervor. Er wußte zwar nicht, was ein Gerichtsmediziner war, aber da der Mann eine offizielle Dienstmarke besaß, arbeitete er offenbar für den Staat.

»Wie gut kannten Sie Mr. Papparis?« wiederholte Jack seine Frage.

»Ich kannte ihn gar nicht«, erwiderte Yuri. »Ich habe ihn noch nie gefahren.«

»Woher kennen Sie dann seinen Namen?«

»Ich bin bestellt worden, um ihn abzuholen.«

»Das ist ja interessant«, bemerkte Jack.

Yuri fühlte sich immer unwohler. Er hatte es nur äußerst ungern mit Staatsbediensteten zu tun, egal von welcher Behörde sie waren. Außerdem kam ihm der Mann irgendwie bekannt vor, was ihn noch mehr beunruhigte. Zu allem Überfluß nahm ihn der Unbekannte auch noch neugierig, wenn nicht sogar argwöhnisch, ins Visier.

»Sind Sie sicher, daß Sie von einem Mr. Papparis aus der Walker Street gerufen wurden?« hakte Jack nach.
»Mr. Papparis von der Corinthian Rug Company?«

»Ich glaube, den Namen hat die Telefonzentrale genannt«, erwiderte Yuri.

»Das kann überhaupt nicht sein«, stellte Jack klar.
»Mr. Papparis ist am Wochenende gestorben.«

»Oh!« entfuhr es Yuri. Er hustete nervös und zerbrach sich den Kopf nach einer plausiblen Erklärung. Doch ihm fiel nichts ein.

»Hat er vielleicht vergangene Woche angerufen?« probierte Jack es mit einer anderen Version.

»Könnte sein«, murmelte Yuri.

»Vielleicht sollten wir mal Ihre Taxizentrale anrufen«, schlug Jack vor. »Es wäre recht nützlich zu wissen, ob Mr. Papparis regelmäßiger Kunde bei Ihnen war. Der

Mann ist nämlich an einer seltenen Infektionskrankheit gestorben, deren Ursache ich zu ergründen versuche. Deshalb interessiere ich mich unter anderem, was Mr. Papparis in der vergangenen Woche gemacht hat. Wichtig wäre zum Beispiel zu wissen, ob er sein Lager aufgesucht hat. Außerdem wüßte ich gerne, zu wem er in der vergangenen Woche Kontakt gehabt hat, vor allem am Freitag.«

»Ich kann Ihnen die Nummer der Telefonzentrale gern geben«, bot Yuri an.

»Okay.« Jack nickte. »Ich hole mir nur kurz einen Stift und einen Zettel.«

Während Jack zurück in Mr. Papparis' Büro eilte, atmete Yuri erleichtert auf. Für einen Augenblick hatte er gedacht, daß es ein grober Fehler gewesen war, die Corinthian Rug Company aufzusuchen. Doch jetzt war er beruhigt. Die Telefonzentrale würde dem Mann keine Auskunft erteilen. Sie rückte nie mit Informationen heraus, erst recht nicht, wenn es um gelbe Taxis ging.

Einen Augenblick später war Jack zurück und notierte sich den Namen und die Nummer der Telefonzentrale.

»An was für einer Krankheit ist Mr. Papparis denn gestorben?« fragte Yuri. Er war neugierig, was die Behörden wußten beziehungsweise was sie vermuteten.

»An Anthrax«, erwiderte Jack.

»Die Krankheit kenne ich«, platzte Yuri heraus. »Dar-
an leiden vor allem Rinder.«

»Ich bin beeindruckt«, stellte Jack fest. »Woher wis-
sen Sie das?«

»Aus Swerdlowsk – von dort stamme ich«, erwiderte
Yuri. »Das ist in der ehemaligen Sowjetunion. In den
ländlichen Gegenden sind damals ab und zu unter Scha-
fen und Kühen Epidemien ausgebrochen.«

»Den Namen Swerdlowsk habe ich schon mal gehört«,
berichtete Jack. »Um genau zu sagen, sogar erst heute.
Ich habe gelesen, daß dort aus einer geheimen Biowaf-
fenfabrik Anthraxerreger ausgetreten sind.«

Yuri schlug das Herz bis zum Halse. Jacks lässig fal-
lengelassene Bemerkung kam für ihn total unerwartet
und haute ihn regelrecht um, vor allem nachdem ihn ge-
rade erst seine gräßlichen Erinnerungen gequält hatten.

»Haben Sie je etwas von dieser Katastrophe gehört?«
wollte Jack wissen. »Offenbar hat es damals jede Menge
Infizierte und etliche Tote gegeben.«

»Davon weiß ich nichts«, log Yuri. Er mußte sich
räuspern. »Das wundert mich nicht«, stellte Jack fest.
»Die sowjetische Regierung hat mit Sicherheit versucht,
die Geschichte zu vertuschen. Sie haben jahrelang be-
hauptet, die Epidemie sei durch verunreinigtes Fleisch
verursacht worden.«

»Es hat wirklich Probleme mit verseuchtem Fleisch gegeben«, brachte Yuri hervor.

»Die Katastrophe, von der ich rede, hat sich 1979 ereignet«, fuhr Jack fort. »Haben Sie zu der Zeit in Swerdlowsk gelebt?«

»Ich glaube, ja«, erwiderte Yuri vage. Er merkte, daß er zitterte. Sobald er konnte, beendete er das Gespräch und eilte zurück zu seinem Taxi. Während er den Motor anließ, sah er sich noch einmal um. Jack Stapleton zog sich wieder seine Maske und seine Handschuhe über. Zum Glück stand er nicht am Straßenrand und notierte sich seine Taxinummer. Yuri legte den ersten Gang ein und fuhr los. Seine Euphorie hielt nicht lange an. Er spürte, wie er wieder in Panik geriet. Zwar war der Tod von Jason Papparis ein Beweis dafür, daß das Anthraxpulver wirkte; doch daß ein Staatsbediensteter vor Ort herumschnüffelte und in dem Fall ermittelte, der zu allem Übel auch noch Anthrax mit Waffen in Verbindung gebracht hatte, entsetzte ihn einigermaßen. Dabei hatte er sich größte Mühe gegeben, jemanden zu infizieren, der auch bei der Ausübung seines Berufes jederzeit mit dem Erreger hätte in Berührung kommen können. Dadurch hatte er eine offizielle Untersuchung des Falls ausschließen wollen.

Obwohl er extrem unter Streß stand, schaltete Yuri das Off-Duty-Schild aus und signalisierte, daß er wieder im

Einsatz war. Die Rush-hour war für jeden Taxifahrer die einträglichste Zeit, vorausgesetzt natürlich, der Verkehr brach nicht völlig zusammen. Er brauchte Geld, deshalb mußte er arbeiten. Fast im gleichen Augenblick bekam er einen Fahrgast. In der nächsten Stunde hatte er kontinuierlich kurze Fahrten zwischen dem oberen und dem unteren Manhattan und kreuz und quer durch die Stadt. Seine Fahrgäste setzten ihm nicht allzusehr zu, der dichte Verkehr dafür aber um so mehr. Er war aufgewühlt und mit anderen Dingen beschäftigt, seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Mehrmals hätte er um ein Haar einen Unfall verursacht, und als es an der Ecke Third Avenue/55th Street beinahe kräftig gekracht hätte, beschloß er, es gut sein zu lassen. Er ließ seinen Fahrgast aussteigen, schaltete das Off-Duty-Schild an und machte sich auf den Nachhauseweg nach Brighton Beach. Es war erst kurz nach fünf. So früh hatte er zum letzten Mal vor sechs Monaten Feierabend gemacht, als ihn die Grippe erwischte. Heute lagen die Dinge etwas anders, er brauchte dringend einen Schluck Wodka, und sein Flachmann war leider leer.

Während der Fahrt über die verstopfte Brooklyn Bridge, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, grübelte er über sein Zusammentreffen mit Jack Stapleton nach. Er verstand einfach nicht, wieso der Mann offenbar aufwen-

dige Ermittlungen anstellte. Vor allem machte er sich Sorgen, daß Stapleton auf Überreste des Briefes vom ACME-Reinigungsdienst gestoßen sein konnte. Möglicherweise war ihm sogar das komplette Kuvert in die Hände gefallen. Yuri hatte natürlich keine Ahnung von dessen Verbleib. Eigentlich war er davon ausgegangen, daß er im Müll landen würde wie alle Werbebriefe. Doch seit nun dieser Stapleton auf der Bildfläche erschienen war, war er sich da nicht mehr so sicher.

Südlich vom Prospect Park hielt er an einem Getränkemarkt und kaufte sich einen halben Liter Wodka. Als er etwas später auf dem Ocean Parkway vor einer roten Ampel warten mußte, holte er die in eine braune Papiertüte eingewickelte Flasche hervor und genehmigte sich ein paar Schlucke. Im Nu fühlte er sich erheblich ruhiger.

Als er Brighton Beach erreichte, wo sämtliche Hinweisschilder in der ihm vertrauten kyrillischen Schrift abgefaßt waren, ließ seine Anspannung deutlich nach. Die Schriftzeichen erweckten in ihm nostalgische Gefühle. Er kam sich plötzlich vor, als sei er bereits in seiner russischen Heimat. Je ruhiger er wurde, desto besser konnte er nachdenken. Der erste Gedanke, der ihm kam, war, den Stichtag für Operation Wolverine vielleicht besser vorzuverlegen.

Er nickte sich selbst zu und bog in seine Straße ein. Wenn er den Termin vorverlegte, war er tendenziell auf

der sicheren Seite. Nicht, daß er sich Sorgen machte, entlarvt zu werden; er wollte einfach nur vermeiden, daß jemand Verdacht schöpfte. Um ihre volle Wirksamkeit zu entfalten, mußte eine Biowaffe ohne jede Warnung zum Einsatz gebracht werden. Allerdings mußte er, wenn er den Termin wirklich vorverlegen wollte, noch zwei große Probleme bewältigen. Zum einen hatte er das Botulinustoxin noch nicht getestet, von dessen Toxizität er jedoch im Grund fast überzeugter war als von der Pathogenität des Anthraxpulvers. Die andere Schwierigkeit lag in der Produktion. Er wollte mindestens vier oder fünf Pfund von dem Anthraxpulver und etwa ein Viertelpfund von dem kristallisierten Botulinustoxin herstellen. Welches Mittel er für seinen Anschlag im Central Park und welches Curt für das Jacob Javits Federal Building verwendete, war ihm egal; sicherlich würden beide Giftstoffe am Ende gleichermaßen wirken. Die Produktion des Anthraxpulvers verlief problemlos; er hatte sein Soll schon fast erreicht. Mit dem Botulinustoxin sah das etwas anders aus. Er hatte Probleme mit den Clostridiumbotulinum-Kulturen. Sie gediehen einfach nicht so, wie er es gehofft und erwartet hatte.

Er näherte sich seinem Haus. Es befand sich in einem Labyrinth kleinerer Gebäude, die in den zwanziger Jahren als Sommerhäuser errichtet worden waren. Sie be-

standen allesamt aus Holz und hatten winzige Gärten mit eingezäunten Rasenflächen in Briefmarkengröße. Yuris Haus war eines der größeren, und im Gegensatz zu den meisten anderen verfügte es über eine freistehende Doppelgarage. Er hatte das Haus von einem Mann gemietet, der nach Florida gezogen war, sein Standbein in Brooklyn aber nicht hatte aufgeben wollten.

Das Garagentor quietschte, als Yuri es hochzog. Während alle anderen Garagen der Umgebung bis unter die Decken mit allem möglichen Ramsch, nur nicht mit Autos, vollgestopft waren, stand Yuris Garage fast leer. Der Boden war mit Flecken übersät, ein Andenken daran, daß schon seit mehr als einem halben Jahrhundert tropfende undichte Fahrzeuge dort abgestellt worden waren. In der Luft hing der Geruch von Benzin und Öl. An der einen Wand standen ein uralter Rasenmäher und ein paar Gartengeräte, an der anderen waren neben einer Schubkarre ein paar Ersatzdachpfannen und ein kleiner Bauholzvorrat gestapelt.

Nachdem er das Taxi für die Nacht sicher abgestellt hatte, steuerte Yuri mit seinem leeren Flachmann und der halbleeren Wodkaflasche in der Hand auf sein Haus zu. Als er die Hintertür aufschließen wollte, stellte er erstaunt fest, daß sie offen war. Er schob sie auf und sah sich mißtrauisch um.

Ein paar Monate, nachdem er das Haus gemietet hatte, war schon einmal bei ihm eingebrochen worden. Bei seiner Heimkehr gegen neun Uhr abends hatte er seine Wohnung völlig verwüstet vorgefunden. Die Einbrecher waren offenbar sauer gewesen, weil sie keine Wertsachen gefunden hatten, und hatten ihren Frust an Yuris wenigen Möbeln ausgelassen.

Er blieb stehen und horchte. In Connies Schlafzimmer lief der Fernseher. Jetzt sah er auch, daß das Portemonnaie seiner Frau und ein paar Verpackungen des benachbarten Fastfood-Ladens mitten auf dem Küchentisch lagen.

Yuri war seit fast vier Jahren verheiratet. Er hatte Connie, seine Frau, bei dem Funktaxiunternehmen kennengelernt, für das er gefahren war, als er noch kein eigenes Taxi besessen hatte. Damals war er ziemlich verzweifelt gewesen. Sein Visum lief gerade ab, und es war ihm kaum etwas anderes übriggeblieben, als eine Amerikanerin zu heiraten.

Connie war Afroamerikanerin. Als Yuri bei dem Taxiunternehmen angefangen hatte, war sie Mitte Zwanzig gewesen und hatte einen ziemlich gelangweilten Eindruck gemacht. Ein bißchen Abwechslung war ihr ganz gelegen gekommen, und so hatte sie mit dem neu angekommenen Russen herumgeflirtet. Sie behandelte ihn

immer ausgesprochen freundlich und hatte ihm die besten Fahrten vermittelt.

Yuri hatte sich auch unabhängig von der Notwendigkeit, an eine Aufenthaltsgenehmigung zu kommen, zu Connie hingezogen gefühlt. Als Jugendlicher in der Sowjetunion hatte er Jazz über alles geliebt und die Musik stets mit amerikanischen Schwarzen assoziiert. Mit einer Schwarzen auszugehen übte deshalb einen exotischen Reiz auf ihn aus. In Swerdlowsk hatte er höchstens im Fernsehen mal Farbige zu sehen bekommen, vor allem bei der Übertragung von Sportveranstaltungen, und sie hatten ihn immer fasziniert. Da Yuri sich einsam gefühlt hatte, gefiel ihm der Flirt mit Connie. Bei seiner Ankunft hatte man ihm empfohlen, nach Brighton Beach zu ziehen, doch die russisch-jüdische Gemeinde hatte ihn links liegen gelassen. Schließlich waren Connie und er sich nähergekommen und hatten häufig Jazzclubs in Manhattan besucht, wo Connie lebte. Manchmal waren sie auch in Brooklyn in der Nähe von Yuris Wohnung ausgegangen. Zu dieser Zeit hatte Yuri zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem in Amerika grassierenden Rassismus gemacht, was ihn anfangs ziemlich verwirrte. Er hatte immer geglaubt, daß die Afroamerikaner aufgrund ihrer vielfältigen Beiträge zur amerikanischen Kultur hochgeschätzt wurden. Bevor Connie und er wiederholt auf der

Straße angepöbelt worden waren, hatte er das Wort ›nigger‹ noch nie gehört. Genauso hatte es ihn überrascht, daß Connies Familie, vor allem ihr Bruder Flash und seine Freunde, nicht viel von ihm hielten. Sie nannten ihn einen ›honky‹, was, wie er erfuhr, ein ebenso abfälliges Wort für einen Weißen war wie ›nigger‹ für einen Farbigen.

Mit seiner Heirat löste Yuri zwei Probleme auf einen Schlag, zumindest für den Anfang: Er bekam eine Aufenthaltsgenehmigung, und er war nicht mehr einsam. Leider mußte er bald feststellen, daß Connie nicht die geringste Lust verspürte, eine Ehefrau nach seinen russischen Vorstellungen zu werden. Der Haushalt interessierte sie nicht die Bohne, und sie erwartete, auch weiterhin jeden Abend auswärts essen zu gehen, wie sie es in der Phase ihrer Verliebtheit und vor ihrer Heirat getan hatten. Als Yuri aber feststellen mußte, daß er auf der beruflichen Erfolgsleiter nicht aufsteigen würde, ohne viel Geld in die Auffrischung seiner Kenntnisse als Mikrobiologie-Techniker zu investieren, und daß er es sich nicht leisten konnte, das Taxifahren an den Nagel zu hängen, war seine Toleranz gegenüber Connies Lebensstil schnell dahingeschwunden. Wenn er nicht Angst um seine Aufenthaltsgenehmigung gehabt hätte, hätte er sie kurzerhand aus der gemeinsamen Wohnung geworfen.

Connies Glut war ebenfalls erloschen. Anfangs hatte sie in Yuri einen romantischen Liebhaber gesehen, der aus einem fernen Land gekommen war, um sie von ihrem langweiligen Dasein zu erlösen. Doch schon bald nach ihrer Heirat war Yuri nur noch Taxi gefahren und hatte vor dem Fernseher Wodka in sich hineingegossen. Zu allem Übel waren dann auch noch seine Gewaltausbrüche hinzugekommen. Connie war in ihrem Leben nie geschlagen worden, und als Yuri zum ersten Mal die Hand ausrutschte, hätte sie ihn auf der Stelle verlassen, wenn sie gewußt hätte, wohin sie hätte gehen sollen. Doch als sie Yuri gegen den Willen ihrer Familie geheiratet hatte, hatte sie alle Brücken hinter sich abgebrochen. Also blieb sie aus Stolz und fügte sich ihrem Schicksal.

Connie verarbeitete ihr Unglück, indem sie Unmengen von Essen in sich hineinstopfte. Sie fand ihren Trost in Großpackungen Eiskrem, Pommes frites und Big Macs – und sie tröstete sich oft. Die Kalorienbomben und der Mangel an Bewegung sorgten dafür, daß sie irrsinnig schnell zunahm. Je mehr Yuri trank, desto mehr Essen verschlang sie, und desto fatter wurde sie.

Während sie ihren jeweiligen schlechten Gewohnheiten immer hemmungsloser frönten, wurden sie einander immer fremder, bis sie schließlich regelrecht Feinde wa-

ren. Sie lebten zwar im gleichen Haus, doch sie gingen einander so weit wie möglich aus dem Weg – bis allein die räumliche Nähe zueinander den nächsten Streit entfachte. Die Auseinandersetzungen eskalierten immer schlimmer; gegenseitige Beschimpfungen wuchsen sich zu Gewalttätigkeiten aus, und wenn Connie Schläge einstecken mußte, litt sie noch mehr, was den Teufelskreis erneut in Gang setzte.

Die traurige Routine wurde durchbrochen, als Yuri sich mit Curt Rogers und Steve Henderson anfreundete. Er erzählte Connie nichts von seinen neuen Bekannten, aber er kam nur noch selten nach Hause. Curt und Steve besuchten ihn nie in Brighton Beach. Yuri fuhr immer nach Bensonhurst, um die beiden zu treffen. Connie war überzeugt, daß er eine Affäre hatte, und ihr Irrglaube bescherte ihr so manche Tracht Prügel und endlose Streitereien.

Auf einmal kam Yuri dann wieder öfter nach Hause und verbrachte unglaublich viel Zeit im Keller. Zuerst baute er irgend etwas und ging Connie mit seinem Gehämmer und Gesäge ziemlich auf die Nerven. Als sie ihn fragte, was er da unten treibe, wies er sie zurecht, daß sie das einen feuchten Kehricht angehe. Dann schleppte er eines Tages jede Menge Geräte in den Keller, unter anderem leistungsstarke Ventilatoren. Connie sah sogar eine

riesige Trommel aus rostfreiem Stahl, die von ein paar Skinheads nach unten geschleppt wurde. Weißer Pöbel von dieser Sorte machte ihr Angst, und sie paßte auf, daß sie den Glatzköpfen nicht in die Quere kam.

Connie bohrte etliche Male nach, was im Keller vor sich gehe, doch Yuri gab ihr keine Antwort. Schließlich vermutete sie, daß er eine Destillationsanlage konstruierte, um sich seinen eigenen Wodka zu brauen. Als sie ihn eines Abends damit konfrontierte, fuhr er ihr regelrecht an die Gurgel.

»Ja!« brüllte er. »Ich brenne mir da unten meinen Wodka! Wenn du mit irgend jemandem darüber sprichst, bringe ich dich um! Das schwöre ich dir! Und wenn du jemals irgend etwas anrührst, schlage ich dich zu Brei. Wage es nicht, den Keller zu betreten!«

Connie versuchte vergebens, sich aus Yuris Umklammerung zu befreien. Normalerweise verpaßte er ihr lediglich ein paar Ohrfeigen, doch diesmal schien er völlig auszurasen. Er durchbohrte sie förmlich mit seinen finsternen Blicken. Sie befürchtete, daß er im Begriff war überzuschnappen.

Vor Panik wurde ihr schwarz vor Augen. Yuris rot angelaufenes Gesicht begann zu verschwimmen, und ihr knickten die Knie weg. Erst in diesem Augenblick ließ er sie los. Connie taumelte ein paar Schritte zurück und schaffte es

gerade noch, sich auf den Beinen zu halten. Er hatte ihr so kräftig die Kehle zugeedrückt, daß sie würgen mußte. Im nächsten Augenblick brach sie in Tränen aus, stürzte aus dem Raum und warf sich auf ihr Bett. Von da an wollte sie nicht mehr wissen, was im Keller vor sich ging. Was auch immer Yuri da unten trieb – sie wollte unter keinen Umständen mit ihrem Leben dafür bezahlen müssen.

Yuri mißfiel es, daß Connie zu Hause war. Normalerweise arbeitete sie montags abends mindestens bis neun Uhr. Ihre unerwartete Anwesenheit gab ihm den Rest. Der Tag hatte ihm ohnehin schon genug Streß beschert, nachdem seine Gefühle dauernd mit ihm Karussell gefahren waren. Mit zittriger Hand nahm er eine eiskalte Flasche Wodka aus dem Kühlschrank und schenkte sich ein Glas ein.

Er stützte sich auf den Küchentresen, nahm einen Schluck von dem eisigen Getränk und musterte angeekelt die fettigen Fast-food-Reste. Im Hintergrund hörte er das dosierte Gelächter einer im Fernsehen laufenden Sitcom. In der Hoffnung, seine zunehmende Wut vielleicht ertränken zu können, genehmigte er sich noch mehr Wodka. Während er sich den eiskalten Schnaps durch die Kehle rinnen ließ, schweifte sein Blick in Richtung Kellertür. Überrascht registrierte er, daß sie offenstand.

»Was, zum Teufel, soll das?« schimpfte er. Norma-

lerweise fluchte er auf russisch, doch durch seine Freundschaft mit Curt und Steve war er inzwischen auch mit englischen Kraftausdrücken vertraut. Verwirrt und zunehmend bestürzt stellte er sein Glas ab und peilte die Tür an. Er war absolut sicher, daß er sie am Morgen geschlossen hatte, bevor er mit seinem Job begann. Morgens und abends verbrachte er immer mindestens eine Stunde in seinem Kellerlabor, um sicherzustellen, daß seine Miniatur-Biowaffen-Produktion reibungslos lief. Mittwochs hatte er seinen freien Tag und fuhr nicht Taxi; da die meisten seiner Nachbarn tagsüber in der Arbeit waren, hatte er am vergangenen Mittwoch von morgens bis abends im Keller geschuftet und seine provisorische Feinmahanlage aktiviert. Obwohl die Anlage im Vergleich zu denen in Swerdlowsk verschwindend klein war, machte sie einen ungeheuren Lärm.

Die Tür quietschte, als er sie weiter aufschob. Er knipste das Licht an und stieg die Treppe hinab. Auf der Hälfte des Weges blieb er abrupt stehen. Die robuste Tür aus Stahl und Holz, die er speziell für sein Labor angefertigt hatte, war aufgebrochen worden. Jemand hatte mit einer Brechstange die Verschußspange des Vorhängeschlosses geknackt.

Völlig außer sich, stolperte er weiter nach unten. Vor Wut konnte er kaum noch richtig stehen. Er atmete stoß-

weise durch die zusammengebissenen Zähne und schnaubte laut. Das Labor und sein geplanter Rachefeldzug stellten derzeit den Mittelpunkt seines Lebens dar. Es verschlug ihm den Atem bei der Vorstellung, daß sein Werk womöglich zerstört war.

Hinter der Holztür war die Eingangskammer mit einer Dusche und mehreren Plastikflaschen, in denen sich Chlorlauge befand. An einem Holzhaken hing ein Schutzanzug der höchsten Sicherheitsstufe, den Curt aus der Feuerwache herausgeschmuggelt hatte. Die Gesichtsmaske wurde durch einen mit Preßluft gefüllten Stahlzylinder mit Sauerstoff versorgt. Wenn Yuri im Labor arbeitete, trug er den Anzug wie ein Taucher mit dem Zylinder auf dem Rücken.

In der Eingangskammer befanden sich zwei weitere Türen, die beide ähnlich konstruiert waren wie die Eingangstür. Yuri hatte die beiden Türen aus Sicherheitsgründen ebenfalls mit Vorhängeschlössern versehen; sie waren auf die gleiche Weise geknackt wie das Schloß am Eingang. Er riß die linke Tür auf. Dahinter befand sich der Lagerraum, der an zwei Seiten von den Betongrundmauern des Hauses umgeben war. An der dritten Wand stand ein deckenhohes Regal, das mit mikrobiologischen Utensilien wie Petrischalen, Ersatz-Schwebstoff-Filtern, Agar und Gefäßen mit Nährstoffen gefüllt war. Im

Rauminneren schien trotz des zerbrochenen Schlosses alles unangetastet.

Yuri machte sich auf das Schlimmste gefaßt und steuerte die Tür zum eigentlichen Labor an. Bevor er sie öffnete, knipste er drinnen das Licht an. Erleichtert registrierte er, daß die Luft wie immer von außerhalb ins Laborinnere strömte. Die Hauptventilatoren funktionierten normal. Er spürte die Brise in seinem Haar und auf dem Gesicht. Um auf Nummer Sicher zu gehen, hielt er die Luft an, bevor er das Laborinnere inspizierte.

Die schimmernden Fermentationsanlagen standen direkt vor ihm an der Rückwand des Labors. Die provisorische Haubenkonstruktion befand sich zu seiner Rechten. Sie diente zum einen als Inkubator und verfügte deshalb über eine Wärmelampe und einen Thermostat, zum anderen als Lager für das bereits fertig produzierte einsatzbereite Anthraxpulver und Botulinustoxin.

Seine Werkbank befand sich direkt links von ihm. Auf der Bank waren Gläser aufgereiht, die er zum Kristallisieren des Botulinustoxins verwendete. Hinter der Werkbank standen die Feinmahanlage und der Trockner für die Anthraxsporen. Sein Herzrasen ließ ein wenig nach. In dem Labor schien alles normal und an Ort und Stelle zu sein. Alles war so, wie er es am Morgen zurückgelassen hatte, sogar die Gläser standen unverrückt auf der

Werkbank. Erleichtert zog er die Tür zu. Die einströmende Luft erzeugte ein leises Zischen, bevor die Gummidichtungen sämtliche Ritzen verschlossen hatten.

Yuri sah sich das geknackte Türschloß an. Seine Panik hatte sich zwar gelegt, nicht aber seine Wut. Plötzlich fiel sein Blick auf den Boden. Neben seinem Fuß entdeckte er eine achtlos fallen gelassene Pommes sowie einen Klecks Ketchup. Das konnte nur Connie gewesen sein!

Von oben war gedämpftes Lachen zu hören. Yuri riß der Geduldsfaden. Er fluchte laut vor sich hin, stürmte aus dem Labor und rannte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Die Schlafzimmertür stand einen Spalt offen. Er schlug mit der flachen Hand dagegen. Die Tür flog auf.

Connie ließ für einen Augenblick den Fernseher aus den Augen. Sie lag auf dem Rücken auf dem Bett.

»Was hast du im Keller zu suchen gehabt?« fuhr Yuri sie an. »Ich wollte wissen, was da unten vor sich geht«, erwiderte Connie. »Das ist mein gutes Recht. Schließlich verbringst du fast deine ganze Zeit im Keller.«

»Hast du irgend etwas angefaßt?« wollte Yuri wissen.

»Nein! Ich habe nichts angefaßt! Aber eine Destillationsanlage ist das nicht, das kannst du mir nicht erzählen! Nicht mit all dem Zeug, das so aussieht, als ob es aus einem Krankenhaus käme.«

»Ich werde dir noch beibringen, mir zu gehorchen!«
brüllte Yuri und stürzte sich auf seine Frau.

Connie schrie und rollte zur Seite. Ihr Gewicht, kombiniert mit der Wucht, mit der Yuri sich auf das Bett warf, war zuviel für den Lattenrost. Die ganze Bescherung krachte auf den Boden.

6. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 18.15 Uhr

Curt saß am Steuer seines Dodge-Ram-Pickups, Steve neben ihm auf dem Beifahrersitz. Sie waren vom Ocean Parkway in die Oceanview Avenue abgebogen und suchten nach der Oceanview Lane.

»Donnerwetter!« staunte Steve, während er seinen Blick durch die Gegend schweifen ließ. »Da habe ich fast mein ganzes Leben in Brooklyn verbracht und noch nie diese Ansammlung von kleinen Holzhäusern gesehen. Hier kommt man sich ja vor wie in North oder South Carolina.«

»Komisch, daß sie die Hütten nicht längst abgerissen und durch Hochhäuser ersetzt haben«, meinte Curt. »Halt die Augen auf! Irgendeine von den kleinen Seitenstraßen muß die Oceanview Lane sein.«

»Da vorne«, rief Steve und zeigte durch die Windschutzscheibe auf ein handgeschriebenes Schild, das an einem Telefonmast angebracht war.

Curt bog in das Sträßchen und drosselte die Geschwindigkeit. Die Durchfahrt war schmal und mit Mülltonnen und Laubbergen verstopft.

Curt und Steve trugen noch ihre Feuerwehruniformen. Sie hatten sich um fünf Uhr sofort nach Feierabend auf den Weg nach Brighton Beach gemacht. Die Fahrt hatte eine gute Stunde gedauert. Der Himmel war bedeckt, und die Nacht brach schnell herein. Bis auf den Lichtstrahl ihrer Scheinwerfer war die Straße absolut dunkel. Es gab keine Straßenlaternen.

»Siehst du irgendwelche Hausnummern?« fragte Curt.

Steve lachte. »Wir sind in einem Slum. Ich sehe keine einzige Nummer.«

»Da vorne ist Nummer dreizehn«, erkannte Curt und zeigte auf eine Mülltonne, auf deren Rand eine Adresse gepinselt war. »Nummer fünfzehn müsste dann wohl das nächste Haus sein.«

Curt hielt vor einem geschlossenen Garagentor und stellte den Motor ab. Die beiden stiegen aus und musterten das gedrängt zwischen all den anderen kleinen Hütten stehende Heim von Yuri. Es machte einen leicht verfallenen Eindruck und brauchte dringend einen neuen Anstrich.

»Sieht nicht besonders stabil aus«, stellte Steve fest. »Ein kleiner Stups, und die ganze Bude fällt in sich zusammen.«

»Was glaubst du, wie schnell so eine Holzhütte in Flammen stehen würde«, ergänzte Curt.

Steve sah seinen Freund an. »Soll das ein Wink mit dem Zaunpfahl sein?«

Curt zuckte die Achseln. »Wir sollten die Idee zumindest im Auge behalten. Komm! Wir staten unserem russischen Freund einen Besuch ab!«

Sie öffneten die Pforte in dem an der Vorderseite des Grundstücks entlanglaufenden Maschendrahtzaun. Der Gehweg aus rissigem Beton war durch das herunterfallende Laub kaum zu erkennen. Auf der winzigen Rasenfläche wucherte das Unkraut.

Curt suchte nach einer Klingel, fand aber keine. Er wollte gerade die außen angebrachte Fliegenschutztür öffnen und anklopfen, als von drinnen ein lautes Krachen ertönte. Die beiden Feuerwehrmänner sahen sich an.

»Was, zum Teufel, war das denn?« fragte Steve.

»Keine Ahnung«, erwiderte Curt. Als er ein zweites Mal zum Klopfen ansetzte, krachte es erneut. Diesmal folgte dem Krachen ein Geräusch, als ob Glas zu Bruch ginge. Außerdem hörten sie Yuri lauthals auf russisch fluchen.

»Klingt so, als ob unser Kommunisten-Freund gerade seine Bude zu Bruch schlägt«, stellte Steve fest.

»Wenn er mal bloß nicht in seinem Labor tobt«, hoffte Curt und pochte kräftig gegen die Tür. Er wollte sichergehen, daß Yuri ihn auch hörte.

Etliche Minuten war von drinnen kein Mucks zu hören. Schließlich klopfte Curt erneut. Sie vernahmen Schritte, und jemand riß die Tür auf.

»Besuch«, erklärte Curt zum Gruß. Er versuchte, an Yuri vorbeizusehen, um festzustellen, was alles in Trümmern lag. Yuris Gesicht machte eine rasante Wandlung durch; zuerst wirkte er wütend, dann überrascht, und als er seine Freunde erkannte, erkennbar begeistert. Sein Kopf war zwar noch rot angelaufen, doch immerhin brachte er ein breites Lächeln zustande. »Hi, Kumpels!« begrüßte er die beiden mit heiserer Stimme.

»Wir waren gerade in der Nähe«, erklärte Curt. »Da dachten wir, wir sehen mal kurz vorbei.«

»Schön, daß ihr da seid«, freute sich Yuri.

»Wir haben gehört, daß du auf der Feuerwache gewesen bist«, tadelte Steve ihn.

Yuri nickte eifrig. »Ja. Ich wollte mit euch sprechen ...«

»Das wissen wir bereits«, schnitt Curt ihm brüsk das Wort ab. »Du hast auf der Wache nichts zu suchen«, fügte Steve hinzu. »Warum nicht?« wollte Yuri wissen.

»Wenn du das nicht selber weißt, haben wir wohl ein Problem«, ergriff Steve wieder das Wort.

»Bei einer Operation dieser Größenordnung sind Sicherheitsvorkehrungen von größter Bedeutung«, erläuterte Curt. »Je weniger Leute uns miteinander in Verbin-

dung bringen, desto besser ist es für uns alle – erst recht, weil du auch noch Ausländer bist. Wir haben nämlich nicht besonders viele Freunde mit russischem Akzent. Wenn du auf der Wache aufkreuzt, erweckst du die Neugier sämtlicher Feuerwehrmänner.«

»Tut mir leid«, entgegnete Yuri. »Darauf wäre ich nie gekommen. Ihr habt doch gesagt, daß von euren Kameraden bei der Feuerwehr viele genauso denken wie ihr.«

»Ein paar Patrioten gibt es tatsächlich unter unseren Kollegen«, bestätigte Curt. »Allerdings sind sie längst nicht so patriotisch wie wir. Vielleicht hätten wir dir das ein bißchen deutlicher verklickern müssen. Jetzt weißt du jedenfalls Bescheid – die Feuerwache ist für dich tabu!«

»Okay.« Yuri hatte kapiert. »Ich lasse mich nicht mehr blicken.«

»Willst du uns hier draußen stehenlassen?« fragte Curt.

Yuri warf einen Blick über seine Schulter. Connies Schlafzimmertür war angelehnt. »Nein, kommt rein.« Er ging einen Schritt zur Seite und bedeutete den beiden einzutreten. Nachdem er die Haustür geschlossen hatte, führte er seinen Besuch ins Wohnzimmer, wo ein niedriges zerschlissenes Sofa und zwei Stühle standen. Er nahm ein paar Zeitungen vom Sofakissen und legte sie auf den Boden.

Curt ließ sich auf das Sofa fallen, das so niedrig war, daß seine Knie steil nach oben ragten. Steve wuchtete seinen muskulösen Körper auf einen der Stühle.

»Darf ich euch Wodka mit Eis anbieten?« fragte Yuri.

»Ich nehme ein Bier«, erwiderte Curt.

»Ich auch«, schloß Steve sich seinem Kumpel an.

»Tut mir leid«, gestand Yuri. »Ich habe nur Wodka.«
Steve verdrehte die Augen.

»Dann trinken wir eben Wodka!«

Während Yuri zum Kühlschrank ging und die Drinks zubereitete, beugte Steve sich nach vorn und flüsterte Curt zu: »Verstehst du jetzt, warum ich mir Sorgen mache? Der Typ ist ein Idiot. Es ist ihm nicht einmal in den Kopf gekommen, daß es vielleicht ungünstig sein könnte, auf der Feuerwache aufzukreuzen.«

»Reg dich ab«, empfahl Curt. »Er hat keine militärische Erfahrung. Einem Laien wie ihm hätten wir die Sache eben ein bißchen deutlicher stecken müssen. Wir müssen ihm das durchgehen lassen. Vergiß nicht, daß er uns einen enormen Dienst erweist, indem er uns eine Biowaffe zur Verfügung stellt.«

»Falls ihm das gelingt«, gab Steve zu bedenken.

Durch die offenstehende Schlafzimmertür war im Wohnzimmer plötzlich das Geräusch einer Toilettenspü-

lung zu hören. Curt runzelte die Stirn. »War das gerade ein verdammt WC?«

»Ja«, erwiderte Steve. »Aber ich bin mir nicht sicher, woher das Geräusch kam. Diese Hütten stehen ja so eng aneinander, daß man vielleicht auch die Nachbarschaft aufs Klo gehen hört.«

Yuri kam mit drei jeweils halb mit eiskaltem Wodka gefüllten Gläsern zurück ins Wohnzimmer. »Ich habe gute Nachrichten für euch«, sagte er, während er die Gläser zunächst auf dem Beistelltisch abstellte und dann jedem eins reichte.

»Wir haben gerade eine Toilettenspülung gehört«, bemerkte Curt und nahm das Glas entgegen. »Es klang so, als ob das Geräusch aus diesem Haus gekommen wäre.«

»Kann schon sein«, entgegnete Yuri und zuckte angewidert mit den Schultern. »Meine Frau ist nebenan.«

Curt und Steve sahen sich entgeistert an.

»Ich bin zur Feuerwache gekommen, weil ...«, begann Yuri. »Einen Moment mal!« unterbrach Curt ihn. »Du hast uns nie erzählt, daß du verheiratet bist.«

»Warum sollte ich?« entgegnete Yuri und sah erst Steve und dann Curt an. Er merkte, daß den beiden die Existenz seiner Ehefrau genausowenig gefiel wie sein spontaner Besuch auf der Feuerwache.

»Du hast uns erzählt, du seist allein und hättest nicht einen einzigen Freund«, stellte Curt wütend fest.

»Das stimmt ja auch«, beteuerte Yuri. »Ich bin allein und habe keine Freunde.«

»Aber nebenan hockt doch deine Frau«, widersprach Curt und sah Steve an, der verzweifelt die Augen verdrehte.

»Es gibt ein englisches Sprichwort über Schiffe, die bei Nacht aneinander vorbeifahren. Ein ähnliches Sprichwort kennen wir auch in Rußland. Connie und ich sind wie zwei Schiffe in der Nacht. Wir reden nie miteinander und sehen uns kaum.«

Curt stützte die Ellbogen auf seine Knie und rieb sich die Schläfen. Er konnte einfach nicht fassen, was er da erfahren mußte, nachdem sie alles so gründlich geplant hatten. Es bereitete ihm einiges Kopfzerbrechen.

»Glaubst du, deine Frau versteht, was wir hier besprechen?« fragte Steve.

»Kann ich mir nicht vorstellen«, erwiderte Yuri. »Außerdem interessiert sie sich nicht die Bohne für uns. Sie will immer nur essen und fernsehen.«

»Ich höre aber gar keinen Fernseher«, argwöhnte Steve.

»Das kommt, weil ich ihn gerade kaputtgeschlagen habe«, erklärte Yuri. »Der Apparat hat mich wahnsinnig ge-

macht. Ständig dieses künstliche Gelächter, das einem vorgaukeln soll, das Leben in Amerika sei schön und lustig.«

»Vielleicht solltest du wenigstens die Tür schließen«, zischte Curt ihm mit zusammengebißenen Zähnen zu.

»Von mir aus«, entgegnete Yuri und ging zur Tür.

»Verstehst du jetzt endlich, wovon ich die ganze Zeit rede?« flüsterte Steve. »Ich sage dir – dieser Kerl ist ein Vollidiot!«

»Halt den Mund!« fuhr Curt ihn an.

Yuri kam zurück und nahm einen Schluck von seinem Wodka. »Weiß deine Frau, womit du dir in der Sowjetunion deinen Lebensunterhalt verdient hast?« fragte Curt mit gedämpfter Stimme. Er fürchtete das Schlimmste und zuckte zusammen, als Yuri die Frage tatsächlich bejahte.

»Was ist mit dem Labor?« hakte Steve nach. »Weiß deine Frau auch von dem Labor, das du angeblich in deinem Keller errichtet hast?«

»Angeblich?« fragte Yuri zurück. »Was soll das heißen?« Die Unterstellung kränkte ihn.

»Wir haben das Labor noch nie gesehen«, stellte Steve klar. »Nachdem wir keine Mühe gescheut haben, dir all das Zeug zu besorgen, das du angeblich brauchst, haben wir nie auch nur irgend etwas zu Gesicht bekommen.«

»Ihr hättet euch meine Arbeit jederzeit ansehen können«, entgegnete Yuri.

»Beruhigt euch!« schaltete Curt sich ein. »Wir wollen nicht streiten. Aber vielleicht sollten wir doch mal einen Blick in dein Labor werfen, nur zur Beruhigung sozusagen. Schließlich setzen wir bei dieser Operation alle eine Menge aufs Spiel.«

»Von mir aus gerne«, entgegnete Yuri. Er stand auf, stellte seinen Drink ab und führte seine Gäste zur Kellertür.

Die drei stiegen hintereinander die Treppe hinab. Yuri griff nach dem zerbrochenen Schloß und zog die Außentür auf. »Was ist mit dem Schloß passiert?« fragte Curt.

»Meine Frau hat es heute nachmittag aufgebrochen«, gestand Yuri. »Ich hatte ihr verboten, in den Keller zu gehen, und bis heute hat sie sich auch daran gehalten. Vor ein paar Stunden hat sie sich dann wohl mit einer Brechstange an der Tür zu schaffen gemacht. Aber sie hat nichts angerührt. Davon habe ich mich schon überzeugt.«

»Warum gerade heute?« fragte Curt, während er sich krampfhaft bemühte, nicht völlig aus der Fassung zu geraten. Was er da hörte, gefiel ihm immer weniger.

»Sie sagt, sie sei neugierig gewesen«, erwiderte Yuri. »Was allerdings keinen Sinn macht. Ich hatte ihr nämlich angedroht, sie umzubringen, wenn sie den Keller betritt und irgend etwas anfaßt.«

»Vielleicht müssen wir deine Drohung wahr machen«, entschied Curt.

»Du meinst, wir sollten sie tatsächlich umbringen?« fragte Yuri.

Für einen Augenblick herrschte Schweigen. Schließlich nickte Curt. »Vielleicht. Ich sagte es ja bereits – diese Operation ist für uns alle von größter Bedeutung. Womöglich ist sie für uns das Wichtigste, was wir je im Leben vollbringen werden. Ich verdeutliche dir gern an einem Beispiel, wie sehr mir die Sache am Herzen liegt. Am Wochenende habe ich erfahren, daß sich ein Feind in die People's Aryan Army eingeschleust hat. Sein Name war Brad Cassidy. Heute weilt Brad Cassidy nicht mehr unter uns, und an der Leiche fehlen seine Lieblingsteile.«

»Deine Frau stellt ein enormes Sicherheitsrisiko dar«, erklärte Steve. »Weiß sie, was du hier unten machst?«

»Bis heute hat sie geglaubt, ich würde Wodka brennen«, gab Yuri Auskunft.

»Was heißt, daß sie das jetzt nicht mehr glaubt«, schloß Curt daraus.

»Stimmt«, gestand Yuri.

»Das ist schlecht«, meinte Curt. »Da sie weiß, daß du in der Sowjetunion in der Biowaffenindustrie gearbeitet hast, kann sie sich an fünf Fingern abzählen, was hier unten vor sich geht.«

»Sehen wir uns erst mal das Labor an«, schlug Steve vor.

Yuri betrat die Eingangskammer, Curt und Steve folgten ihm dicht auf den Fersen.

»Benutzt du den Klasse-A-Schutzanzug, den wir dir besorgt haben?« wollte Curt wissen und nickte in die Richtung, wo die Schutzkleidung am Haken hing.

»Immer«, erwiderte Yuri. »Jede Sekunde, die ich im Labor verbringe, trage ich den Anzug. Ich will schließlich nichts riskieren. Wenn ich gleich die Innentür öffne, solltet ihr auf keinen Fall reingehen! Außerdem rate ich euch, die Luft anzuhalten – nur um auf Nummer Sicher zu gehen. Ihr werdet die leichte Brise spüren. Die Luft strömt von außen ins Labor hinein.«

Curt und Steve nickten. Nun, da sie so nah dran waren, fragten sie sich, ob es überhaupt notwendig war, einen Blick ins Innere des Labors zu werfen. Allein der Gedanke, daß in der Luft womöglich unsichtbare todbringende biologische Wirkstoffe umherschwebten, jagte ihnen einen kalten Schauer über den Rücken. Was sie bereits gesehen hatten, reichte ihnen voll und ganz; sie waren überzeugt, daß Yuri sein Versprechen halten würde. Doch bevor sie etwas sagen konnten, öffnete Yuri die Innentür und trat zur Seite. Mißtrauisch beugten sich die beiden Feuerwehrmänner nach vorn und warfen einen Blick auf die Fermenter und die übrigen Apparate.

»Sieht gut aus«, stellte Curt fest. Dann trat er schnell einen Schritt zurück und bedeutete Yuri, die Tür wieder zu schließen.

»Soll ich euch noch einen Teil der fertigen Ware zeigen?« fragte Yuri.

»Ich glaube, das ist nicht nötig«, wehrte Curt ab.

»Ich habe auch genug gesehen«, fügte Steve hinzu.

»Jetzt sollten wir nach oben gehen und mit deiner Frau sprechen«, schlug Curt vor. »Sie stellt unser neuestes Sicherheitsrisiko dar. Wir müssen unbedingt herausfinden, was sie weiß.«

Yuri schloß die Tür. »Ich repariere die Schlösser noch heute abend«, versprach er und führte seine beiden Kumpane wieder nach oben. Während er auf Connies Schlafzimmertür zusteuerte, kehrten Curt und Steve ins Wohnzimmer zurück. Stehend nahm jeder von ihnen einen kräftigen Schluck von seinem Wodka. Dabei ließen sie Yuri nicht aus den Augen. Er hatte die Tür einen Spaltbreit geöffnet und sich ins Zimmer gebeugt. Sie hörten ihn zwar sprechen, verstanden aber nicht, was er sagte. Nach seinem Ton zu urteilen, regte er sich offenbar gerade auf. Schließlich kam er zurück ins Wohnzimmer. »Sie kommt«, erklärte er. »Es kann sich nur um Stunden handeln.«

Curt und Steve warfen sich entnervte Blicke zu. Die Situation wurde immer unangenehmer.

»Komm endlich, Frau!« brüllte Yuri ungeduldig in Richtung Schlafzimmer.

Schließlich erschien Connies massige Silhouette im Türrahmen, den sie fast vollständig ausfüllte. Sie trug einen monströsen pinkfarbenen Bademantel mit meergrün abgesetzten Rändern. Ihre Füße steckten in hinten offenen Latschen. Ihr linkes Auge war dunkelrot angelaufen und geschwollen. Aus ihren Mundwinkeln sickerte eine angetrocknete Blutspur.

Curt blieb vor Schreck der Mund offenstehen. Steve stieß ein paar leise Flüche aus. Sie waren derart perplex, daß sie kein normales Wort herausbrachten.

»Die beiden Männer möchten dir ein paar Fragen stellen«, raunzte Yuri seiner Frau zu. Dann sah er Curt erwartungsvoll an.

Curt räusperte sich und versuchte seine Gedanken zu ordnen. »Mrs. Davydov, haben Sie eine Ahnung, was in Ihrem Keller vor sich geht? Wissen Sie, was Ihr Mann dort unten macht?«

Connie sah Curt und Steve herausfordernd an. »Nein!« fauchte sie. »Und es interessiert mich auch einen Dreck!«

»Haben Sie irgendeine Ahnung?«

Connie musterte Yuri.

»Antworte!« brüllte er sie an.

»Ich dachte, er würde da unten Wodka brennen«, brachte Connie schließlich hervor.

»Und das glauben Sie jetzt nicht mehr?« bohrte Curt weiter. »Die beiden großen silbernen Behälter sind tatsächlich von einer Brauerei geliehen.«

»Davon weiß ich nichts«, erwiderte Connie. »Aber die kleinen Glasschalen, ich meine die flachen, die habe ich schon mal im Krankenhaus gesehen. Sie werden für Bakterientests verwendet.«

Curt nickte Steve unmerklich zu. Steve erwiderte die Geste. »Das reicht«, wandte sich Curt an Yuri.

Yuri versuchte seine Frau in ihr Schlafzimmer zurückzuscheuchen, doch sie ließ sich nicht so schnell vertreiben. »Ich gehe erst, wenn du mir deinen Fernseher rüberbringst.«

Yuri zögerte. Dann stampfte er in sein Zimmer und kam ein paar Sekunden später mit einem kleinen Fernseher zurück, an dem eine altmodische Zimmerantenne befestigt war. Connie verschwand außer Sichtweite.

»Hättest du so etwas für möglich gehalten?« murmelte Curt. »Ja«, erwiderte Steve. »Vielleicht verstehst du jetzt meine Bedenken von heute morgen, als wir das Verwaltungsgebäude ausgekundschaftet haben. Dieser Kerl ist noch viel naiver, als ich befürchtet hatte.«

»Wenigstens hat er das Labor gebaut«, gab Curt zu bedenken. »Von seinem Fach scheint er jedenfalls etwas zu verstehen.«

»Da hast du recht«, stimmte Steve zu. »Das Labor ist wirklich beeindruckend. So etwas hätte ich nicht erwartet.«

Curt seufzte frustriert. Aus Connies Schlafzimmer ertönte plötzlich das laute Gelächter einer Fernseh-Sitcom. Im nächsten Augenblick stellte jemand den Ton leiser. Yuri kam zurück, schloß die Tür hinter sich und setzte sich auf den freien Stuhl. Er nahm einen Schluck Wodka und musterte besorgt seine Gäste.

Curt fehlten die Worte. Herauszufinden, daß Yuri verheiratet war, reichte eigentlich schon; aber daß er auch noch eine Schwarze geheiratet hatte, war absolut unglaublich. So etwas ging voll und ganz gegen Curts Moralvorstellungen, und doch befand er sich in der mißlichen Lage, mit dem Mann zusammenarbeiten zu müssen.

Curt war im rauen Arbeitermilieu eines ausschließlich von Weißen bewohnten Viertels aufgewachsen. Sein gewalttätiger Vater, ein Bauarbeiter, hatte ihn unentwegt daran erinnert, daß er im Gegensatz zu seinem berühmten Bruder Pete, der als Fußballstar Furore machte, eine absolute Niete war. Curt fand Trost im Haß und wurde ge-

nauso intolerant wie die meisten in seiner Umgebung. Es war bequemer und praktischer, eine leicht identifizierbare Gruppe für alle Übel dieser Welt verantwortlich zu machen, als sich mit seinen eigenen Unzulänglichkeiten auseinanderzusetzen. Doch erst als er in San Diego bei den Marines landete, schlug seine engstirnige Borniertheit in richtigen Rassenhaß um; vor allem jede Form der Rassenmischung verabscheute er von da an zutiefst.

Der Wandel hatte sich nicht von heute auf morgen vollzogen. Ursprünglich war seine ideologische Überzeugung auf ein zufälliges Zusammentreffen mit einem Mann zurückzuführen, der fast doppelt so alt gewesen war wie Curt selbst. Die Begegnung hatte 1979 stattgefunden. Curt war neunzehn Jahre alt gewesen. Er hatte gerade die Grundausbildung hinter sich gebracht, die sein Selbstvertrauen enorm gestärkt hatte. Er war gemeinsam mit ein paar von seinen neuen Kameraden, unter ihnen auch einige Afroamerikaner, losgezogen und in eine außerhalb des Kasernengeländes gelegene Kneipe in Point Loma eingekehrt. Die Kneipe wurde in erster Linie von Militärangehörigen besucht, vor allem von Marinetauchern und Marines.

Sie war düster und verraucht. Als einzige Lichtquelle dienten ein paar Niedrig-Watt-Birnen, die in altmodischen Taucherhelmen baumelten. Aus der Musikbox

dröhnten Songs von einer Gruppe, die sich, wie Curt später erfuhr, Skrewdriver nannte. Neben der Musikbox saß ein Mann allein an einem kleinen Tisch und fütterte die Maschine mit Quarters.

Curt und seine Kumpels drängten sich um die Theke, bestellten Bier und tauschten Geschichten aus, die sich um ihre gerade absolvierte Grundausbildung drehten. Dabei lachten sie herzlich. Curt fühlte sich rundum wohl. Er hatte zum ersten Mal im Leben das Gefühl dazuzugehören. Während der Ausbildung hatte er sich hervorgetan und war sogar zum Mannschaftsführer gewählt worden.

Als er die dumpfe, monotone Musik irgendwann leid war, schlenderte er zur Musikbox. Er hatte bereits einige Biere getrunken und fühlte sich heiter und beschwipst. Während er die Songauswahl studierte, kramte er eine Handvoll Quarters hervor.

»Gefällt dir die Musik nicht?« fragte der Mann an dem kleinen Tisch.

Curt musterte den Fremden. Er war mittelgroß und hatte kurzgeschnittenes Haar. Seine scharfen Gesichtszüge wurden durch schmale Lippen und strahlend weiße Zähne unterstrichen. Er war glatt rasiert und trug ein T-Shirt und gebügelte Jeans. Auf seinem rechten Oberarm war eine kleine amerikanische Flagge eintätowiert. Doch das Markanteste an ihm waren seine Augen. Selbst im

Halbdunkel der Kneipe hatte er einen so stechenden Blick, daß Curt sich fast in Hypnose versetzt fühlte.

»Die Musik ist okay«, beschwichtigte Curt und stellte sich in Positur. Er hatte das Gefühl, von dem Unbekannten taxiert zu werden.

»Du solltest mal auf den Text achten, mein Freund«, empfahl der Mann und nahm einen Schluck von seinem Bier.

»Und was würde ich dann hören?« fragte Curt.

»Eine Botschaft, die dieses verdammte Land vielleicht noch retten könnte«, erwiderte der Mann.

Ein allwissendes Lächeln huschte über Curts Miene. Er sah zu seinen Kumpels hinüber und wünschte sich, sie könnten die Worte dieses Mannes hören.

»Mein Name ist Tim Melcher«, stellte der Mann sich vor und schob Curt mit dem Fuß einen freien Stuhl zu. »Setz dich. Ich gebe ein Bier aus.«

Curt betrachtete die Bierflasche in seiner Hand. Sie war fast leer.

»Na los, Soldat«, ermutigte Tim ihn. »Setz dich auf deine vier Buchstaben, und mach es dir bequem!«

»Ich bin ein Marine«, stellte Curt klar.

»Das ist doch einerlei«, entgegnete Tim. »Ich war beim Heer. Erste Kavalleriedivision. Bin zweimal in Vietnam gewesen.«

Curt nickte. Bei dem Wort Vietnam wurden ihm die Knie weich. Vietnam bedeutete richtiger Krieg, während er mit seinen Freunden in der Ausbildung ja nur Krieg gespielt hatte. Außerdem mußte er an seinen acht Jahre älteren Bruder Pete denken, den Fußballstar aus Bensonhurst. Er hatte das Pech gehabt, eingezogen zu werden. Ein Jahr vor Kriegsende war er in Vietnam gefallen.

Curt zog den Stuhl heran und setzte sich. Dann lehnte er sich lässig zurück und leerte sein Bier.

»Was trinkst du?« fragte Tim. »Das gleiche?«

Curt nickte.

»Harry!« rief Tim nach dem Kellner. »Bringst du uns noch zwei Budweiser?«

»Wie heißt du?«

»Curt Rogers.«

»Ein schöner Vorname«, stellte Tim fest. »Er paßt zu dir.« Curt zuckte mit den Schultern. Er wußte nicht so recht, was er von dem Unbekannten halten sollte; vor allem irritierte ihn sein stechender Blick.

Mit dem frischen Bier vor sich entspannte er sich allmählich.

»Ich bin froh, daß ich dich kennengelernt habe«, fuhr Tim fort. »Weißt du, warum?«

Curt schüttelte den Kopf.

»Ich bin dabei, eine Gruppe zu gründen, und ich glaube, du und ein paar von deinen Kameraden sollten meiner Gruppe beitreten.«

»Was für eine Gruppe?« fragte Curt skeptisch.

»Eine Grenzbrigade«, erläuterte Tim. »Und zwar eine bewaffnete. Die reguläre Grenzpatrouille, die unser Land eigentlich vor illegalen Ausländern schützen sollte, arbeitet vollkommen dilettantisch. Von hier bis zur mexikanischen Grenze sind es gerade mal zehn Meilen. Aber leider ist diese gottverdammte Grenze ein einziges gigantisches Sieb!«

»Ach ja?« bemerkte Curt. Er hatte sich noch nicht besonders viele Gedanken über die Grenze gemacht; dafür war er viel zu sehr mit seiner anstrengenden Bodyausbildung beschäftigt gewesen.

»Ach ja«, öffte Tim Curts sinnigen Kommentar nach. »Glaub mir – die Situation ist ernst. Es wird nicht mehr lange dauern, dann befinden du und ich und der Rest unserer arischen Brüder und Schwestern uns hier in der Minderheit.«

»Darüber habe ich noch nie nachgedacht«, gestand Curt. Das Wort ›arisch‹ hörte er zum ersten Mal im Leben, und er wußte nur vage, was es bedeutete.

»Dann solltest du langsam aufwachen«, empfahl Tim. »Dieses Land steht am Rande des Ruins. Bald überneh-

men Nigger, Scheißlatinos, Schlitzaugen und Schwuchteln bei uns die Macht. Es liegt einzig und allein in der Hand von Leuten wie dir und mir, dafür zu sorgen, daß unsere gottesfürchtige, eigenständige Kultur überlebt, in der Menschen für ihren Lebensunterhalt arbeiten und die verdammten Schwuchteln hinter verschlossenen Türen zu bleiben haben. Soll ich dir noch etwas sagen? Diese fremden Rassen strömen nicht nur zu uns rein wie Wasser durch ein Flußbett, sie vermehren sich zudem auch noch wie die Fliegen. Das ist ein Riesenproblem! Wir können nicht einfach auf unseren Ärschen sitzenbleiben und abwarten! Wenn wir das tun, sind wir selber schuld.«

»Wie soll die Grenzbrigade denn bewaffnet werden?« fragte Curt. »Falls du die verrückte Idee haben solltest, daß Leute wie ich dir Knarren beschaffen sollen – vergiß es! Wir können keine Waffen nach draußen schmuggeln.«

»Waffen sind kein Problem«, winkte Tim ab. »Ich habe in meinem Keller ein riesiges Arsenal, unter anderem vollautomatische Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Sturmgewehre und Glocken. Es gibt sogar Uniformen, weil ich schon zehn Jungs von den Marines zu meiner Brigade bekehrt habe. Wir waren bereits auf Patrouille.«

»Habt ihr illegale Einwanderer entdeckt?« fragte Curt, von Ehrfurcht ergriffen. Die Beschreibung des Waffenar-

senals hatte ihn so beeindruckt, daß er mit einem Mal voller Bewunderung für den Mann war.

»Na klar!« entgegnete Tim. »Wir haben beinahe ein Dutzend von ihnen abgefangen.«

»Und was macht ihr mit ihnen, wenn ihr sie aufgegriffen habt? Übergebt ihr sie der offiziellen Grenzpatrouille?«

Tim lachte verächtlich. »Wenn wir das täten, wären sie in der nächsten Nacht wieder da. Die Vorgehensweise der offiziellen Grenzpatrouille sieht so aus, daß sie den Illegalen einmal auf die Finger klopft, sie ausschimpft und dann wieder laufenläßt.«

»Und was macht ihr mit ihnen?« hakte Curt nach, obwohl er die Antwort schon ahnte.

Tim beugte sich nach vorn und flüsterte: »Wir knallen sie ab und verbrennen sie.« Dann rieb er sich die Hände, als wollte er Schmutz abwischen. »So ist die Sache ein für allemal erledigt. Jedenfalls riskieren sie es bestimmt kein zweites Mal.« Curt mußte schlucken. Seine Kehle war mit einem Mal ganz trocken. Die Vorstellung, illegale Einwanderer zu erschießen, empfand er als spannend und unheimlich zugleich.

»Ich habe ein paar Zeitschriften dabei«, fuhr Tim fort. »Wenn du Interesse hast, würde ich dir gern ein paar mitgeben. Du kannst sie dann an Leute verteilen, die so

sind wie wir. Verstehst du, was ich mit Leuten meine, die so sind wie wir?«

Natürlich verstand Curt ihn. »Was für Zeitschriften sind das?«

»Die, die ich heute dabei habe, heißt *Blut und Ehre*«, entgegnete Tim. »Ich habe noch mehr, aber diese ist besonders gut. Sie kommt zwar aus England, aber darin werden genau die Themen angesprochen wie die unsrigen. Westeuropa hat die gleichen Probleme wie wir. Ich habe auch einen Roman dabei. Liest du gerne?«

»Eigentlich nicht«, gestand Curt. »Außer Waffenzeitschriften und so etwas.«

»Vielleicht verwandelt dich dieses Buch ja in eine Leseratte«, entgegnete Tim. »Lesen ist wichtig.« Er beugte sich vor, öffnete seine Aktentasche und kramte ein dickes Taschenbuch hervor. »Es heißt *The Turner Diaries*.« Mit diesen Worten reichte er Curt das Buch.

Curt nahm es skeptisch entgegen. Seit der High School hatte er nur einen einzigen Roman gelesen: eine Pornogeschichte über ein College-Mädchen namens Barbara aus Dallas. Er öffnete die *Turner Diaries* und überflog ein paar Zeilen. Damals wußte er noch nicht, daß es sein Lieblingsbuch werden sollte.

Am Ende nahm Curt sechs Exemplare der Zeitschrift *Blut und Ehre* und die *Turner Diaries* mit. Er las beides

und machte sich nach der Lektüre immer mehr Gedanken über die Themen, über die Tim mit ihm geredet hatte. Außerdem reichte er den Lesestoff an Leute weiter, die nach Tims Auffassung geeignet waren. Es dauerte nicht lange, und er hatte einen Kader von gleichgesinnten Marines um sich geschart, die es sich angewöhnten, gemeinsam zu essen.

Curt freundete sich immer dicker mit Tim Melcher an. Er verbrachte einen Großteil seiner Freizeit mit dem Mann und half ihm beim Aufbau der Grenzbrigade, der er auch selber beitrug. Etliche von Curt rekrutierte Marines traten ebenfalls bei. Als Curt schließlich das Waffenarsenal in Tims Keller zu sehen bekam, spürte er, wie ihn der Anblick sexuell erregte. Außer während der Manöver bei den Marines hatte er noch nie eine derart imposante Waffen- und Munitionssammlung gesehen. Tim besaß sogar einen Vorrat an Kalaschnikow-Sturmgewehren. Sie waren technisch nicht ganz so gut wie die vollautomatischen M1-Gewehre, aber dafür hatten sie etwas Romantisches.

Sein erster Vorort-Einsatz mit der Grenzbrigade kostete Curt einige Nerven. Der Streifzug begann vielversprechend. Sie lachten unentwegt und tranken auf den Rückbänken der Jeeps Bier aus eisgekühlten Boxen. Sie fuhren auf der Interstate 5 und einigen kleineren Seitenstra-

ßen in einem Konvoi aus drei Fahrzeugen in Richtung Süden. Aus jedem Wagen dröhnte in voller Lautstärke Musik von Skrewdriver, die Tim aus England besorgt hatte. Die Stimmung war bombig.

Nördlich der Grenze bogen sie nach Osten in die Wüste ab. An einem vorher von Tim ausgewählten Ort hielten sie an und schlugen im Freien ihr Lager auf. Sie errichteten Zelte und entzündeten ein Feuer. Als die Nacht hereinbrach, säuberten sie ihre Teller, löschten das Feuer und machten sich auf in Richtung Grenze. Hätten sie nicht alle einen über den Durst getrunken, wären sie in ihrer Wüstentarnkleidung kaum zu erkennen gewesen.

Curt fühlte sich so wohl wie noch nie. Endlich war er vollwertiges Mitglied einer Gruppe, die laut Tim aus reinrassigen und gleichgesinnten Menschen bestand. Außerdem war er davon überzeugt, daß sie etwas Wichtiges taten, auch wenn er nicht daran glaubte, daß sie tatsächlich irgendwelche illegalen Einwanderer aufspürten. Falls sie überhaupt welche zu sehen bekämen, würden sie sie wahrscheinlich nur verschrecken und in die Richtung zurücktreiben, aus der sie gekommen waren.

Tim teilte die Gruppe in Paare auf und positionierte sie in festgelegten Abständen etwa eine Viertelmeile von der Grenze entfernt. Zu seinem eigenen Partner wählte er Curt, worauf dieser sehr stolz war. Darüber hinaus profi-

tierte Curt insofern von Tims Wahl, als dieser darauf achtete, daß sie die beste Stellung einnahmen. Sie bezogen ihren Posten auf einer tafelbergähnlichen Erhebung, dem höchsten Punkt in der gesamten Umgebung.

Sie hockten sich an einer Stelle in den Sand, an der hinter ihnen günstigerweise eine Sandsteinformation emporragte. Gegen den Fels gelehnt, nahmen sie zwei neue Biere aus ihrem Sixpack und öffneten sie. Das metallische Geräusch, das die gleichzeitig aufknackenden Kronenverschlüsse in der dunklen kargen Wildnis erzeugten, ließ ihnen das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Die Nacht war klar und die Temperatur mild, da die Sandsteine die am Tag gespeicherte Wärme abstrahlten. Über ihnen funkelte die Milchstraße, als wäre sie mit Millionen von Diamanten besetzt. Vom Pazifik wehte eine leichte Brise herüber, die soeben auf der Haut zu spüren war.

»Schön, nicht wahr?« meinte Tim. Er montierte sein Funkgerät, mit dem er zu den anderen Teams Kontakt hielt, vom Gürtel ab und legte es auf einen flachen Fels.

»Unglaublich schön«, stimmte Curt zu. »Bevor ich aus Brooklyn rausgekommen bin, wußte ich gar nicht, daß es so etwas Wunderbares gibt.«

»Wir leben in einem herrlichen Land«, fuhr Tim fort. »Zu schade, daß es wegen unserer beschissenen Regierung vor die Hunde geht.«

Curt nickte, entgegnete aber nichts. Er war so begeistert von der Umgebung und so betäubt vom Bier, daß er keine Lust auf eine weitere Diskussion über die angeblich von Zionisten besetzte Regierung hatte.

Es vergingen ein paar Minuten, in denen sie schwiegen. Curt nahm einen weiteren Schluck Bier und fragte: »Warst du bei früheren Einsätzen auch schon mal an dieser Stelle stationiert?« Tim bestand darauf, daß die Gruppe militärische Ausdrücke verwendete, wann immer dies möglich war. »Schon öfters«, brüstete Tim sich.

»Hast du da irgendwelche Bewegungen entdeckt?«

»O ja«, entgegnete Tim und lachte. »Der Feind war äußerst kooperativ. Es war wie beim Truthahnschießen.«

»Wo hast du die Grenzgänger beim letzten Mal entdeckt?« Tim wies in die Ferne. »Sie kamen durch diese Schlucht da hinten, die wie ein Loch im Horizont aussieht.«

Curt strengte seine Augen an, um in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Er mußte seine Phantasie ein bißchen anstrengen, um die Schlucht am Horizont auszumachen. Daß er irgend jemanden erkennen würde, bevor er quasi vor ihm stand, konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Wie es wohl wäre, wenn plötzlich aus heiterem Himmel eine Gruppe von Männern aus der Dunkelheit hervortrat? Instinktiv griff er an sein Halfter, in dem

eine Glock Automatik steckte, und öffnete es. Nötigenfalls wollte er unter keinen Umständen erst lange herumfummeln müssen.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Tim. »Komm, ich zeige dir etwas.«

Tim öffnete ein Leinenfutteral, das er neben sich auf den Boden gestellt hatte, und entnahm ihm eine Waffe. Sogar in der Dunkelheit erkannte Curt, daß es sich um ein Gewehr handelte, das er noch nie in Tims Händen gesehen hatte.

»Das ist mein Lieblingsgewehr«, erklärte Tim voller Stolz. »Ich setze es nur bei richtigen Operationen ein, so wie heute.«

Er hielt Curt die Waffe hin. Curt nahm sie entgegen und hielt sie sich dicht vors Gesicht. Obwohl er ein solches Gewehr noch nie in der Hand gehalten hatte, wußte er sofort, was es war: ein für die Zwecke der Marines modifiziertes Remington-308-Scharfschützengewehr.

»Wo, zum Teufel, hast du das denn her?« fragte er ehrfürchtig. »In Survival-Magazinen wie dem *Söldner* kannst du so ziemlich alles kaufen, was dein Herz begehrt. Du mußt dir nur die Anzeigen im hinteren Teil ansehen.«

»Aber das ist ein Gewehr von den Marines«, entgegnete Curt. »Wie, um alles in der Welt, kommt man denn an so ein Schmuckstück heran?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Tim zurück. »Ich schätze, daß es irgendwann jemand gestohlen oder gegen etwas anderes eingetauscht hat. Beim Militär findet ein reger Tauschhandel statt, das wirst du noch mitbekommen.«

»Diese Gewehre werden in Quantico speziell für die Zwecke der Marines umgearbeitet«, erklärte Curt und strich liebevoll mit der Hand über den Schaft. »Ebenso wie auch ein paar andere militärische Gewehre.«

»Ja, ich weiß«, bestätigte Tim. »Es hat einen freischwingenden Kugellauf und ein Glasfaser-Magazin. Und den Abzug muß man nur noch leicht anticken, der Widerstand ist auf ein Pfund reduziert.«

»Es ist einmalig«, staunte Curt. So ein Gewehr zu besitzen war sein größter Traum. Er liebte Waffen jeder Art, vor allem aber hatten es ihm High-Tech-Gewehre angetan.

»Das beste ist das Sehfeld«, erläuterte Tim. »Achte mal auf den riesigen Radius. Es hat einen integrierten Restlichtverstärker. Sieh mal durch!«

Curt brachte das Gewehr vorsichtig auf seiner Schulter in Position und spähte durch das Zielfernrohr. Die schwarze Nacht verwandelte sich wie durch ein Wunder in ein nebelhaftes grünes Leuchtfeld. Selbst auf eine Entfernung von mehreren hundert Metern konnte er noch deutlich die Umrisse der kargen Landschaft ausmachen.

Plötzlich erspähte er aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Er schwenkte das Gewehr ein wenig nach links. In der Mitte des Sichtfelds sah er zwei sich ihren Weg durch die Dunkelheit bahnende Männer. Sie kamen schräg auf ihn zugelaufen.

»Ach, du heilige Scheiße!« schrie er. »Ich hab' zwei Mexikaner im Visier. Das gibt's doch gar nicht!«

»Laß sie nicht aus den Augen!« rief Tim aufgeregt. »Sonst hast du sie gleich verloren. Was haben sie an? Doch nicht etwa Uniformen?«

»Zum Teufel – nein!« erwiderte Curt. »Ich glaube, sie tragen karierte Hemden, Jeans und Cowboyhüte. Außerdem haben sie altmodische Vinyl-Koffer oder so etwas Ähnliches in den Händen.«

»Gratulation, Soldat!« rief Tim. »Du hast ein Trutzhahn-Paar erbeutet. Am bestenfeuerst du mindestens zweimal ab, damit du auch beide erwischst. Es sei denn, du erwischst sie in einer Linie und schaffst es, sie mit einem Schuß umzupusten.« Er kicherte in sich hinein.

»Du willst wirklich, daß ich auf sie schieße?« fragte Curt nervös. Er hatte es bisher peinlich vermieden, an diesen Augenblick zu denken; immerhin stellten die beiden Männer im Fadenkreuz seines Gewehrs keinerlei unmittelbare Gefahr für ihn dar. In einer Kampfsituation hätte er ohne jeden Zweifel reflexartig reagiert und abge-

drückt, aber er befand sich in keiner Kampfsituation. Er hatte eher das Gefühl, zwei Unbewaffnete, die er nicht einmal kannte, heimtückisch aus dem Hinterhalt zu ermorden. Er spürte, daß er zitterte. Im Fadenkreuz sah er die beiden Männer hin- und herspringen. »Du kannst auch zu ihnen rüberlaufen und mit ihnen herumdiskutieren«, erwiderte Tim sarkastisch. »Mein Gott, natürlich will ich, daß du sie abknallst. Das ist verdammt noch mal dein Recht! Schließlich hast du sie als erster gesehen.«

Curt spürte, wie er in Schweiß ausbrach. Er mußte schlucken. Plötzlich war er verunsichert und unschlüssig. Er hatte so etwas noch nie getan.

»Los, mach schon!« drängte Tim. »Du willst mich und dein Land doch wohl nicht enttäuschen?«

Curt hatte nicht die Absicht, Tim zu enttäuschen. Im vergangenen Monat hatte er zum ersten Mal im Leben das Gefühl gehabt, einer Gruppe eng zueinander haltender junger Menschen anzugehören, die eine Ideologie vertraten, von der er voll und ganz überzeugt war. Diese Gruppe hatte ihm sowohl in emotionaler als auch in intellektueller Hinsicht ein neues Zuhause gegeben, und das verdankte er einzig und allein Tim. Er hielt die Luft an und drückte ab.

Das Gewehr stieß zwar recht heftig zurück, aber nicht so stark, daß Curt sein Ziel aus den Augen verlor. Der

Anführer ging zu Boden, als hätte ihm jemand ein Bein gestellt. Anders, als Curt es aus Kinofilmen kannte, wenn jemand abgeknallt wurde, taumelte und stolperte das Opfer überhaupt nicht. Gerade war der Mann noch gelaufen, im nächsten Augenblick fiel er mausetot um. Sein Begleiter war abrupt stehengeblieben, als der Schuß durch die karge, düstere Landschaft hallte.

Curt spürte einen geradezu orgiastischen Adrenalinstoß. Er fühlte sich auf einmal so mächtig, daß er ohne jeden weiteren Gedanken auf den anderen Mann anlegte und abdrückte. Wieder stieß das Gewehr zurück, dann ging auch der zweite Mann zu Boden. Curt nahm das Gewehr herunter. Für ein paar Sekunden hing der Geruch von Kordit in der Luft. Dann kam eine leichte Brise auf und verwehte den Schießpulverhauch.

»Na?« fragte Tim erwartungsvoll.

»Beide eliminiert«, meldete Curt.

»Gratulation!« rief Tim. Er klopfte seinem jungen Erfolgsman auf die Schulter, griff zum Funkgerät und berichtete den anderen Teams, daß Curt und er losmarschieren und zwei erlegte Ziele beseitigen würden. Er ordnete an, auf nichts und niemanden zu schießen, bis sie wieder von ihm hörten.

»Ich will schließlich nicht, daß diese Verrückten auf uns losballern«, erklärte er an Curt gewandt und nahm ihm

das Sturmgewehr aus der Hand. Curt gab es kommentarlos ab. Tim kramte eine zusammenklappbare Schaufel und eine Spitzhacke hervor. »Komm mit!« forderte er Curt auf. »Aber halt sicherheitshalber deine Glock bereit. Womöglich hast du die Mistkerle nur mit einem Streißschuß getroffen. Dann müssen wir ihnen noch den Gnadenschuß verpassen, oder wie sagt man so schön?«

Curt stolperte schweigend hinter ihm her. Nach der anfänglichen Euphorie quälten ihn jetzt Schuldgefühle. Er hatte tatsächlich auf die beiden Männer geschossen. Wie sollte er damit fertigwerden, daß er zwei Mitmenschen umgebracht hatte? Der Zustand geistiger Umnebelung, in dem er sich aufgrund seines ausgiebigen Bierkonsums befand, half *ihm* nicht weiter – und ebensowenig Tim, der so tat, als hätte Curt lediglich zwei lästige Fliegen totgeschlagen.

»Komm schon, Soldat!« rief Tim ihm über die Schulter hinweg zu, als er merkte, daß Curt zurückblieb. Tim war mit der Taschenlampe in der Hand über das felsige Gelände vorausgelaufen.

Curt zwang sich weiterzugehen und die Schultern zu strecken. Er wollte nicht, daß Tim seinen Gemütszustand erahnte und ihn für einen Feigling hielt.

Sie brauchten fast eine halbe Stunde, bis sie die beiden Mexikaner fanden, denn sie mußten das Gelände ein

paarmal kreuz und quer abgehen. Als der Strahl der Taschenlampe schließlich auf die Leichen fiel, rief Tim: »Wirklich beeindruckend! Du hast jedem von ihnen eine Kugel in den Schädel gejagt.«

Curt betrachtete die vor ihm liegenden Körper. Außerhalb eines Bestattungsinstituts hatte er noch nie einen Toten gesehen. Auf der Stirn der beiden Männer waren jeweils nur winzige Eintrittslöcher zu erkennen, doch an ihren Hinterköpfen klafften riesige Löcher. Die ganze Umgebung war mit Hirnfetzen gesprenkelt. Der Mann, der vorangegangen war, hielt noch immer seinen Koffer fest.

»Oh, mein Gott!« stöhnte Curt.

Tims Kopf schoß herum. Er musterte seinen Rekruten mit strenger Miene. »Was ist los?«

»Was habe ich nur getan?«

»Du hast zwei illegale Scheißlatinos abgeknallt!« fuhr Tim ihn an. »Damit hast du deinem Land einen großen Dienst erwiesen.«

»Oh, mein Gott!« murmelte Curt noch einmal und schüttelte den Kopf. Die Augen der beiden Mexikaner standen noch offen und starrten ihn mit leerem Blick an. Auf einmal wurden ihm die Beine weich, und er schwankte.

Tim reagierte sofort. Er ging auf seinen Partner zu und verpaßte ihm eine schallende Ohrfeige. Im nächsten Au-

genblick fluchte er über seine schmerzende Hand und schüttelte sie, als ob sie naß wäre.

Curt wich einen Schritt zurück und sah ein paar Sekunden lang Sterne. Er berührte seine brennende Wange und musterte seine Finger, als ob er damit rechnete, Blut zu sehen. Dann starrte er Tim entgeistert an.

»Hier bin ich, du harter Bursche«, höhnte Tim und bedeutete Curt mit seiner immer noch schmerzenden Hand, näherzukommen und ihm ebenfalls eine runterzuhauen.

Curt starrte in die dunkle Nacht. Er wollte sich nicht mit Tim schlagen. Nun, da er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte, wußte er, warum Tim ihn geohrfeigt hatte.

»Du warst eben kurz davor überzuschnappen«, teilte Tim ihm mit.

Curt nickte. Tim hatte recht.

»Hör zu!« sagte Tim. »Ich erzähle dir etwas über mich, das du noch nicht weißt. Ich bin in diesem Jahr zum Pfarrer der True Believers Christian Church ordiniert worden; das ist ein lokaler Ableger der wesentlich größeren Christian Identity Church. Hast du davon schon mal gehört?«

Curt schüttelte den Kopf.

»Das ist eine Kirche, die mit Hilfe der Bibel den Beweis erbracht hat, daß wir weißen Angelsachsen die wahren Ab-

kömmlinge des verlorenen Stammes Israel sind. Alle anderen Rassen sind die Brut des Satans beziehungsweise Schmutz, wie diese Scheißlatinos hier.« Er stieß mit seinen schwarzen Springerstiefeln gegen einen der Toten. »Deshalb haben wir weiße Haut und die anderen schwarze, braune, gelbe oder wie auch immer du sie nennen willst.«

»Du bist Pfarrer?« fragte Curt ungläubig. Der Mann hatte so viele verschiedene Seiten, daß ihm schwindelig wurde.

»Ein richtiger Pfarrer«, bestätigte Tim. »Ich weiß also, wovon ich rede. Ganz entschieden besagt das Wort Gottes in der Bibel, daß die Mittel und Wege zur Herbeiführung einer göttlichen Verurteilung nicht auf Maßnahmen des Staatswesens beschränkt sind. Das bedeutet, daß die Anwendung von Gewalt nicht nur zu billigen, sondern sogar notwendig ist. Fazit: Du hast heute abend Gottes Werk vollbracht, Soldat!«

»Davon habe ich noch nie etwas gehört«, gestand Curt.

»Kein Wunder«, entgegnete Tim. »Ist auch nicht dein Fehler. Die von Zionisten besetzte Regierung will um jeden Preis verhindern, daß du davon erfährst. Sie sorgt dafür, daß weder Schulen noch Zeitungen oder Fernsehsender darüber informieren – sie stehen ja schließlich alle unter ihrer Kontrolle. Und warum ist das so? Weil sie uns

ausschalten wollen, indem sie unsere Rasse genetisch verwässern. Genau wie es in den *Turner Diaries* beschrieben wird. Erinnerst du dich?»

»Nicht so genau«, erwiderte Curt. Tims Enthusiasmus und Wissen beeindruckten ihn.

»Es kam im Zusammenhang mit dem Cohen-Gesetz vor«, erklärte Tim. »In dem Roman schreibt das Gesetz vor, daß die zu gründenden Räte für zwischenmenschliche Beziehungen arische Weiße zwingen sollen, Neger und andere Schmutzige zu heiraten. So eine Eheschließung fällt unter die Rubrik Rassenmischung oder Bastardierung. Hast du davon schon mal gehört?»

»Nein«, gestand Curt.

»Dann merk es dir!« riet Tim. »Wir haben es mit der Verschwörung einer von Zionisten besetzten Regierung zu tun. Diese Verräter verhindern sogar, daß Kindern die Bedeutung dieses Worts beigebracht wird. Von allen Sünden, die unsere Regierung begeht, ist die Förderung von Mischehen die hinterlistigste. Rassenmischung ist in den Augen Gottes eine Abscheulichkeit. Sie ist der Versuch des Satans, das von Gott erwählte Volk zu beseitigen. Der umgekehrte Holocaust also.«

»Okay«, knurrte Curt, als er aus seinen Erinnerungen erwachte. »Es wird Zeit, die Karten auf den Tisch zu le-

gen.« Er sah erst Steve an, der zustimmend nickte, und dann Yuri. »Welche Karten?« fragte Yuri. Er merkte, daß seine Gäste fuchsteufelswild waren, vor allem Curt.

Curt verdrehte genervt die Augen. »Das ist ein Sprichwort, verdammt noch mal! Es bedeutet, daß jeder jedem alles offenlegt, damit es keine Überraschungen mehr gibt.«

»Okay«, willigte Yuri ein.

»Du hast uns heute abend einen gehörigen Schreck versetzt«, fuhr Curt ihn an. »Erst erfahren wir aus heiterem Himmel, daß du verheiratet bist, und dann müssen wir auch noch dahinterkommen, daß du eine Niggerin zur Frau hast. Gelinde gesagt, überrascht uns das ziemlich.«

»Ich brauchte eine Aufenthaltsgenehmigung«, erklärte Yuri.

»Aber deshalb heiratet man doch keine Schwarze!« brüllte Steve.

»Was macht das denn für einen Unterschied?« fragte Yuri, obwohl er die Antwort bereits kannte. Im Laufe der vier Jahre, die er in den Vereinigten Staaten verbracht hatte, waren ihm die grassierenden gesellschaftlichen Vorurteile keineswegs verborgen geblieben.

Curt schaffte es mit Mühe, trotz Yuris dummer Frage seine Zunge im Zaum zu halten. Für einen Augenblick hatte er erwogen, Yuri die ganze Angelegenheit so zu

erklären, wie Tim Melcher sie ihm selber vor zwanzig Jahren erklärt hatte. Aber dann entschied er sich dagegen; denn als er Yuri mit kritischem Auge ins Visier nahm, war er sich auf einmal gar nicht mehr so sicher, ob der überhaupt ein richtiger Arier war.

»Einen andersrassigen Menschen zu heiraten ist eine Versündigung gegen Gott«, stellte Steve klar. »Vor allem, wenn einer der Partner weiß ist.«

»Das habe ich noch nie gehört«, bekannte Yuri.

»Okay«, winkte Curt ab. »Was geschehen ist, ist geschehen. Wichtiger ist im Augenblick die Frage, was wir jetzt tun. Deine Frau weiß, daß du im Keller mit Bakterien herumhantierst, und sie weiß, daß du in der Sowjetunion in einer Biowaffenfabrik gearbeitet hast. Also kann sie sich an fünf Fingern abzählen, daß du eine Biowaffe herstellst.«

»Sie kümmert sich nicht um meine Angelegenheiten«, stellte Yuri klar. »Darauf könnt ihr Gift nehmen.«

»Aber vielleicht ändert sie plötzlich ihre Meinung«, gab Curt zu bedenken. »Das wäre sehr schlecht für uns.«

»Zum Beispiel könnte sie ihrer Familie etwas von deinem Labor erzählen«, fügte Steve hinzu.

»Sie spricht nicht mit ihrer Familie«, entgegnete Yuri. »Außer mit ihrem Bruder. Der ist der einzige, der sich für sie interessiert.«

»Stell dir vor, sie vertraut ihrem Bruder etwas Aufschlußreiches an«, fuhr Curt fort. »Wie dem auch sei – wir können das Risiko nicht eingehen. Wir hatten ja bereits darüber gesprochen, daß sie eventuell ausgemerzt werden muß. Hast du damit ein Problem?«

Yuri schüttelte den Kopf und nahm einen kräftigen Schluck Wodka.

»Okay«, faßte Curt zusammen. »Dann sind wir uns zumindest darin einig. Das Problem ist – wie machen wir's, ohne Aufsehen zu erregen? Wenn sie einfach verschwände, würde sie ja vermutlich jemand vermissen.«

»Bei ihrer Arbeit würde man sie auf jeden Fall vermissen«, bestätigte Yuri. »Sie arbeitet in einer Taxizentrale.«

»Das Entscheidende ist, daß wir sie intelligent aus dem Weg räumen«, stellte Curt klar. »Wir dürfen auf keinen Fall die Aufmerksamkeit der Polizei erregen. Hat sie irgendein gesundheitliches Problem?«

»Von ihrer Fettsucht mal abgesehen«, fügte Steve hinzu. Yuri schüttelte den Kopf. »Sie ist kerngesund.«

»Vielleicht können wir uns ihr Übergewicht zunutze machen«, schlug Steve vor. »So fett, wie sie ist, würde sich doch keiner wundern, wenn sie eine Herzattacke bekäme.«

»Keine schlechte Idee«, entgegnete Curt. »Aber was können wir tun, damit sie einen Herzanfall bekommt?«

Die drei Männer sahen sich an. Keiner hatte eine Ahnung, wie man eine Herzattacke provozierte oder vor-täuschte.

»Ich könnte dafür sorgen, daß sie an Lungenversagen stirbt«, schlug Yuri vor.

Curt und Steve runzelten neugierig die Stirn.

»Übergewichtige Menschen sterben häufig an Atemnot oder Lungenversagen«, erklärte Yuri. »Wenn sie ins Krankenhaus eingeliefert wird, kann ich ja behaupten, daß sie immer schon unter Asthma gelitten hat.«

»Wie würdest du das anstellen?« wollte Curt wissen.

»Ich könnte ihr eine kräftige Portion von meinem Botulinustoxin verabreichen«, sinnierte Yuri. »Testen muß ich es sowieso. Warum also nicht an Connie? Dann könnte ich zudem die Dosierung checken.«

»Kämen die Ärzte denn nicht dahinter?« fragte Curt.

»Nein«, erwiderte Yuri. »Sobald jemand tot ist und die Ärzte die Anfangssymptome nicht kennen, können sie unmöglich Verdacht schöpfen. Um eine Vergiftung durch Botulinustoxin überhaupt in Erwägung zu ziehen, muß man einen Anhaltspunkt haben. Schließlich gibt es jede Menge anderer Beschwerden, die Atemnot verursachen können.«

»Bist du sicher?« hakte Curt nach.

»Natürlich bin ich das«, erwiderte Yuri. »Damals in der Sowjetunion bin ich immerhin bei unzähligen Tests

des Toxins dabeigewesen. Wenn man jemandem eine hohe Dosis verabreicht, hört er auf zu atmen und wird blau. Der KGB war an dem Mittel äußerst interessiert, um mit dessen Hilfe verdeckte Morde zu verüben. Wenn ich von einer hohen Dosis spreche, müßt ihr euch darunter nämlich eine winzige Menge des Toxins vorstellen.«

»Klingt gut«, meinte Curt. »Außerdem ist es eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit. Schließlich stellt deine Frau ein Sicherheitsrisiko für Operation Wolverine dar. Wann könntest du die Sache durchziehen?«

»Heute nacht«, erwiderte Yuri mit einem Schulterzucken. »Zum Glück kann man sie ohne Probleme jederzeit zum Essen bewegen. Wenn sie sich nachher beruhigt hat, rufe ich einen Pizzadienst an, und das war's.«

»Wunderbar«, freute Curt sich und brachte zum ersten Mal an diesem Abend ein Lächeln zustande. »Da dieser unerfreuliche Punkt nun endlich aus dem Weg geräumt ist, können wir uns ja angenehmeren Dingen widmen. Was sind das für gute Nachrichten, die du für uns hast?«

»Ich habe den Anthraxbazillus getestet«, erzählte Yuri voller Elan und ratschte auf seinem Stuhl nach vorn. »Er wirkt, und zwar so, wie ich gehofft hatte.«

»An wem hast du den Erreger getestet?« fragte Curt. In Anbetracht der jüngsten Zwischenfälle machte er sich inzwischen ernsthafte Sorgen um die Sicherheit ihrer

Operation. Yuri berichtete, daß er für den Test einen Teppichhändler namens Jason Papparis als Opfer ausgesucht habe, weil dieser sich aufgrund der Beschaffenheit seiner Importware ohnehin einem erhöhten Infektionsrisiko aussetzte und etwaige Verdachtsmomente seitens der Behörden im Hinblick auf die geplante Operation damit im Keim erstickt würden.

»Wirklich clever«, staunte Curt. »Für so viel Scharfsinn hast du dir ein Lob der People's Aryan Army verdient.«

Yuri grinste zufrieden.

»Wir haben dir auch etwas zu berichten«, fuhr Curt fort und erzählte von dem Aufklärungseinsatz im Jacob Javits Federal Building, den Steve und er am Morgen hinter sich gebracht hatten. Er berichtete Yuri, daß alles perfekt organisiert sei und die Biowaffe in das System der Klimaanlage geschleust werden könne.

»Braucht ihr einen Aerosol-Vernebler?« fragte Yuri.

»Nein«, erwiderte Curt. »Nicht, wenn du uns die Waffe in Pulverform lieferst. Wir setzen Zeitbomben ein, mit denen wir die Verpackung zerstören. Den Rest erledigen die Ventilatoren von ganz allein.«

»Das heißt, daß ihr das Anthraxpulver verwenden müßt«, stellte Yuri fest.

»Warum?« entgegnete Curt. »Gibt es ein Problem? Du hast doch gesagt, beide Mittel wirken gleich stark.«

»Nein, kein Problem«, versicherte Yuri. »Bei dem Clostridium botulinum habe ich allerdings Schwierigkeiten, die Bakterien, die das Toxin erzeugen, schnell genug anzuzüchten. Die erforderliche Menge Anthrax dürfte ich wohl in knapp einer Woche zusammen haben; aber bis ich ausreichend Botulinustoxin habe, brauche ich noch mindestens drei Wochen.«

Drei Wochen Wartezeit lehnte Curt kategorisch ab. »Erst recht mit den Sicherheitsproblemen, die wir jetzt haben!«

»Warum nehmen wir den Anthraxbazillus nicht für beide Anschläge?« schlug Steve vor. »Vergiß doch das Toxin, wenn die Bakterien nicht mitspielen.«

»Weil die Anthraxmenge nur für einen Anschlag ausreicht«, klärte Yuri ihn auf.

»Vielleicht sollten wir den Anschlag im Central Park dann einfach vergessen und uns nur das Verwaltungsgebäude vornehmen«, warf Curt ein.

»Nein!« protestierte Yuri energisch. »Ich ziehe den Anschlag im Central Park auf jeden Fall durch! Komme, was da wolle!«

»Aber wieso?« erkundigte Curt sich. »Mit dem Attentat auf das Verwaltungsgebäude versetzen wir der Regierung einen viel gewaltigeren Schlag. Wir treffen mindestens sechs- oder siebentausend Leute.«

»Aber nur Regierungs- oder Verwaltungsangestellte«, entgegnete Yuri. »Mir ist es mindestens genauso wichtig, mit der heuchlerischen amerikanischen Kultur abzurechnen, vor allem mit all diesen jüdischen Geschäftsleuten und Bankern, die die Schuld an der Wirtschaftskrise im heutigen Rußland tragen.«

Curt und Steve warfen sich ärgerliche Blicke zu.

»Die amerikanische Kultur hat keine Wurzeln«, fuhr Yuri fort. »Die Leute sollen angeblich frei sein, aber das sind sie nicht. Sie haben nichts anderes im Sinn, als sich ihr Leben lang abzustrampeln, um irgendeinen Status zu erreichen und nach ihrer Identität zu suchen. Wir Slawen hingegen haben im Laufe der Geschichte vielleicht ein paar Probleme gehabt – aber wir wissen zumindest, wer wir sind.«

»Ich glaube, ich höre nicht richtig«, brachte Curt hervor. »Warum hast du uns diese Sicht der Dinge nicht schon früher erzählt?«

»Ihr habt mich ja nicht gefragt«, erwiderte Yuri.

»Daß unser Land ein paar Probleme hat, will ich nicht abstreiten«, räumte Curt ein. »Aber die Ursache liegt darin, daß unsere von Zionisten besetzte Regierung den Waffenbesitz einschränkt, Rassenmischung fördert und Nigger, Drogendealer, Sozialhilfebetrüger und Schwule duldet, die allesamt unsere ursprünglichen Wurzeln zer-

setzen. Dagegen kämpfen wir an. Ein paar Opfer unter der Zivilbevölkerung müssen wir notgedrungen in Kauf nehmen. Doch unsere eigentliche Zielscheibe ist die Regierung.«

»Mein Krieg kennt keine Zivilisten«, hielt Yuri dagegen. »Deshalb will ich den Anschlag auch im Central Park verüben. Mit dem passenden Wind als Vektor werden sich riesige Schwaden von Giftnebel über der Stadt ausbreiten. Und dann gibt es Hunderttausende oder sogar Millionen von Opfern, nicht ein paar läppische tausend. Genau dafür ist eine Massenvernichtungswaffe gedacht – nicht für ein eng begrenztes Ziel wie euer Verwaltungsgebäude. Da könntet ihr genausogut eine herkömmliche Bombe reinwerfen.«

»Eine Bombe, die groß genug wäre, das ganze Jacob Javits Federal Building in die Luft zu jagen, können wir nie und nimmer in das Gebäude schmuggeln«, widersprach Curt. »Das ist doch der Punkt. Mit vier oder fünf Pfund eines mehlähnlichen Pulvers hingegen haben wir keine Probleme. So willst du uns den waffentauglichen Anthraxbazillus doch liefern, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Yuri. »Er ist in einem extrem feinen und leichten Pulver verteilt.«

Die drei starrten sich ein paar Sekunden schweigend an. Jeder spürte die gereizte Stimmung.

»Okay«, beendete Curt das Schweigen schließlich mit einer abwinkenden Geste. »Dann bleibt eben alles wie geplant. Wir ziehen beide Anschläge durch. Das Problem ist nur, daß wir genügend Stoff haben müssen.«

»Was ist mit dem Pestizid-Fahrzeug, das ihr mir versprochen habt?« fragte Yuri.

»Wir haben schon eins aufgespürt«, teilte Curt ihm mit. »Keine Sorge.«

»Wo ist es?«

»Es steht hinter der Fabrik eines Schädlingsbekämpfungsmittelherstellers auf Long Island«, lautete die Auskunft. »Normalerweise wird es bei der Kartoffelernte eingesetzt. Die Firma hat keinen Sicherheitsdienst. Wir können uns den Brummi also abholen, wann immer wir wollen.«

»Ich will ihn in meiner Garage haben«, forderte Yuri.

»Warum bist du denn auf einmal so streitlustig?« fragte Curt. »Bei den Überraschungen, die du uns heute abend geboten hast, wäre es wohl eher an uns, verstimmt zu sein.«

»Ich will den Wagen in meiner Garage haben«, wiederholte Yuri. »So hatten wir es abgemacht. Eigentlich gehört er längst hierher.«

»Du solltest dich besser nicht im Ton vergreifen«, empfahl Steve. »Sonst kriegst du demnächst Besuch von einer unserer Truppen.«

»Und du solltest mir lieber nicht drohen«, entgegnete Yuri. »Sonst könnt ihr euren Stoff abschreiben. Dann bringe ich euer ganzes Projekt zu Fall.«

»He, macht mal halblang!« schaltete Curt sich ein. »Das artet ja langsam aus. Warum denn streiten? Es ist doch alles okay. Wir besorgen dir das Fahrzeug, bringen es in die Stadt und stellen es in deine Garage. Bist du dann zufrieden?«

»So hatten wir es besprochen«, beharrte Yuri.

»Dann betrachte die Sache als erledigt«, beschwichtigte Curt ihn. »In der Zwischenzeit kümmerst du dich um Connie. Abgemacht?«

»Die erledige ich noch heute nacht«, versprach Yuri. Er beruhigte sich sichtlich und leerte sein Glas.

»Gut«, fuhr Curt fort und rieb sich die Hände, um zu zeigen, wie erpicht er darauf war, die Operation durchzuführen. »Jetzt müssen wir noch über die zeitliche Planung sprechen. Wie wäre es, wenn du die Produktion des Botulintoxins aufgibst und den zweiten Fermenter auf die Herstellung des Anthraxbazillus umstellen würdest? Hieße das nicht, daß wir dann in kürzerer Zeit mehr Stoff hätten?«

»Wahrscheinlich«, gestand Yuri.

»Wie lange brauchst du bei realistischer Planung?« fragte Curt. »Wenn nichts schiefgeht, hätte ich Ende dieser oder Anfang nächster Woche genug«, schätzte Yuri.

»Klingt wie Musik in meinen Ohren«, stellte Curt fest und lächelte. Dann stand er auf. Steve erhob sich ebenfalls.

»Ich habe noch eine Frage«, sagte Yuri. »Was ist ein Gerichtsmediziner?«

»Das ist ein Typ, der sich Tote ansieht und herauszukriegen versucht, woran sie gestorben sind«, erläuterte Steve.

»So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht«, entgegnete Yuri und erhob sich.

»Was für eine seltsame Frage«, bemerkte Curt. »Warum willst du das wissen?«

»Als ich heute nachmittag bei dem Teppichhandel war und mich vergewissern wollte, ob der Inhaber gestorben ist, habe ich mit einem Mann gesprochen, der Proben zum Anlegen von Kulturen gesammelt hat. Er hat mir erzählt, daß er den Fall Papparis untersucht.«

»Moment mal«, stutzte Curt. »Hast du nicht eben behauptet, daß es keine offizielle Untersuchung durch die Behörden geben würde, weil du so clever warst, einen Teppichhändler zu infizieren?«

»Das habe ich nicht gesagt«, widersprach Yuri. »Ich habe lediglich angenommen, daß die Behörden bei solch einem Hintergrund keinen Verdacht schöpfen würden.«

»Aber sie wissen doch, daß Anthrax als Waffe verwendet werden kann«, gab Curt zu bedenken. »Warum sollten sie dann keinen Verdacht schöpfen?«

»Weil sie eine logische Erklärung für den Zwischenfall haben«, erwiderte Yuri. »Sie werden sich beglückwünschen, daß sie das berufsbedingte erhöhte Infektionsrisiko des Toten in Erfahrung gebracht haben. So denken diese Leute.«

»Und was ist, wenn sie keine Spuren von dem Erreger finden?« fragte Curt. »Oder warst du so clever, auf den Teppichen ein paar Spuren zu hinterlassen?«

»Nein«, gestand Yuri. »Das habe ich versäumt.«

»Könnte das ein Problem werden?« fragte Curt. »Vielleicht«, gab Yuri zu. »Aber ich halte es für sehr unwahrscheinlich.«

»Hundertprozentig sicher können wir also nicht sein«, stellte Curt fest.

»Hundert Prozent sicher nicht, aber neunundneunzig Prozent.«

Curt seufzte verzweifelt. »Auf einmal hängt alles an einem seidenen Faden.«

»Es wird schon gutgehen«, meinte Yuri zuversichtlich. »Wir mußten das Anthraxpulver so oder so testen. Schließlich hätte es keinen Sinn gemacht, den Stoff freizusetzen, wenn der Erreger nicht wirken würde.«

»Hoffen wir, daß du recht hast«, entgegnete Curt mit müder Stimme. Er stand auf und ging in Richtung Tür. »Wir bleiben in Verbindung. Ein paar von unseren Jungs

kommen nachher vorbei und bringen dir das Pestizid-Fahrzeug.«

»Und wenn ich nicht hier bin?« fragte Yuri.

»Du solltest zusehen, daß du zu Hause bist«, fuhr Curt ihn an. »Schließlich bist du derjenige, der so ein Geschrei um diesen verdammten Laster macht.«

»Aber ich muß mich doch um Connie kümmern«, wandte Yuri ein. »Wenn sie ihre Attacke bekommt, muß ich den Notarzt rufen. Vielleicht fahre ich mit ins Krankenhaus.«

»Stimmt«, gab Curt zu.

Yuri hatte eine andere Idee. »Wenn ich Connie ins Krankenhaus begleite, lasse ich das Garagentor offenstehen.«

»Einverstanden!« Curt bedeutete Steve durch einen Wink, ihm zu folgen.

Die beiden Feuerwehrmänner marschierten wortlos nach draußen und bestiegen den Dodge Ram. Als sie die Türen zugeknallt hatten, schlug Curt mit der geschlossenen Faust aufs Lenkrad. »Wie kann man nur so blöd sein, sich mit diesem Verrückten einzulassen!«

»Ich sage jetzt nicht, ich hab's dir ja gleich gesagt«, entgegnete Steve.

»O je!« stöhnte Curt. »Dieser Idiot hat es auf Zivilisten abgesehen – nicht auf Leute, die für die Regierung arbeiten! Wie paradox! Da versuchen wir Patrioten unser

Land zu retten und sind gezwungen, uns mit einem Terroristen einzulassen. Wo soll das bloß hinführen?«

Curt ließ den Motor an und fuhr los. Um keine Mülltonne zu rammen, mußte er Schlangenlinien fahren. »Mag sein, daß er Kommunist ist. Aber was auch immer in seiner Bime vorgeht – über Sicherheitsaspekte macht er sich keinerlei Gedanken. Und das ist eine Katastrophe! Wenn die Behörden auch nur ein kleines bißchen Lunte riechen, müssen wir die ganze Operation noch einmal überdenken. Dabei sah alles so einfach aus, als wir mit der Planung begannen.«

»Was fangen wir jetzt mit ihm an?« fragte Steve.

»Keine Ahnung. Aber fürs erste bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sonst kriegen wir unsere Biowaffe nicht. Das hat er ja ziemlich deutlich gesagt, als er uns damit drohte, die ganze Operation zu sabotieren – womit er vermutlich meint, sein Labor zu zerstören.«

»Dann besorgen wir ihm also das Pestizid-Fahrzeug?«

»Wir haben keine andere Wahl«, knurrte Curt, während er in die Oceanview Avenue abbog. »Wir besorgen ihm den Kleinlaster. Aber gleichzeitig setzen wir ihn weiter unter Druck, damit er so schnell wie möglich mit den acht Pfund oder wieviel auch immer von dem Anthraxpulver überkommt. Je früher wir Operation Wolverine in Gang setzen, desto besser.«

7. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 18.45 Uhr

Jack überquerte die First Avenue auf der Höhe 30th Street nur Bruchteile von Sekunden, bevor die Ampel für den Verkehr in Richtung uptown auf Grün umsprang. Im Leerlauf rollte er in die Ladezone des Instituts für Gerichtsmedizin, nickte dem Mann vom Sicherheitsdienst zu und trug sein Fahrrad ins Gebäude. Im Vorbeigehen winkte er Marvin Fletcher zu, dem Sektionsgehilfen der Nachtschicht, der im Büro der Leichenhalle die Papiere für die Toten fertigstellte, die später am Abend abgeholt werden würden.

Er stellte sein Fahrrad an den gewohnten Platz, stieg in den Fahrstuhl und fuhr hinauf in den dritten Stock, in dem sich das Toxikologie-Labor befand. Eigentlich hatte er schon viel früher wieder im Institut sein wollen; doch es hatte ihn in der Corinthian Rug Company länger in Anspruch genommen als geplant, den Berg von Unterlagen durchzuforsten. John DeVries, der Leiter der Toxikologie, hatte bereits Feierabend gemacht, so daß Jack den Assistenten der Nachtschicht fragen mußte, ob der stellvertretende Leiter des Instituts anrufen und darum ge-

beten habe, die Proben von David Jefferson vorrangig zu untersuchen. David Jefferson war der im Gefängnis verstorbene Häftling, dessentwegen Calvin Jack unter Druck setzte. Leider hatte der Assistent nichts von dem Fall gehört.

Wieder im Fahrstuhl fuhr Jack hinauf ins DNA-Labor, das sich im fünften Stock befand. Ted Lynch, der Leiter des DNA-Labors, war ebenfalls nicht mehr da. Also lud Jack seine Sammlung Reagenzgläser, die er im Büro der Corinthian Rug Company gefüllt hatte, bei einem Labor-techniker ab. Am nächsten Morgen wollte er Ted bitten, die Proben mit Hilfe der PCR-Analytik auf Anthraxsporen zu untersuchen.

Über die Treppe huschte er hinunter in den vierten Stock, wo sich das Histologie-Labor befand. Er hoffte, Maureen O'Connor, die Leiterin des Labors, anzutreffen und sie dazu überreden zu können, die Bearbeitung der mikroskopischen Schnitte von Jeffersons Leiche vorzuziehen. Anders als mit John DeVries pflegte Jack mit Maureen ein gutes Arbeitsverhältnis, doch das nützte ihm im Augenblick auch nichts. Maureen hatte ebenfalls schon ihre Räumlichkeit verlassen. Auf dem Weg zu seinem eigenen Büro ging Jack noch bei Laurie vorbei. Er hoffte, zumindest herauszufinden, wann und wo das heiß ersehnte Dinner stattfinden sollte. Doch Lauries Büro

war dunkel und zu allem Übel auch noch die Tür abgeschlossen – ein sicherer Beweis dafür, daß sie ebenfalls bereits nach Hause gegangen war.

»So ein Mist!« fluchte er laut. Sämtliche Kollegen schienen es darauf abgesehen zu haben, seine Pläne zu durchkreuzen. Vor sich hinschimpfend, trottete er weiter den Flur entlang. Vorübergehend spielte er mit dem Gedanken, für den Rest des Abends nicht mehr ans Telefon zu gehen, damit Laurie ihn nicht erreichen könnte, verwarf diese Idee dann aber schnell wieder. Erstens entsprach ein derartiges Verhalten nicht seinem Stil, und zweitens platzte er fast vor Neugierde. In seinem Büro angelangt, stellte er fest, daß er zumindest auf Chet zählen konnte. Dieser war eifrig dabei, einen gelben Block vollzukritzeln.

»Ah, der Abenteurer ist zurück«, sagte er, als er Jack bemerkte, und legte seinen Kugelschreiber beiseite. »Dann kann ich die Vermißtenanzeigen ja rückgängig machen.«

»Sehr witzig«, entgegnete Jack und hängte seine Bomberjacke auf.

»Wenigstens scheinst du körperlich intakt zu sein«, fuhr Chet fort. »Wie war's denn am Schauplatz des Geschehens? Wie viele Male ist man dir diesmal ans Leder gegangen? Hast du wieder ein paar Kollegen aus dem öffentlichen Dienst auf die Palme gebracht?«

»Ich bin nicht zum Spaß aufgelegt«, grunzte Jack und ließ sich, als ob ihm auf einmal die Beine versagten, schwerfällig in seinen Schreibtischstuhl plumpsen.

»Klingt ja nicht so, als ob du dich amüsiert hättest«, bemerkte Chet.

»Es war ein Reinform«, gestand Jack. »Abgesehen von der Fahrradtour.«

»Wundert mich nicht im geringsten«, plusterte Chet sich auf. »Der Trip war doch von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Hast du denn überhaupt etwas herausgefunden?«

»Ich habe herausgefunden, daß es eine Ewigkeit dauert, die Unterlagen der Firma durchzuforschen«, berichtete Jack. »Selbst wenn es sich nur um ein Ein-Mann-Unternehmen handelt. Aber meine Mühe war vergebens. Vielleicht ist es ja pervers, aber ich habe die ganze Zeit gehofft herauszufinden, ob Mr. Papparis doch schon einen Teil seiner letzten Teppichsendung aus der Türkei weiterverkauft hatte. Zu gerne hätte ich die Information diesem abgestumpften Clint Abelard unter die Nase gerieben. Aber nichts da. Die gesamte Lieferung lagert sicher in einem Warenhaus in Queens.«

»Immerhin hast du dein Bestes gegeben«, lobte Chet mit einem selbstzufriedenen Grinsen.

»Wenn du es wagst, mir jetzt mit Sprüchen wie ›Ich hab's dir ja gleich gesagt‹ zu kommen, enterbe ich dich!«

drohte Jack. »Das würde ich doch nie sagen«, entgegnete Chet und lachte.

»Aber gedacht hast du es«, meinte Jack gedehnt.

»Man hat dich übrigens wirklich vermißt. Aber keine Sorgen. Ich habe dir den Rücken freigehalten und deinen alten Witz über die Gruppe von Nonnen zum Besten gegeben. Ich habe gesagt, daß sie zum Kegeln in die Stadt gekommen sind und du gerade losgefahren seist, um sie zu begrüßen.«

»Wer wollte denn was von mir?«

»Unter anderem Laurie«, teilte Chet ihm mit. »Ich wollte dir gerade einen Zettel schreiben.« Er riß die obere Seite seines Schreibblocks ab und knüllte sie zusammen. Dann nahm er die Papierkugel zwischen Daumen und Zeigefinger und beförderte sie zielsicher in ihren gemeinsamen Papierkorb. »Und wie lautete die Botschaft auf dem Zettel?« fragte Jack.

»Du sollst um halb neun zum Abendessen bei Elio's an der Second Avenue sein.«

»Um halb neun?« entgegnete Jack gereizt. »Warum denn so spät?«

»Das hat sie mir nicht verraten. Im übrigen finde ich nicht, daß halb neun spät ist.«

»Normalerweise ißt sie lieber früher«, stellte Jack klar und schüttelte den Kopf. Lauries Verhalten wurde ihm

immer schleierhafter. Am Morgen hatte sie gesagt, daß sie nicht sicher sei, ob sie sich am Abend noch auf den Beinen halten könne; also ging sie offenbar davon aus, abends todmüde zu sein. Warum verabredete sie sich dann so spät?

»Jedenfalls schien sie bester Dinge zu sein«, fuhr Chet fort. »Irgendwie kam sie mir sogar merkwürdig aufgedreht vor.«

»Ach ja?« hakte Jack nach.

»Ich würde sogar sagen, sie sprudelte förmlich über.«

»Heute morgen war sie auch schon so putzmunter.«

»Da sie so gut drauf zu sein schien, habe ich sie auch gleich gefragt, ob sie Donnerstag abend Zeit hat«, ergänzte Chet. »Du meinst, um mit uns in die Monet-Ausstellung zu gehen?« Chet nickte. »Ich hoffe, das war okay.«

»Wie lautete ihre Antwort?«

»Sie hat gesagt, sie wisse es sehr zu würdigen, daß wir an sie gedacht haben – aber sie habe leider schon andere Pläne.«

»Hat sie wirklich gesagt, sie wisse es zu würdigen?«

»Wörtliches Zitat«, versicherte Chet. »Ich dachte auch, ich traue meinen Ohren nicht. So hochtrabend redet sie doch sonst nicht daher.«

»Und wer wollte noch etwas von mir?« fragte Jack. Er wollte unbedingt das Thema wechseln. Zwar brachte ihn

seine Neugier beinahe um, doch gleichzeitig machte er sich auch Sorgen.

»Calvin stand plötzlich bei uns im Büro«, teilte Chet ihm mit. »Ich nehme an, er war im Histologie-Labor und hat auf dem Rückweg einen kurzen Abstecher gemacht.«

»Was wollte er?«

»Dich daran erinnern, daß der Fall Jefferson bis Donnerstag abgeschlossen sein muß.«

Jack verschränkte seine Arme. »Ob das klappt, hängt vom Labor ab, nicht von mir.«

»Okay, ich mach' mich dann auf den Weg.« Chet stand auf. Er streckte sich und nahm seinen Mantel vom Haken hinter der Tür.

»Ich muß dich noch etwas fragen«, rief Jack ihm nach. »Du lebst doch schon ziemlich lange in New York. Hast du eine Ahnung, ob gelbe Taxis ihre Fahrgäste in der Regel über Funk vermittelt bekommen?«

»Fahrer von gelben Taxis leben davon, daß Leute sie anhalten«, erklärte Chet. »Normalerweise übernehmen sie keine Fahrten, die von Funkzentralen vermittelt werden. Unter Taxifahrern kursiert der Spruch ›You cruise or you lose‹. Sie haben keine Lust, rumzusitzen und Däumchen zu drehen oder leer irgendwohin zu fahren. Sie sind gezwungen, ständig hin- und herzuhetzen, oder sie verlieren Geld.«

»Und warum haben viele von ihnen trotzdem Funk im Wagen?« fragte Jack.

»Weil es ihnen freisteht, auch über Funk vermittelte Fahrten zu übernehmen«, erwiderte Chet. »Aber es lohnt sich nicht. Normalerweise halten die Fahrer sich per Funk lediglich darüber auf dem laufenden, wo gerade der größte Taxibedarf herrscht, zum Beispiel uptown oder downtown oder draußen am Flughafen. Oder sie lassen sich informieren, wo sie am besten nicht hinfahren, weil alles verstopft ist und so weiter.« Jack nickte. »So etwas in der Richtung hatte ich mir schon gedacht.«

»Warum fragst du?« wollte Chet wissen.

»Als ich im Büro der Corinthian Rug Company war, ist dort ein Taxifahrer aufgekreuzt, um Jason Papparis abzuholen«, erwiderte Jack mit einem sarkastischen Grinsen.

Chet lachte. »Daß ein Toter sich ein Taxi bestellt, habe ich in der Tat noch nie gehört. Von wo er wohl angerufen hat?«

»Oder wohin er sich wohl bringen lassen wollte?«

Chet amüsierte die Unterhaltung. Er hielt sich den Bauch vor Lachen.

»Der Taxifahrer hat mir die Nummer einer Funkzentrale gegeben«, fuhr Jack fort. »Ich habe angerufen und gefragt, ob Jack Papparis bei ihnen Stammkunde war.

Falls ja, hatte ich gedacht, daß das Taxiunternehmen mir vielleicht hätte sagen können, wann der Mann das letzte Mal in seinem Teppichlager in Queens gewesen ist.«

»Und was ist bei deinem Anruf herausgekommen?«

»Sie waren nicht besonders kooperativ«, beschwerte Jack sich. »Sie wollten mir nicht einmal sagen, wann Jason Papparis angerufen und sich ein Taxi bestellt hat. Lediglich mit dem Spruch haben sie mich abgespeist, daß sie weder über ihre Fahrer noch über ihre Kunden irgendwelche Informationen herausrücken.«

»Wie nett und hilfsbereit«, bemerkte Chet. »Wenn es dir etwas bringt, kannst du die entsprechende Person aus der Zentrale sicher gerichtlich vorladen lassen.«

»Ich glaube, das kann ich mir sparen«, entgegnete Jack.

»Trotzdem ist es seltsam«, sinnierte Chet. »Wenn man in New York über Funk ein Taxi ruft, kommt normalerweise kein gelbes Taxi.«

»Weißt du, was noch viel seltsamer ist?« eröffnete Jack ihm. »Der Taxifahrer war Russe, und er ist in Swerdlowsk aufgewachsen.«

»Swerdlowsk!« staunte Chet. »Das ist doch die Stadt in Rußland mit dieser Biowaffenfabrik und der Anthrax-Geschichte, von der du mir heute aus dem Medizinlexikon vorgelesen hast.«

»So ein Zufall ist doch unglaublich, findest du nicht?« fragte Jack.

»Nicht in New York«, erwiderte Chet. »Hier darf man sich über gar nichts wundern, weil hier einfach alles passieren kann.«

»Dem Typ war Anthrax sogar ein Begriff«, fuhr Jack fort. »Ohne Scheiß?«

»Er wußte zwar nicht viel«, räumte Jack ein, »aber immerhin wußte er, daß es eine Krankheit ist, die vorwiegend unter Rindern und Schafen grassiert.«

»Ich wage zu behaupten, daß das auf jeden Fall mehr ist, als der durchschnittliche New Yorker über Anthrax weiß«, meinte Chet.

Nachdem sie noch ein wenig über ihre Pläne für das kommende Wochenende geplaudert hatten, verabschiedete sich Chet und verließ das Büro. Jack wandte sich seinem Schreibtisch zu und betrachtete lustlos den ständig überquellenden Stapel unerledigter Fälle und die Unmenge von Histologie-Schnitten, die er noch untersuchen mußte. Er überlegte kurz, ob er sich noch an sein Mikroskop setzen sollte, doch ein Blick auf die Uhr hielt ihn davon ab. Es war schon nach sieben, und er mußte noch nach Hause radeln, duschen, sich umziehen und wieder zurück in die Stadt fahren – alles vor halb neun. Er hatte keine Zeit, auch nur eine Minute länger im Büro zu bleiben.

Verglichen mit dem Verkehr vor einer halben Stunde war es auf der First Avenue verhältnismäßig ruhig geworden. Jack reihte sich in den Strom ein und bog hinter dem Gebäude der Vereinten Nationen links in die 49th Street ab. Nachdem er die Madison Avenue überquert hatte, bog er erneut nach Norden ab. Auf dem Nachhauseweg wechselte er bis zum an der südöstlichen Ecke des Central Park gelegenen Grand Army Plaza ständig seine Richtung. An dem Platz drehte er seine allabendliche Runde um den Pulitzer-Brunnen und bewunderte die in dessen Mitte thronende vergoldete nackte Abundance-Statue. Anschließend fuhr er in den Park, wo der angenehmste Teil seiner Tour begann. Im Laufe der Jahre hatte er die landschaftlich schönste Strecke erkundet und nahm sie fast jeden Abend.

Er beschleunigte sein Tempo, paßte aber auf, daß er nicht anderen Radfahrern, Joggern oder In-line-Skatern ins Gehege kam. An den meisten Bäumen hingen noch Blätter, viele waren aber auch schon heruntergefallen und wirbelten hinter ihm auf. In der Luft witterte man bereits den unverkennbaren Geruch des Herbstes.

Obwohl er seine schnelle Fahrt durch den Park in vollen Zügen genoß, machte sie ihn auch ein bißchen nervös. Auf dem einsamen, von der pulsierenden Großstadt eingekesselten Areal fühlte er sich paradoxerweise im-

mer isoliert und mußte ständig an den Abend denken, an dem er im Central Park um ein Haar von einem gekauften Gang-Mitglied erschossen worden wäre. In den stillen Ecken des Parks lauerten ohne jeden Zweifel überall Gefahren.

Schließlich preschte er aus der stillen Dunkelheit heraus auf die belebte Central Park West. Es kam ihm vor, als kehrte er zurück in die Zivilisation. Er verlangsamte sein Tempo und schlängelte sich zwischen den schnittig fahrenden und hupenden gelben Taxis hindurch in Richtung Norden. Auf der Höhe der 106th Street bog er nach Westen ab.

Da er ziemlich unter Zeitdruck stand, hatte er sich fest vorgenommen, auf direktem Weg nach Hause zu fahren; doch der Verlockung des Basketballplatzes konnte er wie immer nicht widerstehen. Auch wenn er an diesem Abend nicht mitspielen konnte, mußte er zumindest einen kurzen Abstecher machen und seinen Kumpels ein paar Minuten beim Spiel zusehen.

Der Platz war Teil eines größtenteils zementierten Areals, auf dem es auch Schaukeln, Klettergerüste und Sandkästen für kleine Kinder sowie einige Bänke für deren Mütter gab. Jack war ein echter Basketballfan. Angefangen zu spielen hatte er in Amherst, wo es allerdings nie ein wirklich konkurrenzfähiges Team gegeben hatte.

Jahre später, als er gerade nach New York gezogen war, hatte er sich eines Tages auf den Platz in seinem Viertel gewagt und zum Zeitvertreib für sich allein Bälle in den Korb geworfen. Zufällig hatten die Alteingesessenen an diesem Tag nur neun Spieler gehabt, und so hatten sie ihre Anforderungen heruntergeschraubt und ihn gefragt, ob er mitmachen wolle. Von dem lebendigen und oft harten Spiel war er sofort begeistert gewesen. Bei gutem Wetter gehörten ein paar Runden Basketball inzwischen zu seinem allabendlichen Ritual.

Im ersten Jahr war Jack unter den meist wesentlich jüngeren afroamerikanischen Spielern aus seinem Viertel der einzige Weiße gewesen; doch im Laufe der Zeit hatten sich noch zwei andere Weiße sowie ein paar Afroamerikaner in Jacks Alter auf den Platz getraut. Jack war inzwischen vierundvierzig.

Als begeisterter Stammspieler finanzierte Jack Sportmaterial, neue Bälle und die Flutlichtbeleuchtung. Diese freundliche, zugleich natürlich auch ihm selbst zum Vorteil reichende Geste war nach intensiven Verhandlungen mit den Anführern des Viertels zustande gekommen, wobei die letzte Verhandlung damit geendet hatte, daß Jack obendrein auch noch für den Erhalt der übrigen Geräte auf dem Freizeitgelände aufkommen durfte. Jack hatte nichts dagegen; er fand sogar, daß er billig davon-

kam, wenn man bedachte, daß er dafür ein gern gesehenes Mitglied der Lokalmannschaft war.

Er radelte bis zu dem stabilen Maschendrahtzaun, der den Basketballplatz vom Bürgersteig trennte. Ohne die Füße aus den Pedalen zu nehmen, griff er in den Zaun und stützte sich ab. Wie er erwartet hatte, war gerade ein Spiel im Gange. Die Sportler waren voll in Aktion.

»He, Doc!« rief plötzlich jemand. »Doc« war Jacks Spitzname im Viertel. »Wo bleibst du denn? Los, bewege deinen Arsch auf den Platz! Du willst doch spielen, oder etwa nicht?«

Jack sah zur Seitenlinie hinüber und entdeckte Warren Wilson, seinen muskulösen Freund und Mitspieler, der gerade einen Ball zwischen den Beinen hin und her dribbelte. Auf seinem rasierten Kopf spiegelte sich die Flutlichtbeleuchtung. Er stand inmitten einiger anderer Spieler, die auf ihren Einsatz warteten.

»Ich habe keine Zeit!« rief Jack ihm zu.

Warren löste sich von den anderen und kam auf Jack zugeschlendert. Neben ihm ging Flash, einer der größeren auf dem Platz, dessen Spielleistung mit der von Jack vergleichbar war. Aber Warrens Fähigkeiten übertrafen ihn noch.

Jack nickte Flash zur Begrüßung zu. Flash erwiderte die Geste. Da die beiden in etwa gleich gut spielten,

deckten sie einander meistens, wenn sie in gegnerischen Mannschaften landeten. Flash verfügte ärgerlicherweise über das Talent, Jack immer wieder auszutricksen und seiner Mannschaft dadurch zum Sieg zu verhelfen, woraus eine freundschaftliche Rivalität entstanden war.

»Was soll das heißen – du hast keine Zeit?« fragte Warren und lehnte sich gegen den Zaun. »Letzte Woche hast du dich auch nicht allzuoft blicken lassen. Scheint so, als ob dir andere Sachen wichtiger wären. Was ist los? Läßt du dich etwa von deiner Arbeit drangsalieren?« Er machte sich einen Spaß daraus, seinen Freund ab und zu ein bißchen aufzuziehen. Wenn es darum ging, was im Leben wichtig war, vertraten sie recht unterschiedliche Philosophien.

»Ich treffe mich um halb neun mit Laurie«, verriet Jack ihm. »Wir haben ein Siegerteam«, meldete sich Flash mit seiner extrem tiefen und kräftigen Baritonstimme zu Wort. »Bis jetzt besteht es aus Warren, Spit, Ron und mir. Wenn du deinen Arsch in Rekordzeit hierherbewegst, kannst du unser fünfter Mann sein. Das wird ein echtes Killer-Match.«

»Du bringst mich in Versuchung«, gestand Jack.

»Die Mannschaft, die die laufende Runde gewinnt, bringen wir zur Strecke«, versprach Warren. »Dann gibt's hier eine neue Dynastie. Aber he! Wir wollen dich

natürlich nicht davon abhalten, dich mit deiner Kleinen zu treffen.«

Jack warf einen Blick auf die Uhr und sah sehnsuchtsvoll zum Platz hinüber, wo das Spiel immer noch im Gange war. Er war hin- und hergerissen, aber wenn er auch nur eine Runde mitspielte, würde er unweigerlich zu spät bei Elio's erscheinen. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Tut mir leid. Heute abend kann ich nicht.«

»Natalie gibt auch schon keine Ruhe mehr«, fuhr Warren fort. »Sie will sich unbedingt mit dir und Laurie treffen. Ihr beiden habt euch in der letzten Zeit ganz schön rar gemacht.«

»Ich geb's an Laurie weiter«, versprach Jack, obwohl er, was das Treffen anging, nicht besonders optimistisch war. Zunächst mußte er mal hinter ihr Geheimnis kommen; vielleicht zog sie ja schon bald an die Westküste oder sonstwohin. Der Gedanke, daß sie bald weg sein könnte, jagte ihm einen Schrecken ein.

»He, Kumpel, ist alles okay mit dir?« fragte Warren. Er beugte sich nach vorn und musterte Jack durch den Zaun. »Klar«, erwiderte Jack und bemühte sich, seine Sorgen abzuschütteln.

»Läuft es cool zwischen Laurie und dir?« wollte Warren wissen. »Ihr habt doch nicht etwa Streit, oder?«

»Nein, zwischen uns ist alles cool«, flunkerte Jack. In Wahrheit hatte er im letzten Monat kaum eine Stunde mit Laurie verbracht.

»Ich glaube, du solltest dich so bald wie möglich mal kräftig austoben«, riet Warren. »Du siehst ziemlich verkrampt aus.«

»Du hast recht«, stimmte Jack zu. »Ich müßte mich dringend mal wieder verausgaben. Morgen abend komme ich. Da kannst du Gift drauf nehmen.«

Er verabschiedete sich von seinen Freunden und radelte schräg über die Straße auf seinen Wohnblock zu. Da er sich nicht lange in seiner Wohnung aufhalten würde, schloß er sein Fahrrad ans Treppengeländer vor der Haustür. Dann lief er hinauf und duschte.

Nach der Dusche nahm er ratlos seine begrenzte Garderobe in Augenschein. Er wußte nicht, was er anziehen sollte, und das ärgerte ihn. So etwas war ihm schon lange nicht mehr passiert. Schließlich entschied er sich für das gleiche wie immer: seine Lieblingsjeans, ein blaues Hemd, eine dunkelblaue Krawatte und ein Tweedsakko mit Lederflicken auf den Ellbogen. Er fuhr sich noch einmal kurz mit der Bürste durch sein kurzgeschnittenes Haar, um es dazu zu bewegen, in die richtige Richtung zu fallen; dann lief er wieder hinunter und schloß sein Fahrrad auf.

Er durchquerte den Park ohne jeglichen Zwischenfall. Auf der Fifth Avenue radelte er bis zur 84th Street in Richtung Süden, dann bog er ab, um zur Second Avenue zu gelangen. Das Restaurant war nur ein paar Türen von der Kreuzung entfernt. Mit leicht zitterigen Händen sicherte er sein Fahrrad mit der gebotenen Anzahl von Schlössern. Als er das Lokal betrat, fragte er sich, woher eigentlich seine Nervosität kam.

Elio's war gut besucht. Zu seiner Linken gab es eine kleine Theke, an der sich jede Menge Leute tummelten. Rechts standen Tische, an denen die übliche Fernsehschickeria dinierte. Jack setzte seinen Weg ins Innere des Restaurants fort und hielt nach Lauries vertrautem Gesicht und ihrem glänzenden kastanienbraunen Haar Ausschau, doch er konnte sie nirgends entdecken.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte eine Stimme über den Lärm hinweg. Der schwach anklingende Kehllaut deutete auf einen deutschen Akzent hin.

Jack drehte sich um und sah in das Gesicht des lächelnden Chefkellners.

»Ich nehme an, wir haben einen Tisch reserviert«, sagte Jack.

»Auf welchen Namen?«

»Montgomery, schätze ich«, erwiderte Jack.

Der Mann sah auf seine Liste. »Ja. Hier habe ich Sie. Miss Montgomery ist noch nicht da, aber jemand anders von Ihrer Gruppe wartet bereits an der Theke. Ich habe Ihren Tisch sofort fertig.«

Jack bahnte sich seinen Weg durch die stehenden Gäste und steuerte auf die Theke zu. Lou saß auf einem der hohen Barhocker. Er hielt ein Bierglas in der einen Hand und eine Zigarette in der anderen. Jack stupste ihn am Arm. Lou hob den Kopf und sah ihn an. Er wirkte niedergeschlagen.

»Du machst keinen besonders glücklichen Eindruck«, stellte Jack fest.

Lou drückte zerknirscht seine Zigarette aus. »Ich bin auch nicht glücklich, weil ich mir Sorgen mache um Laurie. Du hast mir heute morgen einen ganz schönen Schrecken eingejagt. Ich war fast den ganzen Tag mit ihr zusammen, da konnte ich unmöglich übersehen, daß sie sich irgendwie seltsam verhielt – als wäre sie wegen irgend etwas total aufgekratzt. Als ich schließlich meinen ganzen Mut zusammengenommen und sie gefragt habe, was mit ihr los sei, hat sie nur gelacht und gesagt, sie zieht weg. Möglich, daß sie einen Job in einer anderen Stadt hat? Ihr Gerichtsmediziner seid gefragt, soviel steht fest.«

Jack konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Er hatte das Gefühl, in einen Spiegel zu sehen, wenn er Lou be-

trachtete, und was er da sah, war jämmerlich. Offenbar hatte der Detective sich mit den gleichen Gedanken gequält wie er.

»Lach mich nur aus«, klagte Lou. »Ich habe es nicht besser verdient.«

»He, ich lache dich nicht aus, sondern über uns beide. Weißt du, daß mir genau das gleiche durch den Kopf gefangen ist? Ich habe mir sogar zurechtgesponnen, wohin sie geht: an die Westküste.«

»Im Ernst?«

Jack nickte.

»Ich weiß nicht, ob ich mich jetzt besser oder schlechter fühlen soll«, seufzte Lou. »Wenigstens leide ich nicht alleine; aber wahrscheinlich heißt das auch, daß wir mit unserer Befürchtung richtig liegen.«

Jack lehnte sich ein wenig zurück, um Lou besser betrachten zu können. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Der Detective war frisch rasiert; seine üblichen schwarzen Bartstoppeln waren nicht einmal andeutungsweise zu erahnen. Sein Haar hatte er mit Gel zurechtgestylt, so daß es stellenweise noch so feucht aussah, als käme er gerade aus der Dusche. Anstelle seiner zerknitterten Sportjacke und der unvermeidlichen zerbeulten Hose trug er einen astrein gebügelden Anzug, ein frisches Hemd und einen neu gebundenen Schlips. Am beeindruckendsten aber war, daß

er seine Schuhe extra poliert hatte. »Oho!« staunte Jack. »Im Anzug! Das ist ja ganz was Neues. Du siehst aus wie ein Magazin-Model – und zwar nicht wie eins aus euren Branchenblättern *True Detective*.«

»Normalerweise trage ich ihn nur zu Beerdigungen«, gestand Lou.

»Ein netter Gedanke«, bemerkte Jack.

»Entschuldigen Sie bitte«, wandte sich der Chefkellner an Jack. »Ihr Tisch ist fertig. Möchten Sie sich setzen, oder wollen Sie noch ein wenig an der Theke stehenbleiben?«

»Wir setzen uns«, entschied Jack auf Anhieb. Er wollte dem Zigarettenqualm so schnell wie möglich entkommen.

Der Tisch befand sich im hintersten Winkel des Restaurants. Da so viele Tische wie möglich in den Raum gequetscht worden waren, erforderte es einiges Geschick, dort hinzugelangen, ohne jemanden anzustoßen. Jack und Lou hatten kaum Platz genommen, als bereits ein Kellner mit einer eisgekühlten Flasche Champagner und zwei Flaschen des nicht gerade billigen Brunello an ihren Tisch kam. Er machte sich sofort daran, die Champagnerflasche zu öffnen.

»Einen Augenblick bitte!« bremste Jack den Mann. »Sie haben sich im Tisch geirrt. Wir haben noch gar nichts bestellt.«

»Sie gehören doch zu der Gruppe Montgomery, nicht wahr?« fragte der Kellner. Er hatte einen altmodischen Schnauzer und sprach mit spanischem Akzent. Elio's war zwar ein italienisches Restaurant, aber bekannt für sein kosmopolitisches Personal.

»Ja, aber ...«, stammelte Jack.

»Die Getränke sind für Sie bestellt«, erklärte der Kellner. Er öffnete die Champagnerflasche, stellte sie zurück in den Eiskübel und entkorkte dann die beiden Weinflaschen.

»Sieht nach einer ziemlich guten Sorte aus«, stellte Jack fest. Er nahm eine der Flaschen und studierte das Etikett.

»Das ist sogar ein exzellenter Wein«, bestätigte der Kellner. »Die Gläser kommen sofort.«

Jack sah Lou an. »Normalerweise trinke ich immer offenen Wein aus der Karaffe.«

»Ich finde das höchst seltsam«, sagte Lou. »Laurie ist doch eigentlich eher ein sparsamer Mensch.«

»Du hast recht«, stimmte Jack ihm zu. Wann immer sie ausgingen, bestand Laurie darauf, für sich selbst zu bezahlen.

Der Kellner kam mit den Gläsern zurück und schenkte ihnen ein. Jack wollte ihn davon abhalten, indem er darauf hinwies, daß sie auf Miss Montgomery warten woll-

ten – doch der Kellner stellte klar, daß er sich an die Anweisungen der Dame halte.

Als der Kellner gegangen war, hob Jack sein Glas. Lou folgte ihm, und sie stießen wortlos an. Jack dachte über einen Trinkspruch nach, doch ihm wollte nichts Witziges einfallen. Also probierten sie den Champagner schweigend.

»Wahrscheinlich ist er gut«, vermutete Lou. »Aber ich bin kein großer Champagnerfan. Meiner Ansicht nach eignet er sich am besten dafür, ihn bei Siegerehrungen zu verspritzen.«

»Ganz meine Meinung«, stimmte Jack ihm zu und nahm einen weiteren Schluck. Im gleichen Moment erblickte er über den Rand seines langstieligen Glases hinweg Laurie. Sie trug einen gutsitzenden schwarzen Samtanzug, der ihre unbestreitbar weiblichen Formen betonte. Ihren Ausschnitt schmückte eine dreireihige Perlenkette. In Jacks Augen sah sie blendend aus, sogar so blendend, daß er sich an seinem Champagner verschluckte.

Jack und Lou sprangen auf. Sie saßen so beengt, daß Lou aus Versehen gegen den Tisch stieß und seinen Champagner verschüttete. Glücklicherweise hielt Jack sein Glas fest in der Hand.

»Was bin ich bloß für ein Trampel!« stöhnte Lou.

Laurie lachte, nahm eine Serviette und wischte den Champagnersee auf. Ein Kellner eilte herbei und half ihr dabei.

»Vielen Dank, daß ihr gekommen seid«, begrüßte Laurie die beiden und gab jedem ein Küßchen auf die Wange.

In diesem Augenblick registrierte Jack, daß Laurie nicht allein war. Hinter ihr stand ein sonnengebräunter Mann mit dunklem Teint, dichtem gewelltem Haar und strahlend weißen Zähnen. Er war kaum größer als Laurie, die gerade mal einen Meter fünfundsechzig maß; aber ihn umgab eine Aura von Selbstsicherheit und Macht. Jack vermutete, daß der Mann etwa so alt war wie er. Er trug einen dunklen Seidenanzug, aus dessen Brusttasche ein helles quadratisches Seidentuch hervorlugte. Neben diesem Anzug wirkte Lous Schmuckstück, als hätte er es in der Ramschabteilung eines Kaufhauses erstanden.

»Ich möchte euch Paul Sutherland vorstellen«, sagte Laurie. Ihre Stimme zitterte, als wäre sie nervös.

Lou schüttelte dem Mann als erster die Hand, dann sagte Jack ihm guten Tag. Als sich ihre Blicke begegneten, hatte Jack Schwierigkeiten zu sagen, wo die Iris im Auge des Mannes aufhörte und wo die Pupille begann. Es kam ihm vor, als blickte er in die Tiefe von zwei schwarzen Murmeln. Pauls Handschlag war fest und resolut.

»Wollen wir uns nicht setzen?« forderte Laurie sie auf.

Paul zog für Laurie eilig einen Stuhl unter dem Tisch hervor. Als Laurie Platz genommen hatten, setzten sich

auch die drei Männer. Der Kellner füllte ihre Champagnergläser. »Okay, ich bringe den Toast aus«, verkündete Laurie. »Auf unsere Freundschaft!«

»Bravo!« rief Paul.

Sie stießen an und tranken.

Danach entstand eine Verlegenheitspause. Jack und Lou hatten keine Ahnung, warum Laurie einen Fremden mitgebracht hatte, und sie trauten sich nicht zu fragen.

»Meine Güte, war das ein hektischer Tag!« beendete Laurie schließlich das Schweigen. »Meinst du nicht auch, Lou?«

»Kann man wohl sagen«, stimmte er ihr zu.

»Ich habe dir doch vorhin von dem Skinhead-Mord erzählt, der Lou und mich den ganzen Tag auf Trab gehalten hat«, wandte Laurie sich an Paul. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, wenn wir ein bißchen fachsimpeln.«

»Überhaupt nicht«, entgegnete Paul. »Ich finde eure Geschichten faszinierend. Bestimmt kennt ihr die alte Fernsehserie über den Gerichtsmediziner. Das war immer meine Lieblingssendung.«

»Paul ist Geschäftsmann«, erläuterte Laurie.

Jack und Lou nickten im Einklang. Jack erwartete eigentlich, von Laurie zu erfahren, in welcher Branche Paul Sutherland tätig war, doch sie wechselte das Thema. »Ich habe heute mehr über gewalttätige ultrarechte

Gruppierungen erfahren, als mir lieb ist, vor allem über rechte Bürgermilizen und Skinheads.«

»Für mich war es völlig neu, daß Musik im Zusammenhang mit der Skinhead-Bewegung so eine große Rolle spielt«, fügte Lou hinzu.

»Was mich am meisten erstaunt und mir eine Riesenangst macht, ist, daß diese Bürgermilizen sich in allen Bundesstaaten organisiert haben«, erklärte Laurie. »Special Agent Gordon Tyrrell geht davon aus, daß in den USA etwa vierzigtausend sogenannte Survivalists auf der Lauer liegen – wobei keiner weiß, worauf sie warten.«

»Ich glaube, sie warten darauf, daß der Staat an seiner eigenen unermesslichen Bürokratie erstickt und in sich zusammenstürzt«, mischte Paul sich ein. »Ähnlich wie ein Neutronenstern. Dann befinden sich die Survivalists nämlich in einer Position, in der sie nicht nur überleben, sondern auch die Macht ergreifen können.«

»Sie sind durchaus bereit, ihrer Sache ein bißchen nachzuhelfen«, fuhr Laurie fort. »Agent Tyrrell behauptet, daß sie es sich jetzt, wo die Sowjetunion nicht mehr den archetypischen Feind darstellt, auf die Fahnen geschrieben haben, den eigenen Staat zu unterminieren und Gewalt auszuüben.«

»Rache zu üben haben sie sich ebenfalls auf die Fahne geschrieben«, ergriff Lou das Wort. »Denkt nur an Timo-

thy McVeigh. Offenbar hat er doch versucht, sich am Staat zu rächen, weil dieser mit den Davidianern im texanischen Waco kurzen Prozeß gemacht hat.«

»Damals habe ich mir noch vorgemacht, Timothy McVeigh sei nur ein einzelner Verrückter«, erklärte Laurie jetzt. »Aber das stimmt nicht. Was ja gerade das Erschreckende ist. Da draußen laufen vierzigtausend potentielle Timothy McVeighs herum. Keiner weiß, wo sie sind und aus welchem Anlaß der nächste zuschlägt.«

»Oder mit welchen Mitteln«, fügte Jack hinzu. »Erinnert ihr euch an den Vortrag von Stan Thornton vom Amt für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen? Es ist durchaus vorstellbar, daß einer von diesen Irren irgendwann eine Massenvernichtungswaffe in die Finger bekommt.«

»Gnade uns Gott, wenn so etwas jemals passiert«, seufzte Laurie.

»Für Gordon Tyrrell stellt sich nicht die Frage, *ob* diese Leute irgendwann über so eine Waffe verfügen«, stellte Lou klar. »Seine Anti-Terror-Einheit fragt sich, *wann* es soweit ist. Man denke nur an all die Atomwaffen der ehemaligen Sowjetunion, deren Verbleib ungeklärt ist.«

»Wollen wir nicht lieber unser Essen bestellen?« bat Laurie und schüttelte den Kopf. »Wenn wir weiter über dieses Thema reden, vergeht mir der Appetit.«

Sie winkten den Kellner herbei, der sofort an den Tisch kam und eine beeindruckende Vielzahl an Spezialitäten aufzählte, während er den restlichen Champagner auf die Gläser verteilte. Als alle bestellt hatten, schlängelte er sich durch die Tische Richtung Küche.

»Ich habe noch eine letzte Frage zu deinem Skinhead-Fall«, wandte sich Jack an Laurie. »Hast du bei der Autopsie irgend etwas entdeckt, das den FBI weiterbringen könnte?« Laurie blickte hilfesuchend Lou an. »Nichts Spektakuläres. Oder was meinst du, Lou?«

»Deine Vermutung, daß die Stichwunden dem Opfer mit einem Messer mit gezahnter Oberkante zugefügt wurden, könnte durchaus weiterhelfen«, führte Lou aus. »Vorausgesetzt natürlich, das Messer taucht auf. Außerdem könnte uns die Kugel weiterbringen, die du ihm aus dem Gehirn gepult hast; aber solange die Ballistiker sie nicht untersucht haben, können wir nicht viel sagen. Daß die Nägel, mit denen der Junge an das Kreuz genagelt wurde, aus Polen stammen, bringt uns jedenfalls nicht weiter. Wie ich herausgefunden habe, sind von den Dingen jede Menge in Umlauf.«

»Dann tappen die Behörden also noch immer im dunkeln, was diese PAA oder People's Aryan Army in unserer Stadt vorhat?«

»Ich fürchte, ja«, lautete Lous Bescheid. »Das einzige Beruhigende ist, daß der Internetaustausch dieser Terror-

gruppe plötzlich versiegt ist. Wir hoffen, das bedeutet, daß sie ihr Projekt aufgegeben haben – was auch immer es gewesen sein mag.«

»Hoffentlich habt ihr recht«, beschloß Jack den Diskurs.

Der Kellner brachte die Vorspeisen und schenkte den Rotwein ein. Für eine Weile konzentrierten die vier sich auf ihr Essen und wechselten nur wenige Worte. Jack warf Laurie verstohlene Blicke zu, doch er schaffte es nicht, Augenkontakt zu ihr herzustellen.

»Erzähl du doch mal von deinem heutigen Fall«, forderte Laurie ihn schließlich auf. »Wie ich gehört habe, soll er ziemlich interessant sein.«

Jack räusperte sich. »Überraschend, würde ich eher sagen. Interessant war er nicht unbedingt. Der Mann ist an Lungenmilzbrand gestorben, auch Anthrax genannt.«

»An Anthrax?« hakte Lou nach. »Das ist doch das Zeug, aus dem Biowaffen hergestellt werden?«

»Genau«, bestätigte Jack. »Aber glücklicher- oder auch unglücklicherweise – je nachdem, von welchem Standpunkt aus man die Sache sieht – liegt diesem Fall etwas viel Langweiligeres zugrunde. Das Opfer war Teppichhändler und hatte gerade eine Sendung Felle aus der Türkei in Empfang genommen, wo die Krankheit verbreitet ist. Wie es scheint, gibt es nur dieses eine Opfer,

und die Felle und Teppiche liegen unangetastet in einem Lager in Queens hinter Schloß und Riegel. Ende der Moritat. Nicht einmal den städtischen Epidemiologen konnte ich zu einer Reaktion bewegen.«

»Na, dem Himmel sei Dank!« bemerkte Laurie.

»Amen«, fügte Lou hinzu.

Schließlich wurden die Hauptgerichte gebracht. Während sie aßen, tauschten sie Belanglosigkeiten aus. Daß der eigentliche Grund ihres Zusammentreffens noch nicht zur Sprache gekommen war, machte Jack immer neugieriger und nervöser. Außerdem empfand er die subtile Vertrautheit zwischen Laurie und Paul als schlichtweg unangebracht. Er störte sich an der Art, wie sie seinen Arm berührte oder wie er ihr mit seiner Serviette die Mundwinkel abtupfte. In seinen Augen waren diese intimen Gesten ziemlich deplaziert, denn die beiden konnten sich noch nicht lange kennen.

Beim Kaffee räusperte Laurie sich schließlich und klopfte zaghaft mit der Gabel an ihr Wasserglas. Paul grinste selbstzufrieden vor sich hin und lehnte sich zurück. Er zeigte unverhohlen, daß die Einladung zu dem geselligen Beisammensein ihn nicht aus der Fassung brachte.

»Ich schätze, ihr fragt euch, warum ich euch heute abend hierherbestellt habe«, begann Laurie.

Nein, der Gedanke wäre mir nie gekommen, grummelte Jack bei sich, während sein Herz zu rasen begann.

»Wie soll ich es euch sagen«, stammelte Laurie und sah Paul an, doch der zuckte nur mit den Achseln, als wolle er absolut alles ihr überlassen.

Raus mit der Sprache, sonst wird mir gleich schlecht! sagte Jack stumm vor sich hin.

»Zunächst muß ich mich wohl bei euch entschuldigen«, fuhr Laurie fort und sah erst Jack an und dann Lou. »Es tut mir leid, daß ich euch heute morgen so früh anrufen mußte. Oder besser gesagt – so früh am Morgen zu eurer Zeit.«

Jack blinzelte irritiert. Er hatte keine Ahnung, was Laurie damit meinte.

»Mein Anruf kam aus Frankreich«, erklärte Laurie. »Paul und ich haben das Wochenende in Paris verbracht und wollten gerade die Concorde zurück nach New York besteigen.« Paul nickte zur Bestätigung, daß sie diesen spontanen Ausflug tatsächlich unternommen hatten.

»Paul hatte geschäftlich in Paris zu tun«, fuhr Laurie fort. »Netterweise hat er mich eingeladen, ihn zu begleiten. Es war ein Super-Wochenende.« Sie sah ihn an und streckte ihre rechte Hand nach ihm aus. Er umklammerte sie liebevoll.

Jack grinste mit zusammengebißenen Zähnen. Auf einmal sah er Paul mit ganz anderen Augen. Er war ein hinterli-

stiger Kerl, der Laurie mit seiner überkandidelten, protzigen Wochenendeinladung nach Paris für sich gewonnen hatte.

»Es gab dort auch eine Überraschung für mich«, ergänzte Laurie.

Sie zog ihre linke, zur Faust geballte Hand unter dem Tisch hervor, wo sie sie während des gesamten Abendessens diskret versteckt hatte, und legte sie auf die Tischdecke. Dann streckte sie den Arm aus, öffnete dramatisch die Faust und spreizte ihre Finger.

Jack und Lou glaubten ihren Augen nicht zu trauen. An ihrem Ringfinger glitzerte ein Diamant, der ihnen so groß wie ein Golfball vorkam. Er schien sämtliches Licht aus dem Raum anzuziehen und es mit blendender Intensität wieder abzustrahlen.

»Ihr heiratet«, stellte Lou so düster fest, als würde er eine bevorstehende Katastrophe beschreiben.

Laurie und Paul glaubten, er sei von Ehrfurcht ergriffen – und nicht etwa schockiert.

»Sieht ganz so aus«, entgegnete Laurie mit einem Lächeln. »Ich habe Paul zwar noch nicht endgültig mein Jawort gegeben, aber wie ihr seht, habe ich seinen Ring angenommen. Wir haben noch nicht einmal unsere Eltern eingeweiht. Ihr seid die ersten, die es erfahren.«

»Wir fühlen uns geschmeichelt«, brachte Jack hervor, während er sich das Hirn zermarterte, wie es zu dieser über-

raschenden Wende hatte kommen können. Er hatte Laurie für viel zu reif gehalten, als daß sie sich zu einem solch, wie er fand, pubertären Verhalten hinreißen lassen würde.

»Es hat uns überkommen wie ein Wirbelwind«, kicherte Laurie und sah Paul an, damit er ihren Worten zustimmte. »Ich würde eher sagen, ich habe Laurie im Sturm erobert«, entgegnete Paul und grinste lasziv.

In der folgenden halben Stunde berichteten Laurie und Paul begeistert von all den romantischen Dingen, die sie im vergangenen Monat unternommen hatten. Jack und Lou reduzierten sich darauf, in den passenden Augenblicken zu nicken und ihr falsches Grinsen beizubehalten.

Als ihnen die Geschichten ausgingen, stand Paul auf und entschuldigte sich. Laurie sah ihm nach, während er in Richtung Toilette verschwand. Dann wandte sie sich ihren beiden alten Freunden zu und seufzte.

»Ist er nicht großartig?« fragte sie.

Jack und Lou begannen im Chor zu antworten und überließen dann großzügig dem jeweils anderen das Wort.

»Was ist denn los mit euch?« fragte Laurie. »Wollt ihr mich auf den Arm nehmen?« Ihr verklärtes Lächeln schwand dahin.

»Wir waren nicht darauf vorbereitet, deinen Zukünftigen kennenzulernen«, gestand Jack schließlich. »Wir

dachten, daß du ein Jobangebot in einer anderen Stadt hast und wegziehen würdest. Daß du heiraten willst, wäre uns nie in den Sinn gekommen.«

»Und warum nicht?« fragte Laurie entrüstet. »Das klingt wie eine Beleidigung. Bin ich dafür zu alt, oder was?«

»So habe ich es nicht gemeint«, erwiderte Jack kläglich.

»Wie lange kennst du ihn schon?« wollte Lou wissen.

»Seit einem guten Monat«, erwiderte Laurie. Sie hatte das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen. »Das ist nicht lange, ich weiß. Aber ich finde es nicht so dramatisch. Paul ist intelligent, warmherzig, großzügig, selbstsicher und bereit, eine Bindung einzugehen – alles das zählt! Am tollsten finde ich, daß er soviel Vertrauen in unsere Beziehung hat, daß er sich ernsthaft binden will.«

Jack und Lou fühlten sich unwillkürlich an den Pranger gestellt.

»Ich kann es kaum fassen«, staunte Laurie. »Von euch beiden hätte ich eigentlich am ehesten erwartet, daß ihr euch für mich freut.«

»In welcher Branche arbeitet dein Zukünftiger?« erkundigte Jack sich.

»Was ist das denn für eine Frage?« fragte Laurie zurück.

»Bloß Routine, mehr nicht«, sagte Jack vorsichtig.

»Um die Wahrheit zu sagen – ich weiß es nicht«, gestand Laurie. »Aber es ist mir auch egal. Schließlich interessiere ich mich für ihn und nicht dafür, womit er sein Geld verdient. Ihr Männer seid einfach unmöglich.«

»Haben deine Eltern ihn schon kennengelernt?« fragte Lou. »Natürlich«, erwiderte Laurie. »Durch sie bin ich Paul überhaupt erst begegnet.«

»Wie schön«, brachte Lou hervor.

Laurie lachte freudlos auf. »So habe ich mir den Abend nun wirklich nicht vorgestellt.«

Jack und Lou wußten nicht so recht, was sie darauf erwidern sollten. Glücklicherweise kam Paul zu ihrer Rettung von der Toilette zurück. Er war bester Laune und ahnte nicht im geringsten, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Als er sich wieder setzen wollte, stand Laurie auf.

»Wir sollten jetzt gehen«, schlug sie vor.

»Wollen wir nicht noch ein bißchen bei einem Drink an der Theke weiterplaudern?« fragte Paul.

»Ich glaube, wir hatten alle genug«, erwiderte Laurie. »Oder um es mit Jacks Worten zu sagen – morgen ist Schule, und wir müssen alle früh raus.«

Jack versuchte, sich ein Lächeln abzuringen. Er hatte Laurie enttäuscht und fühlte sich erbärmlich. »Ich wün-

sche euch alles Gute«, sagte er mit gequält vorgetäuschter Euphorie und sprang auf. »Zur Feier des Tages schla-ge ich vor, daß Lou und ich die Rechnung übernehmen.«

»Schon erledigt«, stellte Paul mit überheblicher Miene klar. »Den Abend haben wir arrangiert.«

»Ich möchte lieber selber zahlen«, wandte Jack ein. »Das finde ich passender.«

»Blödsinn«, entgegnete Paul und schüttelte Jack und Lou die Hand. »Hat mich sehr gefreut, die beiden besten Freunde von Laurie kennenzulernen. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie oft sie über Sie spricht – und immer nur gut. Da könnte man glatt eifersüchtig werden.«

»Bis morgen im Institut«, verabschiedete sich Laurie. Dann wandte sie sich um und bahnte sich ihren Weg durch das überfüllte Restaurant. Paul winkte zum Abschied und eilte hinter ihr her.

Jack sah Lou an. »Was willst du jetzt machen?«

»Nach Hause gehen und mich erschießen«, ächzte Lou.

»Darf ich dir Gesellschaft leisten?« fragte Jack.

Die beiden sanken tief in ihre Stühle. Jack war geschockt. Daß Laurie heiraten würde, war noch viel schlimmer, als wenn sie ihren bevorstehenden Umzug verkündet hätte. Anstatt bloß an die Westküste zu gehen, siedelte sie gleich auf einen anderen Planeten über. Ihre Offenbarung hatte ihn aber noch in anderer Hinsicht auf-

geschreckt. Er mußte sich eingestehen, daß er seine eigene Zukunft geflissentlich verdrängt hatte. Das Gefühl, am Tod seiner Familie mitschuldig zu sein, nagte immer noch so sehr an ihm, daß es ihn daran hinderte, sich eine glückliche Zukunft herbeizuwünschen. Deshalb fiel es ihm auch so schwer, sich zu binden.

Lou stützte den Kopf in die Hände. Er war vollkommen niedergeschmettert. »Ich habe schon öfter befürchtet, daß Laurie heiraten könnte«, gestand er. »Allerdings hatte ich dabei immer dich als Bräutigam im Visier.«

»Mich?« fragte Jack überrascht. »Dabei hatte ich immer einen Horror davor, daß sie dich heiraten würde! Immerhin hat sich zwischen euch mal etwas angebahnt, bevor ich aufgekreuzt bin.«

»Darüber hättest du dir wirklich keine Sorgen machen müssen«, entgegnete Lou. »Es sollte leider nicht sein. In der kurzen Zeit, in der wir uns etwas nähergekommen sind, habe ich alles vermässelt. Immer wenn sich auch nur der kleinste Konflikt anbahnte, habe ich Angst gehabt, daß sie mich in die Wüste schicken würde, und mich wie ein Arschloch benommen. Damit habe ich uns beide verrückt gemacht. Wir haben lange darüber geredet. Als sie heute abend erwähnt hat, daß Selbstvertrauen ihrer Meinung nach ein wichtiges Persönlichkeitsmerkmal ist, war das eine Anspielung auf mich.«

»Und ihre Bemerkung über die Bereitschaft, eine feste Bindung einzugehen, war eine Empfehlung an mich«, fügte Jack hinzu.

»War das das Problem zwischen euch beiden?« fragte Lou. »Ich habe mich immer gefragt, warum es mit euch nicht klappt. Ihr seid doch wie füreinander geschaffen. Ihr kommt aus dem gleichen Milieu, habt beide Schickimicki-Schulen besucht und so weiter und so fort.«

»Zum Teil«, erwiderte Jacke. »Aber ich habe so einen Knacks weg, daß ich selber nicht genau weiß, warum es nicht klappt.«

»Es ist eine Katastrophe!« stöhnte Lou. »Für dich und für mich. Wenn sie sich für dich entschieden hätte, hätte ich wenigstens mit euch beiden befreundet bleiben können. Aber wenn sie diesen Armleuchter heiratet, bin ich außen vor. Ich habe mir immer ausgemalt, daß Laurie und ich gute Freunde bleiben, auch wenn sie mal heiratet. Aber als ich eben diesen Riesenklunker an ihrem Finger gesehen habe, ist mir schlagartig klargeworden, daß ich mir das wohl besser aus dem Kopf schlage.«

»Und ich habe, verschoben wie ich bin, darauf gehofft, daß einfach immer alles so bleibt, wie es ist«, erklärte Jack.

Lou nickte und fragte nach einer kurzen Denkpause: »Was hältst du von diesem Typen?«

»Er ist ein Hinterfotz!« platzte es aus Jack heraus. »Aber vermutlich bin ich nicht objektiv – aus Eifersucht. Es hat mich fast zur Weißglut gebracht, wie sie sich ständig befummelt haben.«

»Ist mir auch mächtig auf den Geist gegangen«, stimmte Lou ihm von Herzen zu. »Als wären sie dreizehn und würden gleich zum ersten Mal knutschen. Einfach ekelhaft! Aber ich bin wahrscheinlich ebenso voreingenommen wie du. Außerdem geht mir das alles viel zu schnell. Man könnte meinen, der Kerl wäre hinter ihrem Geld her – dabei hat sie ja gar keins. Kann aber auch sein, daß nur der zynische Detective aus mir spricht.«

Jack schüttelte niedergeschlagen den Kopf. »Wir können noch ewig hier rumsitzen und uns den Kerl schlechtreden – Tatsache bleibt, daß er wesentlich spontaner ist als wir und mehr Kohle hat. Ein Wochenendtrip nach Paris! So etwas käme mir nie in den Sinn. Ich müßte die ganze Zeit daran denken, was mich der Spaß kostet, und das würde mich so verrückt machen, daß ich wahrscheinlich unausstehlich wäre.«

»Wenn ich sehe, wie manche Leute mit ihrem Geld um sich schmeißen, könnte mir schlecht werden«, tutete Lou in dasselbe Horn. »Ich persönlich bin froh, wenn nach Abzug der Unterhaltszahlungen für meine beiden Kinder noch ein paar Dollar für mich übrigbleiben.«

»Kann es vielleicht sein, daß du neidisch bist?« fragte Jack. Lou schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Ich muß ins Bett. Sonst rafft mich der Weltschmerz noch vollends dahin. Außerdem habe ich schon seit zwei Nächten nicht mehr geschlafen.«

»Ich mache mich auch auf den Weg«, sagte Jack.

Die beiden quetschten sich an den Tischen vorbei. Die festliche Atmosphäre, die in dem Restaurant herrschte, drückte ihre Stimmung auf den Nullpunkt.

8. KAPITEL

Montag, 18. Oktober, 22.15 Uhr

Nachdem Curt und Steve gegangen waren, begab Yuri sich hinunter in sein geliebtes Labor. Als erstes reparierte er den Schaden, den Connie beim Aufbrechen der Vorhängeschlösser angerichtet hatte. Um auf Nummer Sicher zu gehen, verstärkte er die Konstruktion mit am Türrahmen befestigten Winkeln aus massivem Stahl, anstatt einfach nur die herausgerissenen Schrauben zu ersetzen. Ein künftiger Eindringling würde jedenfalls etwas Stabileres als eine Brechstange benötigen, wenn er die Schlösser das nächste Mal knacken wollte.

Während er arbeitete, dachte er über den beunruhigenden Besuch von Curt und Steve nach. Er konnte es gar nicht fassen, daß die beiden so sauer auf ihn waren; am wenigsten verstand er, warum sie sich so darüber geärgert hatten, daß er bei der Feuerwache aufgekreuzt war. Die Erklärung, daß er als Ausländer mit russischem Akzent angeblich für zuviel Aufsehen sorgte, klang an den Haaren herbeigezogen. Dafür war New York eine viel zu kosmopolitische Stadt. Jeder zweite Bewohner sprach mit Akzent.

Irgendwie hatte er das Gefühl, daß es noch einen anderen Grund gab, warum sie ihn auf der Wache nicht sehen wollten. Er wußte zwar nicht welchen, aber er fühlte sich unbehaglich. Zum ersten Mal fragte er sich, wie Curt und Steve überhaupt zu ihm standen. Daß die beiden jede Menge Vorurteile hatten, war ihm nicht neu; doch auf einmal ging ihm durch den Kopf, daß sie vielleicht auch ihm gegenüber voreingenommen waren. Wenn das zutraf, waren sie nicht die Freunde, für die er sie gehalten hatte.

Die zweite Sache, wegen der die beiden sich so aufgeregt hatten, nämlich daß Connie schwarz war, erschien ihm ebenso mysteriös. Nicht daß er sich über ihre Voreingenommenheit gewundert hätte. Er wußte sehr wohl, daß Curt und Steve rassistisch und intolerant waren. Aber wirklich überrascht hatte ihn die Heftigkeit ihrer Wut. Ihr Zorn war ihm so unverhältnismäßig vorgekommen, daß er Steves pseudoreligiöse Erklärung nicht für bare Münze nehmen konnte. Weder Curt noch Steve hatte je durchklingen lassen, daß sie religiös waren.

Schließlich kam dann noch der Streit um den Schädlingsbekämpfungswagen und den Aerosol-Vernebler dazu. Yuri verstand nicht, warum sie ihm das Fahrzeug nicht längst besorgt hatten. Es ging doch um einen wichtigen Bestandteil ihrer Vereinbarung. Ohne den Wagen

konnte er seinen Part der Operation nicht durchführen. Er benötigte unbedingt einen Zerstäuber, und dieser mußte darüber hinaus mobil sein. Eine fixe Quelle wäre nicht annähernd so wirksam.

Bevor er sich an die Reparatur der Innentür machte, zog er den Schutzanzug an und öffnete das Ventil des Druckluftzylinders. Im Gegensatz zu der beim Tauchen verwendeten Art von Regler sorgte seiner dafür, daß ein konstanter Luftstrom in den Anzug geblasen wurde, um zu verhindern, daß irgendwelche Partikel aus der Umgebung eindringen konnten.

Im Schutzanzug zu arbeiten war wesentlich anstrengender und ziemlich schweißtreibend; aber Yuri störte sich nicht daran, auch wenn er langsamer vorankam. Schließlich wußte er, wie riskant es war, auf den Anzug zu verzichten.

Als auch die Innentür wieder in Ordnung war, widmete er sich der Fermentationsanlage mit dem *Clostridium botulinum*. Er testete die Bakterienkonzentration und war wieder einmal enttäuscht. Die Kultur gedieh viel zu langsam, und er hatte nicht die geringste Ahnung, warum. Seiner Meinung nach hatte er sich strikt an die Bedingungen gehalten, unter denen die Kultur ein Jahrzehnt zuvor in der sowjetischen Biowaffenfabrik so erfolgreich angezüchtet worden war. Damals hatten seine Kollegen

und er genau ausgetüftelt, bei welchen Gegebenheiten die Kultur optimal gedieh und ein Maximum des Toxins produzierte.

Ihm fiel nur eine mögliche Erklärung ein: Irgendwie mußte Luft in den Fermenter gelangen. *Clostridium botulinum* war eine Bakterie, die ohne Sauerstoff gedieh. Dementsprechend hatte Yuri anstelle von Luft nur Kohlendioxid an die Kultur gelassen. Womöglich war der Kohlendioxidzylinder, den Curts Leute ihm besorgt hatten, nicht in Ordnung. Leider konnte er nicht prüfen, ob es wirklich an dem Zylinder lag; denn wenn er einen neuen anforderte, würden sie zuviel Zeit verlieren.

Er bückte sich und kontrollierte die Temperatur im Inneren des Fermenters. Sie lag ein paar Grad unter dem optimalen Wert. Er stellte den umfunktionierten Wasserthermostat neu ein und erhob sich. Die zu niedrige Temperatur förderte das Gedeihen der Kultur mit Sicherheit nicht, aber die Ursache für das extrem langsame Wachsen konnte auch darin nicht liegen.

Er dachte über Curts Vorschlag nach, die Produktion in dem *Clostridium*-Fermenter auf Anthrax umzustellen, um künftig in beiden Anlagen Anthraxsporen heranzuzüchten. Er mußte zugeben, daß die Idee einiges für sich hatte. Nur so würde er imstande sein, innerhalb des besprochenen Zeitrahmens für beide Anschläge ausrei-

chend Kampfstoff herzustellen. Allerdings waren die Stilllegung des Clostridium-Fermenters und die Umstellung der Produktion alles andere als einfach. Außerdem plagte ihn im Moment eine andere Sorge: Connie.

Er ging zu seiner Haubenkonstruktion und stellte den Ventilator an. Dann steckte er seine bereits behandschuhten Hände in ein weiteres Paar dicke Gummihandschuhe, die in die Glasfront der Haube eingearbeitet waren, und griff vorsichtig nach dem Becher, in dem sich das frisch produzierte Botulinustoxin befand. Er kippte einen Teil des Pulvers in ein Reagenzröhrchen.

Für die Konzentration und Reinigung des Toxins bediente er sich der Ausfällungsmethode mittels Säure. Nachdem er das Toxin noch einmal in einer wässrigen Pufferlösung aufgeschwemmt hatte, fällte er es mit Ammoniumsulfat aus und gewann auf diese Weise eine kristalline Mischung aus reinem Toxin und einem stabilisierenden Protein. Anschließend trocknete er das Toxin und erhielt ein feines Pulver.

Wenn Yuri mit Botulinustoxin hantierte, machte er sich weniger Sorgen um seine Sicherheit als bei der Arbeit mit Anthraxsporen. In der Sowjetunion hatte er sich zwar gegen beide Erreger impfen lassen; aber was seine Immunität anging, war er bei dem Toxin zuversichtlicher als bei den Anthraxsporen.

Nachdem er das Glasröhrchen dicht verschlossen und es von außen gesäubert hatte, holte er es unter der Haube hervor. Dann begann er mit der ersten Phase seiner Desinfektion und Dekontaminierung: Er stellte sich unter eine Dusche und ließ sich aus einem Plastikbehälter mit Chlorlauge berieseln.

Anschließend verließ er das Innere des Labors und widmete sich akribisch der zweiten Phase der Dekontaminierung: Er besprühte sich mit noch mehr Chlorlauge und duschte ein weiteres Mal. Dann erst zog er seinen Schutzanzug aus, stellte die Druckbelüftung aus und hängte Anzug und Luftflasche an die entsprechenden Haken. Vorsichtig trug er das Reagenzröhrchen hinauf in die Küche und versteckte es hinter dem Geschirrschrank.

Sich gegen den unvermeidlichen nächsten Ehezwist wappend, öffnete er die Schlafzimmertür seiner Frau. Connie lag wie immer auf dem notdürftig geflickten Bett und sah fern. Daß die Matratze und die Sprungfedern auf dem Boden lagen, schien sie nicht zu stören.

»Was willst du?« fauchte sie ihn an. Sie drückte sich eine eisgekühlte Kompresse gegen ihr geschwollenes linkes Auge. »Pizza bestellen«, erwiderte Yuri. »Ich wollte dich fragen, ob du auch Hunger hast.«

Connie nahm die Eiskompresse vom Auge und sah ihn entgeistert an. »Was ist denn mit dir los?« fragte sie sar-

kastisch. »Es hat dich doch noch nie interessiert, ob ich Hunger habe.«

»Ich habe ein schlechtes Gewissen«, erklärte Yuri. »Weil ich dich geschlagen habe.« Er gab sich alle Mühe, aufrichtig zu klingen. »Es tut mir leid.«

»Leck mich am Arsch!« entgegnete Connie. »Wenn du das sagst, um deinen Fernseher zurückzukriegen, bist du schief gewickelt.«

»Ich will den Fernseher gar nicht zurückhaben«, korrigierte Yuri. »Tut mir leid, daß ich deinen kaputtgemacht habe. Ich war vollkommen außer mir.«

»Was willst du dann?«

»Du scheinst mich nicht zu verstehen!« Yuri tat zerknirscht. »Das Labor im Keller ist mir nun mal wichtig.«

»Darauf bin ich auch schon gekommen. Schließlich verbringst du jede freie Minute da unten.«

»Es ist mein Fahrschein nach draußen, raus aus diesem Elend«, erläuterte Yuri. »Unser Fahrschein, meine ich.«

Connie stellte den Fernseher leise und stützte sich auf einen Ellbogen. »Was erzählst du da?«

»Ich versuche, wieder in der Mikrobiologie Fuß zu fassen«, fuhr Yuri fort. »Aber damit mir das gelingt, muß ich mich ein bißchen vorbereiten und beweisen, daß ich noch etwas von meinem Fach verstehe. Vielleicht finde ich dann endlich einen vernünftigen Job.

Ich habe keine Lust, den Rest meines Lebens Taxi zu fahren.«

»Und was für eine Art Job schwebt dir vor?«

»Irgendwas im Bereich der Mikrobiologie«, sagte Yuri. »Die beiden Männer, die eben da waren, haben mir geholfen; aber jetzt machen sie sich Sorgen. Es ist strafbar, in einem Privathaus ein Labor wie meins einzurichten, und wenn ich Ärger bekomme, kriegen sie auch welchen.«

»Ich dachte, du müßtest noch mal die Schulbank drücken, um wieder mit Bakterien arbeiten zu können.«

»Nicht, wenn ich etwas bewerkstellige, das beweist, daß ich qualifiziert bin«, stellte Yuri klar. »Wenn ich es schaffe und einen guten Job ergattere, können wir noch einmal neu anfangen. Dann gehen wir wieder aus, so wie früher.«

»Wer's glaubt, wird selig.«

»Wart's ab«, versprach Yuri. »Willst du nun eine Pizza oder nicht?«

»Okay, warum nicht«, erwiderte Connie. »Peperoni und Anchovis. Und vergiß nicht ein Pfund Walnußsahneis zum Nachtisch.«

»Okay«, sagte Yuri. Er nötigte sich ein Lächeln ab und schloß die Tür. Eins war so sicher wie das Amen in der Kirche: Diese Frau ließ sich durch nichts den Appetit verderben. Daß sie auch noch Eiskrem verlangt hatte,

kam ihm ganz gelegen. Für das Botulinustoxin war Eis wahrscheinlich ein besser geeignetes Medium; vor allem konnte er absolut sicher sein, daß sie den ganzen Topf wegputzen würde.

Er ging zum Wandtelefon in der Küche und rief den Pizzadienst von Brighton Beach an. Zuerst gab er Connies Bestellung auf, dann orderte er für sich selbst eine normale Pizza mit Mozzarella, Tomaten und Basilikum. Als er gerade auflegen wollte, ergänzte er seine Bestellung noch um einen Salat und einen Kaffee. Die Nacht konnte lang werden.

Die Zeit verstrich, und Yuri ging in der Wohnung auf und ab. Er wurde immer nervöser. Obwohl er Curt gegenüber so selbstsicher getan hatte, war er sich keineswegs im klaren, was genau passieren würde, wenn Connie das Toxin zu sich genommen hatte. Das Problem war, daß er keine Ahnung hatte, wie hoch die Dosierung sein mußte. Er konnte ihr einfach nur ein bißchen ins Eis mischen und dann das Beste hoffen. Auf jeden Fall mußte er ihr lieber zuviel als zuwenig verpassen. Wenn es Connie nur schlechtgehen und jemand Verdacht schöpfen würde, daß ein bakterieller Erreger im Spiel war, würde er mitsamt seinem Kellerlabor unweigerlich auffliegen.

Als es an der Tür klopfte, fuhr er vor Schreck zusammen. Aus Angst vor Ärger lugte er vorsichtig durch die

Jalousien und war erleichtert, als er den Jungen vom Pizzadienst sah. Er öffnete die Tür, bezahlte und nahm die Pakete entgegen. Die beiden Pizzen befanden sich in einer Isolierverpackung und waren so heiß, daß er sie kaum anfassen konnte.

Er schob die Fast-food-Hüllen beiseite, die Connie auf dem Tisch zurückgelassen hatte, und stellte die Pizzaschachteln und die Tüte mit dem Salat, dem Kaffee und dem Eis ab. Das Eis interessierte ihn am meisten. Er nahm es aus der Tüte und stellte es auf die Küchentheke. Der Becher gab ein bißchen nach. Im Gegensatz zu den Pizzen war das Eis nicht in einer Isoliertasche geliefert worden.

Dann huschte er auf Zehenspitzen zu Connies Schlafzimmer und preßte sein Ohr gegen die Tür. Er hörte den Fernseher klar und deutlich. Wahrscheinlich lag sie immer noch fett und träge auf dem Bett.

Er ging zurück in die Küche und bemühte sich, den Eisbecher zu öffnen, ohne den Deckel zu beschädigen. Als er es geschafft hatte, überlegte er, wie er mit dem Toxin umgehen sollte. Wenn er es in einer Portion hineinschüttete, fürchtete er, daß Connie es womöglich schmecken und sofort wieder ausspucken würde. Nachdem er alle in Betracht kommenden Möglichkeiten erwogen hatte, nahm er ein Schälchen und füllte einen Großteil der Eiskrem hinein. Dann holte er das Reagenz-

glas hinter dem Schrank hervor, hielt die Luft an und streute den todbringenden Stoff auf das Eis.

»Ach, was soll's!« flüsterte er vor sich hin und klopfte auch noch den Rest dazu. Insgesamt gab er nur eine kleine Prise des Pulvers in die Eiskrem – aber wenn das Toxin so tödlich war, wie er hoffte, war es eine hohe Dosis. Vermutlich hoch genug, um ganz Brighton Beach auszulöschen.

Er spülte das Röhrchen aus und ließ das Wasser lange laufen. Danach rührte er das Eis, so gut es ging, mit einer Gabel durch und beförderte es mit einem Löffel zurück in den Originalbecher. Seltsamerweise erwies sich dies als äußerst schwierig, denn das Eis schien sich auf wundersame Weise vermehrt zu haben. Schließlich hatte er es geschafft und alles in den Becher zurückgeschaufelt. Er verschloß ihn mehr schlecht als recht.

Beim Reinigen des Schälchens schwor er sich, es nie wieder zu benutzen. Wenn die Nacht vorüber war, würde er es zusammen mit der Gabel in den Müll werfen.

Nachdem er sich gründlich die Hände gewaschen hatte, nahm er einen Löffel aus der Schublade. Mit dem Eisbecher in der einen und der Peperonipizza-Schachtel in der anderen Hand steuerte er Connies Zimmer an.

»Das hat ja eine Ewigkeit gedauert«, beschwerte sich seine Frau, als er die Tür öffnete.

»Wo willst du essen?« fragte er.

»Stell es hier neben mich«, erwiderte Connie, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden.

Yuri bückte sich und stellte die Essenspackungen auf den Vorleger. Er legte den Löffel auf den Eisbecher und richtete sich wieder auf. In diesem Augenblick sah Connie zur Seite. »He – das Eis will ich doch nicht jetzt«, blaffte sie.

»Was soll das heißen?« fragte Yuri erschrocken.

»Stell es in den verdammten Kühlschrank!« fuhr sie ihn an. »Ich esse es, wenn ich mit der Pizza fertig bin. Sonst schmilzt es.«

»Okay«, atmete Yuri erleichtert auf. Er hob den Becher mitsamt dem Löffel auf und ging zur Tür. »Ruf mich, wenn du es haben möchtest, ja?«

Connie warf den Kopf zur Seite und musterte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen. »Was ist heute los mit dir? So nett bist du ja noch nie gewesen.«

»Ich hab's dir doch eben schon gesagt«, gab sich Yuri reuevoll. »Ich habe ein schlechtes Gewissen.«

»Schade, daß du nicht öfter ein schlechtes Gewissen hast«, murmelte Connie.

Yuri ging zurück in die Küche. Ein paar Flüche über seine Frau vor sich hinmurmeln, stellte er den Eisbecher in den Kühlschrank. In seinen Schläfen pochte es. Er

brauchte dringend ein Glas Wodka. Es würde eine lange Nacht werden, aber das hatte er ja schon befürchtet.

»Okay, jetzt haltet mal alle den Mund!« brüllte Curt der disziplinlosen Bande zu. Er hatte eine Zusammenkunft der People's Aryan Army einberufen, und sie hatten sich im Billardzimmer der White Pride Bar versammelt. Jeff Connolly, der Eigentümer der Kneipe, war ein alter Bekannter von Curt. Er galt zwar nicht als offizielles Mitglied der Gruppe, stand den Anschauungen der PAA aber sehr wohlwollend gegenüber: Auch er war gegen die Regierung, gegen Schwarze, gegen Juden, gegen Latinos, gegen Einwanderung, gegen Frauenrechte, gegen die NAFTA, gegen Abtreibung und gegen Schwule. Wann immer die PAA zusammenkommen wollte, war er nur zu gern bereit, seinen Billardraum zur Verfügung zu stellen.

Auf Curts Drängen wurde die Zusammenstellung der Gruppe absolut geheimgehalten. Es gab keine Mitgliedsausweise und erst recht keine Mitgliederverzeichnisse. Er hielt seine Leute an, nie den Namen PAA zu benutzen – obwohl Steve und er ihn verwendeten, wenn sie über das Internet mit anderen Bürgermilizen kommunizierten. Darüber hinaus fand jegliche Kommunikation ausschließlich mündlich von Mitglied zu Mitglied statt. Um die Versammlung an diesem Abend einzuberufen,

hatte es weder Telefonate noch schriftliche Mitteilungen gegeben. Die Mitglieder mußten sich untereinander informieren, was allerdings nicht besonders schwierig war, da die meisten ohnehin jeden oder zumindest jeden zweiten Abend in der White Pride Bar vorbeikamen. Curt hatte acht Skinheads rekrutiert mit Methoden nach Art von Tim Melcher. Er hatte sich in einer der vielen Skinhead-Kneipen in der näheren Umgebung einen Teenager herausgepickt und eine Unterhaltung mit ihm angefangen – wobei die Unterhaltung eher einer Inquisition geglichen hatte. Wann immer Curt den Eindruck gewann, daß seine Ansichten auf fruchtbaren Boden fielen, fing er an, seine Ideologie rüberzubringen. Da die Skinheads geradezu darauf brannten, sich zu organisieren und ihren Hang zur Gewalt auf irgendein Ziel zu konzentrieren, hatte Curt leichtes Spiel. Darüber hinaus war er bestens über ihre internen Kämpfe und ihre Ressentiments im Bilde, was ihn in die Lage versetzte, ihre pubertären Vorurteile und Haßgefühle erst richtig anzufachen.

Allerdings war es keineswegs einfach, eine derartige Gruppe auch nur einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Viele Mitglieder waren dumm, genau wie Yuri, und hatten keinerlei Gespür für Sicherheitsaspekte. Daß sie es Brad Cassidy ermöglicht hatten, der Gruppe beizutreten, nachdem dieser ein paar Mitglieder direkt angesprochen

hatte, war ein schlagendes Beispiel. Sie hatten ihm seine Geschichte vertrauensselig abgekauft. Bis auf Curt natürlich. Ihm kam es grundsätzlich verdächtig vor, wenn jemand nicht aus der näheren Umgebung war. Zum Glück konnte niemand in die Gruppe aufgenommen werden, ohne sein Verhör zu passieren. Als er Brad schließlich ins Gebet genommen hatte, hatte dieser sich in etliche Widersprüche verstrickt. Curt hatte ihn ein bißchen mit dem Messer kitzeln und einen langen Klavierdraht zum Einsatz bringen müssen, bis die wahre Geschichte ans Licht gekommen war. Brad Cassidy war ein Spitzel des FBI.

Ein weiteres Problem bestand darin, daß die Gruppenmitglieder förmlich danach lechzten, Gewalt auszuüben – ein Zug, den Curt in die richtigen Bahnen lenken mußte. Zuerst hatte er geglaubt, ihren Drang allein dadurch zufriedenstellen zu können, daß er zwischen einigen gemeinsamen Aktionen, die nicht gegen das Gesetz verstießen, mit ihnen über strafbare Gewalttaten schwadronierte. Doch wie sich schnell herausstellte, genügte es ihnen nicht, nur zu reden. Daher mußte Curt gelegentlich Konflikte mit den Behörden riskieren und es seinen Rekruten erlauben, andere Gegenden von Brooklyn oder sogar Manhattan unsicher zu machen und jemanden aufzuspüren, den sie zusammenschlagen konnten.

Auch die Kleidung und die Tattoos gingen Curt auf die Nerven. Er versuchte immer, sie dazu zu bewegen, weniger extreme Outfits zu tragen, und argumentierte, daß sie lieber ihre Taten für sich sprechen lassen sollten. Wenn sie nicht so auffielen, versuchte Curt sie zu überzeugen, könnten sie wesentlich effektiver agieren. Aber er hätte genausogut gegen eine Wand reden können. Aus irgendeinem Grund fanden sie rasierte Köpfe, T-Shirts, Nazi-Embleme und schwarze Springerstiefel absolut klasse und ließen sich durch nichts in der Welt davon abbringen.

»He, Jungs!« rief Steve. »Alle mal herhören! Curt hat euch etwas zu sagen.«

Kevin Smith und Luke Benn richteten sich vom Billardtisch auf. Sie ließen ihre Billardstöcke auf den Boden krachen und nahmen stümperhaft Haltung an. Stew Manson, der sich gerade mit Clark Ebersol und Nat Jenkins stritt, schwankte, als er sich Curt zuwandte. Er kippte seit acht Uhr ein Bier nach dem anderen in sich hinein und kapierte nichts mehr. Mike Compisano, Matt Sylvester und Carl Ryerson sahen von ihrem ungezügelten Kartenspiel auf. Mit seinem auf der Stirn prangenden Hakenkreuz-Tattoo stach Carl selbst unter seinesgleichen hervor.

»Wir haben heute abend eine Aufgabe zu erledigen!« rief Curt. »Eine Aufgabe, die Raffinesse erfordert, wobei

ich mir nicht sicher bin, ob alle von euch verstehen, was ich damit meine.«

Einige lachten bierselig auf.

»Wir bleiben auf Long Island«, fuhr Curt fort. »Genauer gesagt fahren wir raus in die Hamptons. Wir klauen einen Pickup.«

»Dafür müssen wir doch nicht in die Hamptons rausfahren«, wandte Stew lallend ein. »Hier in Brooklyn stehen doch genug davon rum.«

»Wir brauchen ein Spezialfahrzeug«, stellte Curt klar. »Wer von euch ist darauf spezialisiert, Autos zu knacken und kurzzuschließen?«

Fast alle Augen richteten sich auf Clark Ebersol. »Kein Problem für mich«, erklärte Clark. Er war nur eine halbe Portion und hatte einen unebenen Schädel, der sich nicht leicht rasieren ließ. »Ich habe mit zwölf meine erste Spritztour mit einem geklauten Auto gemacht.« Zur Zeit arbeitete er in einer Kfz-Werkstatt.

»Compisano kann jede elektronische Alarmanlage außer Gefecht setzen«, meldete sich Kevin zu Wort. Eigentlich hatte Kevin rotes Haar, ebenso wie Steve; doch da sein Kopf kahl rasiert war, ließ sich das lediglich an seinem sommersprossigen Teint erahnen. Obwohl er mit seinen sechzehn Jahren das jüngste Gruppenmitglied war, gab er einen großen, stämmigen Burschen ab. Die

anderen waren zwischen siebzehn und zweiundzwanzig, mit Luke Benn als dem Ältesten an der Spitze.

»Ich bin aber auf Hausalarmanlagen spezialisiert«, erklärte Mike Compisano. »Mit Autoalarmanlagen kenne ich mich nicht so gut aus.« Trotz seines italienischen Namens war Mike seit seiner Geburt flachsblond. Seine hellen Augenbrauen waren fast transparent und ließen ihn permanent verwundert aussehen.

»Wenn du überhaupt etwas von Alarmanlagen verstehst, kommt uns das schon sehr gelegen«, entgegnete Curt. »Du und Clark, ihr fahrt bei Steve und mir mit. Der Rest kann sich in Nats Wagen quetschen.« Nat war der Finanzkräftigste unter den Gruppenmitgliedern. Sein Bruder arbeitete auf dem Schrottplatz, wo Nat einen großen Schlitten mit zwei Sitzbänken, ähnlich dem Wagen von Curt, ergattert hatte. »Und du, Stew, bleibst hier!« befahl Curt.

»Einen Teufel werde ich tun«, widersprach Stew. »Ich komme mit.«

»Das ist ein Befehl!« fuhr Curt ihn an. »Du bist sternhagelvoll. Mindestens fünf Bier hast du mehr getrunken als die anderen. Diese Aktion darf auf keinen Fall in die Hose gehen.«

»Scheiße!« fluchte Stew.

»Keine Widerrede!« ermahnte Curt ihn. »Auf geht's!«

Während Stew Manson vor sich hinschmolte, stampften die anderen voller Tatendrang aus dem Billardraum. An der Theke legten die meisten einen kurzen Zwischenstop ein und kauften sich Bierdosen für die Fahrt. Draußen angelangt, klemmten sie sich unkoordiniert in die beiden Wagen. »Halte angemessenen Abstand!« rief Curt Nat zu, bevor er den Motor anließ. Nat reckte ihm den Daumen entgegen. Fast im gleichen Augenblick ertönte ein explosionsartiger Lärm aus seinem Schlitten; er hatte die Kassette von Brutal Attack bis zum Anschlag aufgedreht. Nat hatte sich Spezialboxen mit Baß-Lautsprechern ins Auto gebaut, deren Frequenzen imstande waren, die Schrauben der Gepäckablage zu lockern.

Sie fuhren los. Nat hielt sich an Curts Anweisung und wahrte Distanz. Als sie Long Island etwa zur Hälfte überquert hatten, stoppten sie an einer Raststätte, um sich zu erleichtern. »Wir haben kaum noch Bier«, wandte sich Nat an Curt, während er sich über dem Urinal abstützte. »Könnten wir einen kurzen Abstecher in den nächsten Ort machen und neuen Vorrat kaufen?«

»Keiner trinkt auch nur ein weiteres Bier, bis die Aktion erfolgreich über die Bühne gegangen ist«, stellte Curt wütend klar.

Den Rest der Strecke bewältigten sie deutlich schneller als den ersten Teil. Der Verkehr hatte stark nachgelas-

sen, nachdem sie die verstopfte Stadt und deren Außenbezirke hinter sich gelassen hatten. Jetzt fuhren sie an ruhigen Vorortsiedlungen, weitläufigen Farmen und palastartigen Sommersitzen vorbei.

Nach Mitternacht erreichten sie Sagamaunatuck, im Sommer ein pulsierender Ferienort und der geschäftliche Mittelpunkt dieses Teils der Insel. Curt drosselte das Tempo unter das zulässige Limit und tuckerte die Main Street entlang. Die meisten Geschäfte waren lange geschlossen. Die einzigen noch geöffneten Lokalitäten waren zwei gegenüberliegende Kneipen direkt an der Hauptstraße. Aufgrund der milden Oktobernacht standen die Türen offen. In jeder Kneipe saßen ein paar Gäste. Leise Musik drang hinaus auf die Straße.

»Ein schöner, ruhiger Ort«, befand Steve.

»Hoffen wir, daß es so bleibt«, entgegnete Curt.

»Seht mal da drüben!« rief Carl ihnen aufgeregt von der Rückbank zu. »Ein jüdisches Geschäft mit koscheren Delikatessen. Das ganze Schaufenster ist voll mit bescheuerten ausländischen Beschriftungen und Sprüchen.«

»Komm bloß nicht auf dumme Gedanken!« wies Curt ihn zurecht. »Wir sind nur aus einem einzigen Grund hier.«

Curt und Steve hatten den Ort vor einem Monat ausgekundschaftet und wußten genau, wohin sie wollten.

Die Schädlingsbekämpfungsmittelfirma befand sich an einer parallel zur Main Street verlaufenden Straße.

An der nächsten Ecke bog Curt links in die Banks Street ein und fuhr dann links in die Hancock Street. Der Pestizidhersteller Wouton's Pest Control befand sich auf der rechten Straßenseite in einem einstöckigen Aschensteingebäude. Eine große Reklametafel propagierte die Spezialgebiete der Firma: Sie bekämpfte auf effiziente Weise Schädlinge in Privatgärten, in der Landwirtschaft sowie in anderen kommerziellen Bereichen. Rechts neben dem Gebäude befand sich ein mit Maschendraht umzäunter Parkplatz, dessen Zufahrt mit einem durch ein Vorhängeschloß gesicherten Tor versperrt war. An der Seite des Gebäudes parkten drei Fahrzeuge, auf denen das Wouton-Logo prangte: eine karikierte Wespe. Es handelte sich um zwei Transporter und einen Pickup, dessen Ladung mit einer Vinylplane abgedeckt war.

Curt fuhr an den Rand, schaltete das Licht und den Motor aus und bedeutete Nat, neben ihm anzuhalten. Sie kurbelten die Scheiben hinunter.

»Wie viele Walkie-talkies habt ihr?« fragte Curt. Um seine Truppe bei Einsätzen besser lenken zu können, hatte er ein billiges Sprechfunksystem angeschafft, das über eine Entfernung von mehreren Häuserblocks funktionierte.

»Zwei«, erwiderte Kevin. Er saß neben Nat auf dem Beifahrersitz.

»Hier habt ihr noch eins«, sagte Curt und reichte ihm weiteres Gerät. »Ich möchte jetzt, daß ihr folgendes tut. Zwei von euch stellen sich mit einem Walkie-talkie an die Ecke Hancock Street/Willow Street, und zwei postieren sich hinter uns an der Ecke Hancock Street/Banks Street. Nat, du bleibst im Wagen und stellst dich so hin, daß du jedes Team im Notfall schnell auflösen kannst.«

»Was sollen wir denn machen?« wollte Kevin wissen.
»Im Dunkeln rumstehen und Däumchen drehen?«

»Ihr sollt Schmiere stehen, du Blödmann!« fuhr Curt ihn an. »Ihr seid Beobachtungsposten.«

»Und nach was sollen wir Ausschau halten?« fragte Kevin. »In diesem Kaff sagen sich doch Fuchs und Hase gute Nacht.«

»Nach den Bullen, du Idiot!« klärte Curt ihn auf. »Als Steve und ich den Ort ausgekundschaftet haben, haben sie hier ständig ihre Runden gedreht. Wenn wir Glück haben, kreuzen sie diesmal nicht auf – aber wenn doch, müßt ihr sie irgendwie ablenken. Laßt euch etwas einfallen, womit ihr sie auf Trab haltet. Dann können wir währenddessen in aller Ruhe den Pickup aus der Einzäunung holen und abdüsen.«

»Ich weiß nicht, was du meinst«, hakte Kevin verbissen nach.

»Macht irgendeinen Wirbel!« schlug Curt rabiat vor. »Streitet euch, oder brüllt euch an! Und wenn die Cops euch zu sehen bekommen, geht ihr ihnen ins Netz wie Fliegen einem Fliegenfänger. Sollten sie euch mit auf die Wache nehmen wollen – leistet keinen Widerstand! Aber ihr verratet wie immer kein Sterbenswörtchen über unsere Gruppe. Das Schlimmste, was euch passieren kann, ist, daß ihr eine Nacht hinter Gittern verbringt. Verlaßt euch auf mich!«

»Kapiert!« rief Nat vom Fahrersitz rüber.

Kevin wollte gerade einwenden, daß er nicht die geringste Lust verspüre, die Nacht in einer Zelle zu kampieren, doch Nat verpaßte ihm eine Kopfnuß und riet ihm, das Maul zu halten.

»Nat, du meldest mir, wenn alle ihre Stellung eingenommen haben!« ordnete Curt an.

»Alles klar«, entgegnete Nat und brauste los.

Er war kaum zwanzig Meter gefahren, als eine Polizeistreife um die Ecke bog und auf die beiden Wagen zusteuerte.

»Scheiße!« fluchte Curt. »Alle runter!«

Curt und seine drei Mitfahrer rutschten tiefer in ihre Sitze. Die Scheinwerfer des Streifenwagens strahlten den Wagen an. »Genau das hatte ich befürchtet«, flüsterte Curt. Das plötzliche Auftauchen der Polizei erinnerte ihn

an den Zwischenfall in der Mikrobrauerei in New Jersey, in der sie die Fermenter gestohlen hatten. Sie waren von einem Wachposten überrascht worden, der auf einmal vor ihnen gestanden hatte, als sie gerade dabei gewesen waren, die Rohrleitungen auszuhaken. Curt hatte nicht daran gedacht, Beobachtungsposten aufzustellen, so daß sie absolut nichtsahnend ertappt worden waren.

Unglücklicherweise war der Mann des Sicherheitsdienstes Afroamerikaner gewesen – was Stew Manson, der wie immer eine olympiareife Menge Bier in sich hineingeschüttet hatte, derart auf die Palme gebracht hatte, daß er den unbewaffneten Mann einen ›Nigger‹ geschimpft und ihm mit voller Wucht einen schweren Schraubenschlüssel über den Schädel gezogen hatte. Der Kopf des Mannes war zerplatzt wie ein ungekochtes Ei. Somit wurde der Einsatz mit einem Mal zu einem Vabanquespiel. Plötzlich waren sie nicht mehr Komplizen bei einem Raub, sondern zu Mittätern bei einem Mord geworden. Curt hatte sich geschworen, derartige Überraschungen bei diesem Einsatz von vornherein auszuschließen.

»Was ist mit Nat?« erkundigte sich Steve.

»Keine Ahnung«, erwiderte Curt. »Ich habe ihn nicht gesehen.«

Der Streifenwagen fuhr vorbei. Curt reckte den Hals und beobachtete im Rückspiegel, ob er nicht doch noch

anhielt; doch zum Glück bog er an der nächsten Ecke rechts in die Banks Street ein. Nat hatte vor der Kreuzung angehalten. Curt sah, wie die Beifahrertür geöffnet wurde und zwei Gestalten ausstiegen. Dann wurde die Tür wieder zugeschlagen, und der Wagen bog um die Ecke. Die beiden Gestalten verschwanden im Schatten.

Curt seufzte erleichtert. Vor Schreck hatte er die Luft angehalten.

»Hoffentlich heißt das, daß sie sich fürs erste nicht noch einmal hier blicken lassen«, rief Clark von der Rückbank.

»Mir ist bei diesem Einsatz ziemlich mulmig zumute«, stellte Steve fest.

»Mir auch«, gestand Curt. »Aber was sollen wir machen? Wir brauchen dieses Spezialfahrzeug nun mal.«

»Wie wär's, wenn wir die Sache auf morgen nacht verschieben?« schlug Steve vor.

»Das macht doch keinen Unterschied«, wandte Clark ein. »Außerdem haben wir Yuri den Wagen für heute nacht versprochen.«

Die vier Männer schwiegen ein paar Minuten lang. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. »Hat noch einer ein Bier?« fragte Mike schließlich.

»Es gibt kein Bier, bevor wir hier fertig sind!« donnerte Curt. Seine Rekruten konnten unglaublich infantil sein.

Manchmal hatte er das Gefühl, daß sie nicht einen Funken Verstand in ihren verdammten Birnen hatten.

Als Curt sich zu sorgen begann, daß bereits verdächtig viel Zeit verstrichen war, vibrierte das Funksprechgerät in seiner Hand. Er drückte den Knopf mit der Aufschrift ›Hören‹ und vernahm durch das Rauschen Nats Mitteilung, daß alle ihre Stellung eingenommen hatten. Kevin und Luke standen also an der Willow Street, und Matt und Carl an der Banks Street. »Verstanden, over«, entgegnete Curt und steckte das Gerät in die Hosentasche. »Alles klar, auf geht's!«

Sie wappneten sich mit den erforderlichen Utensilien und stiegen aus. Clark hatte eine Brechstange und eine Taschenlampe dabei, Mike ein paar kleine Schraubenzieher, eine Drahtschere und verschieden lange Stücke Isolierkabel. Curt öffnete den Kofferraum, zerrte einen wuchtigen Bolzenschneider heraus, den er sich auf der Feuerwache ausgeliehen hatte, und schob ihn unter seine Jacke. Die stählernen Klemmbacken fühlten sich auf seinem T-Shirt eiskalt an.

»Verhaltet euch so, als würdet ihr hierhergehören und nur die Lage abchecken«, riet Curt seiner Truppe auf dem Weg zum Tor. Falls in den Wohnungen auf der anderen Straßenseite zufällig jemand aus dem Fenster sah, würde man sie unweigerlich entdecken. Die Straße war

zwar nicht beleuchtet, aber es herrschte auch keine besondere Finsternis. Die Nacht war kristallklar, und der Mond lugte immer wieder zwischen den vorbeijagenden Wolken hindurch.

»Welchen Wagen nehmen wir?« fragte Clark.

»Hoffentlich den Pickup«, erwiderte Curt. »Hängt davon ab, was sich unter der Plane verbirgt.«

Clarks Frage erinnerte ihn an ihre Erkundungsfahrt, die er im vergangenen Monat zusammen mit Steve nach Sagamaunatuck unternommen hatte. Damals hatten sie den gleichen Wagen gesichtet und eingehend unter die Lupe genommen. Er hatte auf der Main Street geparkt, und das Schädlingsbekämpfung-Equipment war zusammen mit ein paar Druckluftzylindern auf der Ladefläche befestigt gewesen. Der Fahrer des Wagens, ein freundlicher rotbackiger Mann mit Bart, der eine Baseballkappe mit dem Wouton-Wespen-Logo über dem Schirm getragen hatte, hatte gerade in dem örtlichen Dinner zu Mittag gegessen und war bester Laune gewesen.

»Richtig«, hatte der Mann auf Curts Frage geantwortet. »Was Sie da sehen, ist ein Sprühzerstäuber.« Weder Curt noch Steve hatten irgendeine Ahnung von Geräten, die zur Schädlingsbekämpfung eingesetzt wurden. »Moment, ich muß mich korrigieren«, präzisierte er dann. »Eigentlich ist es ein Verstäuber und kein Sprühzerstäu-

ber. Es wird zum Aufstäuben von Pulver und nicht zum Zerstäuben von Flüssigkeiten verwendet.«

»Ein beeindruckendes Ding«, bemerkte Curt und reckte Steve den Daumen entgegen. Nach einer Woche hatten sie endlich gefunden, wonach sie suchten.

»Kann man wohl sagen«, entgegnete der Mann und klopfte stolz gegen das High-tech-Gerät. »Etwas Besseres als dieser sogenannte Power-Breitspur-Verstäuber ist zur Zeit nicht auf dem Markt.«

»Und wie funktioniert das Ding?« fragte Curt.

»Das Schädlingsbekämpfungsmittel wird in diesen Trichter gefüllt«, erklärte der Mann und zeigte auf einen dunkelgrünen Metallbehälter. Bis auf die orangen Düsen war fast alles an dem Gerät grün. »Da drinnen befindet sich eine Rührmaschine, die das Pulver mit Hilfe von Druckluft auflockert. Dann wird das Pulver durch einen sogenannten Dosierer befördert und anschließend zusammen mit Luft von dem Zentrifugalgebläse durch die Düsen nach draußen geblasen.«

»Das Gerät scheint ziemlich leistungsstark zu sein«, sagte Curt voller Respekt.

»Unglaublich leistungsstark sogar«, bestätigte der Mann. »Das Gebläse bringt es auf zweiundzwanzigtausend Umdrehungen pro Minute, das heißt, es kann bis zu zweihundertachtzig Kubikmeter Luft pro Minute aussto-

ßen. Die Luft jagt mit fast einhundertsechzig Stundenkilometern durch die Düsen.«

Curt und Steve hatten bewundernde Pfiffe ausgestoßen und sofort einen Plan ausgeheckt, wie sie den Pickup mitsamt dem Verstäuber in die City bugsieren konnten. Jetzt war es soweit, ihren Plan in die Tat umzusetzen.

»Am besten vergewissern wir uns erst mal, ob die Bullen auch nicht in der Nähe sind«, sagte Curt. Er nahm sein Walkie-talkie aus der Tasche und erkundigte sich bei beiden Teams, ob die Luft rein sei. Nachdem er Entwarnung bekommen hatte, holte er den Bolzenschneider unter seiner Jacke hervor und machte mit dem Vorhängeschloß kurzen Prozeß. Dann reichte er Steve das schwere Werkzeug und warf das geknackte Schloß beiseite. Das Tor quietschte, als er es öffnete.

»Bringen wir es so schnell wie möglich hinter uns«, zischte Curt seinen Kompagnons zu, während sie auf den Pickup zurannten.

Steve hob den Rand der Plane an und erkannte den dunkelgrünen Power-Breitspur-Verstäuber selbst im Mondlicht sofort wieder.

»Okay, macht euch ans Werk!« wandte sich Curt an Mike und Clark.

Clark bohrte die Brechstange mit einem Handgriff zwischen das Seitenfenster und die Seitenwand des Wa-

gens. In Null Komma nichts war die Tür entriegelt. Er sah Mike an.

»Mach die Tür auf!« rief Mike ihm zu. Er stand vor dem Pickup. »Falls eine Alarmanlage losgeht, mußt du sofort an dem Öffnungsriegel für die Motorhaube ziehen!«

»Moment mal!« schaltete Curt sich ein. »Meinst du etwa, es könnte ein akustisches Alarmsignal ertönen?«

»Falls ein Alarmsystem installiert ist, kann man es unmöglich daran hindern loszugehen«, erklärte Mike. »Aber wenn ich die Motorhaube aufhabe, ist bald wieder Ruhe.«

Curt ließ seinen Blick durch die Umgebung schweifen. Obwohl es schon spät war, brannte in einigen Wohnungen auf der anderen Straßenseite noch Licht. Da er kaum eine andere Wahl hatte, gab er Clark durch ein Nicken zu verstehen weiterzumachen. Glücklicherweise war er dabei allerdings nicht.

Clark öffnete die Tür. Im gleichen Augenblick dröhnte die Hupe los, und die Scheinwerfer begannen auf- und abzublenzen.

Hektisch zog Clark an dem Öffnungsriegel für die Haube. Mike richtete den Strahl der Taschenlampe auf den Motor. Er brauchte nur wenige Sekunden – die Curt allerdings vorkamen wie eine Ewigkeit –, bis die Hupe

verstummt und die Scheinwerfer ausgingen. Mike schloß die Haube so leise wie möglich und ging zur Fahrerseite. Clark hatte sich schon ins Fahrerhaus gebeugt und machte sich fachmännisch an der Lenksäule zu schaffen.

»Ich brauche mehr Licht«, stellte er klar und streckte die Hand nach hinten aus. Mike reichte ihm die Taschenlampe, wie ein Staffelläufer seinem Nachfolger den Stab.

Curt klingelten noch immer die Ohren, aber er behielt aufmerksam die Straße im Auge. Er rechnete damit, daß in sämtlichen Wohnungen gegenüber die Lichter angingen, doch statt dessen meldete sich ein Walkie-talkie.

Während er sich das Gerät ans Ohr preßte, gab der Pickup-Motor ein schwaches, kränkelndes Husten von sich.

»Scheiße!« fluchte Clark. »Klingt so, als wäre die Batterie fast am Ende.« Er saß jetzt hinter dem Steuer. »Die Karre muß schon ziemlich lange hier rumstehen.«

Curt drückte auf ›Hörer‹. Durch das übliche Rauschen hindurch vermeldete Nat, daß es ein Problem gebe.

»Was für ein Problem?« fragte Curt gereizt.

»Kevin und Luke jagen ein Schwuchtelpaar«, erwiderte Nat. »Um Gottes willen«, stöhnte Curt. »Hol sie sofort zurück und pack sie in dein Auto! Und die anderen kannst du auch gleich mit einladen.«

»Verstanden«, meldete Nat.

Curt hob verzweifelt die Hände.

»Was ist los?« fragte Steve.

»Frag lieber nicht«, erwiderte Curt. »Ich könnte sie alle umbringen.«

»Hast du zufällig ein Startkabel in deinem Wagen?« rief Clark ihm zu. »Vielleicht müssen wir ein bißchen nachhelfen, damit wir diese abgesoffene Kiste ankriegen.«

»Gibt es eigentlich noch etwas, was schiefgehen könnte?« wetterte Curt. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, mit seinem eigenen Wagen auf das eingezäunte Gelände zu fahren. Aber was blieb ihm schon anderes übrig? Er lief zu seinem Auto. Als er einstieg, fuhr Nat in Richtung Willow Street vorbei. Er hupte zum Gruß, Matt und Carl winkten und grinsten. Curt fluchte leise vor sich hin. Wie konnte er bloß einen Haufen derart Bekloppter um sich scharen?

Zügig fuhr er auf den Parkplatz und stellte sich vor den Wouton-Pick-up. Ohne den Motor abzustellen, öffnete er die Haube und glitt aus dem Wagen. Er schnappte sich das unter dem Sitz verstaute Startkabel und klemmte es an der Batterie seines Wagens fest. Mike nahm das andere Ende.

Kaum war das Kabel mit beiden Batterien verbunden, sprang der Pickup an. Curt löste das Kabel von der Batte-

rie seines Wagens. Mike tat das gleiche an dem Wouton-Fahrzeug.

»Okay«, drängte Curt. Er war ziemlich beunruhigt. »Steve und Clark, ihr fahrt jetzt mit diesem verdammten Pickup zurück zur White Pride Bar. Aber nehmt auf keinen Fall den Weg durch den Ort! Haltet euch links und bleibt auf der Hancock Street! Achtet auf das Tempolimit! Fahrt bloß nicht zu schnell! Wenn die Bullen euch anhalten, war die ganze Aktion ein Schlag ins Wasser. Du, Mike, fährst bei mir mit!«

»Aber die White Pride Bar ist doch längst geschlossen«, wandte Steve ein.

»Dann klingelst du eben bei Jeff«, raunzte Curt. »Allmächtiger, muß ich euch denn alles vorkauen?«

Curt schwang sich hinters Steuer und bog rückwärts auf die Straße. Dann stieg er wieder aus und wartete, bis Clark und Steve mit dem Wouton-Pick-up das Tor passiert hatten.

»Was hast du vor?« fragte Mike.

»Das Tor zumachen«, erwiderte Curt. »Wir müssen ja nicht an die große Glocke hängen, daß der Pickup verschwunden ist.«

Als das Tor ächzend zufiel, hörte Curt aus der Richtung, in der sich die Willow Street befand, jemanden um Hilfe schreien. Er war wie vom Donner gerührt.

Er stürzte zurück in den Wagen, ließ hektisch den Motor an und raste zur Willow Street. Die Scheinwerfer ließ er vorsichtshalber aus.

»Hast du die Schreie gehört?« fragte Mike. »Natürlich«, blaffte Curt ihn an.

»So eine Scheiße!« fluchte Mike. »Ich verpasse die ganze Gaudi.«

Curt warf seinem Zögling einen finsternen Blick zu, sah aber davon ab, ihn zusammenzustauchen.

Mitten auf der Kreuzung blieb er mit quietschenden Reifen stehen und ließ seinen Blick die Willow Street rauf und runter schweifen. Nats Wagen stand etwa einen halben Block entfernt in Richtung stadtauswärts. Curt riß das Steuer herum und fuhr auf ihn zu. Auf der Rasenfläche rechts neben der Straße erkannte er in der Dunkelheit ein paar Gestalten, die auf andere, am Boden liegende Menschen einschlugen. Die Bewohner der umliegenden Häuser mußten den Tumult gehört haben; hier und da gingen Lichter an. In diesem Augenblick hörte Curt die Polizeisirene.

»Scheiße!« fluchte er und brachte seinen Wagen mit einem Ruck hinter dem von Nat zum Stehen. Er warf einen Blick in den Rückspiegel. Das Blaulicht der Polizeistreife kam auf sie zugerast.

»Los!« brüllte er Mike zu. »Sorg dafür, daß deine Kumpels ihre Ärsche in Nats Wagen bewegen!« Mike

sprang nach draußen, ohne zu protestieren. Die Lage war ernst, soviel stand fest.

Curt beobachtete im Rückspiegel die näher kommende Streife. Eigentlich hatte er sich überlegt, sich einfach nur zu ducken und zu verstecken, bis die Bullen ausstiegen und sich in das Handgemenge stürzten. Das würde ihm Gelegenheit geben, abzuhausen und seine ›Rekruten‹ ihrem verdienten Schicksal zu überlassen. Doch plötzlich kam ihm etwas anderes in den Sinn. Er war ein paarmal auf sogenannten Trümmer-Derbys gewesen und wußte daher, wie man ein anderes Fahrzeug mit seinem eigenen am besten außer Gefecht setzte: Man bretterte mit Vollgas rückwärts in dessen Front.

Die kritische Frage war nur, ob die Bullen hinter seinem Auto anhielten. Zum Glück taten sie es.

In dem Augenblick, in dem der offenbar allein in dem Streifenwagen sitzende Polizist ausstieg, legte Curt den Rückwärtsgang ein und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Die dicken Reifen quietschten ohrenbetäubend und drehten durch, bevor sie mit einem Mal griffen. Der schwere Kombi schoß nach hinten und beschleunigte beachtlich auf der kurzen Strecke zwischen den beiden Fahrzeugen. Dann crashte er in den Streifenwagen.

Obwohl er auf die Kollision gefaßt war, knallte Curts Kopf mit voller Wucht gegen die Kopfstütze. Die Ka-

rambolage verursachte einen Lärm, als ob mit einem Mal unzählige Bierflaschen zerbrachen. Die Sirene, die bis zu dem Aufprall die nächtliche Stille zerrissen hatte, verstummte. Die Haube des Streifenwagens sprang auf, und eine heiße Fontäne schoß empor.

Zu Curts noch größerer Freude wurde die zum Zeitpunkt der Kollision offenstehende Fahrertür durch ihre eigene Wucht aus den Angeln gerissen. Sie schleuderte quer über die Straße. Der Polizist, der seine Hand noch an der Tür gehabt hatte, landete mit dem Gesicht auf der Fahrbahn.

»Du lieber Himmel!« staunte Curt. Er legte den ersten Gang ein und gab Gas. Zuerst blieb der Streifenwagen an seiner hinteren Stoßstange hängen, doch nachdem er ein paarmal vor- und zurückgesetzt hatte, lösten die beiden Fahrzeuge sich schließlich voneinander. Er warf einen Blick auf die Straße und stellte fest, daß der Polizist sich nicht gerührt hatte.

Vor ihm kletterten die Rekruten lachend und krakeelend in Nats Wagen. Nur Mike lief zurück zu Curts Wagen und ließ sich auf dem Beifahrersitz nieder. In der Mitte der Rasenfläche lagen zwei regungslose Gestalten.

»Cool, wie du die Bullenkutsche zu Brei gefahren hast!« rief Mike, während er durch die Heckscheibe die ramponierte Front des Streifenwagens beäugte. Die Fontäne war inzwischen versiegt. Im regelmäßigen aufleuch-

tenden Lichtstrahl des noch funktionierenden Blaulichts dampfte der Motor.

Curt schwieg. Er fuhr ein Stück vor und hielt neben Nats Wagen. »Hört zu, ihr Affen!« schnauzte er los, als die Fenster heruntergekurbelt waren. »Ihr fahrt jetzt auf direktem Weg zur White Pride Bar! Dort findet eine Einsatzbesprechung statt. Ihr haltet nirgends an! Verstanden? Und haltet euch ans Tempolimit!«

»Verstanden«, erwiderte Nat. Aus dem Wagen ertönte Gelächter.

Curt fuhr an und schüttelte frustriert den Kopf. Der ganze Einsatz kam ihm vor wie eine Komödie, die allerdings alles andere als witzig war.

»Das Bullenauto sieht aus, als ob es gleich in die Luft fliegt«, stellte Mike fest. Curt warf einen Blick auf den Streifenwagen und wollte seinem Beifahrer gerade erklären, daß es sich bei dem Rauch nur um verdampfende Kühlflüssigkeit handelte, die mit der heißen Auspuffanlage in Berührung gekommen war, als er aus dem Augenwinkel die letzte dumme Tat seiner Truppe mit ansehen mußte. Anstatt vorwärts zu fahren, setzte Nat zurück und überrollte den auf dem Bauch liegenden Polizisten. Curt zuckte zusammen. County-Sheriffs waren längst nicht in dem Maße seine Feinde wie Bundeskriminalbeamte oder städtische Polizisten.

Mike sah geradeaus, als Curt an der nächsten Kreuzung nach Westen in Richtung New York abzog. »Ich weiß, warum Kevin und Luke hinter den beiden Schwuchteln hergejagt sind.«

»Klar«, erwiderte Curt genervt und frostig. Wie auch immer die Erklärung der beiden lauten mochte – er würde Kevin und Luke gehörig zur Schnecke machen, wenn sie wieder an ihrem Ausgangspunkt angelangt waren. Sie hatten sich nicht an seinen Befehl gehalten, und das konnte er nicht tolerieren. »Es war ein gemischtes Paar«, erklärte Mike. »Einer von den beiden war weiß und der andere ein Nigger – und die Mistkerle haben Händchen gehalten.«

»Na, wenn das so ist!« entgegnete Curt. Sein Sinneswandel war ehrlich gemeint. Rassenmischung, und dann auch noch unter Schwulen, war das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte. Daher begriff er sofort, daß seine Rekruten den Anblick als Provokation empfunden hatten.

Yuri öffnete die Augen und richtete sich auf. Er war auf dem Sofa eingeschlafen und hatte keine Ahnung, was ihn geweckt hatte. Er sah auf die Uhr. Es war kurz nach eins. Durch die geschlossene Tür von Connies Schlafzimmer hörte er den Fernseher.

Auf russisch vor sich hinfluchend, nahm er die Füße vom Sofa und trat in seine Hausschuhe. Da er als Taxi-

fahrer früh aufstehen mußte, ging er nie spät ins Bett. Dementsprechend hatte er keine Ahnung von Connies Schlafgewohnheiten. Er wußte zwar, daß sie später ins Bett ging als er, aber daß sie nach eins noch nicht schlief, wunderte ihn. Wenn er Pech hatte, war sie weggeschlummert, ohne ihr Walnußsahneeis verputzt zu haben.

Er stand auf und zuckte zusammen, als er auf einmal einen stechenden Schmerz in den Schläfen spürte. Im nächsten Augenblick wurde ihm übel. Hastig klappte er den Deckel der auf dem Beistelltisch liegenden Pizzaschachtel zu. Die verkrustete Oberfläche seiner kalten halb aufgegessenen Pizza ekelte ihn an.

Vor lauter Erschöpfung fühlte er sich furchtbar. Um besser nachdenken zu können, leerte er erst einmal sein Wodkaglas. Es mußte etwas geschehen. Er konnte unmöglich noch länger darauf warten, daß Connie nach ihrem Nachtisch verlangte.

Vor ihrer Tür hielt er ein paar Sekunden inne und überlegte, ob er anklopfen oder so hineinplatzen sollte, wie er es normalerweise tat, wenn er aus seltenem Anlaß ihr Zimmer betrat. Schließlich öffnete er einfach die Tür.

Connie sah sich gerade einen Klassiker an und warf Yuri einen kurzen Blick zu. Ihr linkes Auge war noch

mehr angeschwollen. Neben dem Bett lag die offene und natürlich leere Pizzaschachtel.

»Willst du dein Eis nicht essen?« fragte er mit rauher Stimme. »Du bist noch auf?« fragte Connie zurück. »Was ist los mit dir? Bist du krank?«

»Nur müde und kaputt.«

»Ich dachte, du wärst längst im Bett.«

»Ich bin auf dem Sofa eingeschlafen«, erklärte Yuri. »Was ist mit dem Eis?«

»Wieso redest du ständig auf mich ein, daß ich das Eis essen soll?« wollte Connie wissen. »Es ist doch viel zu spät. Ich war schon fast eingeschlafen.«

»Komm schon!« drängte Yuri. »Du wolltest unbedingt, daß ich es bestelle.«

»Bist du wirklich nicht krank?« hakte Connie noch einmal nach. »Du wirst mir langsam unheimlich. Sonst kümmerst du dich doch einen Dreck um mich.«

»Zum Teufel!« brüllte Yuri. Seine Geduld war zu Ende. »... habe ich dir doch eben schon gesagt! Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich dich geschlagen und deinen Fernseher zertrümmert habe. Da versuche ich einmal, nett zu dir zu sein, und du läßt mich nicht!«

»So kenne ich dich schon eher«, entgegnete Connie. »Okay! Bring mir das Eis, wenn du dich dann besser

fühlst! Und wenn du schon dabei bist, kannst du auch gleich die Pizzaschachtel mitnehmen.«

Erleichtert, aber immer noch aufgebracht, hob er die leere Verpackung auf und brachte sie in die Küche. Dann holte er den Eisbecher aus dem Gefrierfach, nahm einen Löffel aus der Schublade, trug beides zurück in Connies Zimmer und reichte es ihr.

Connie litt unter ihrem Übergewicht; mühsam rappelte sie sich in eine halb sitzende, halb liegende Position hoch und nahm das Eis und den Löffel entgegen.

»Der Becher war schon auf«, stellte sie fest und sah Yuri fragend an.

»Ich habe vorhin einen Löffel probiert«, log Yuri.

Connie schnaufte. »Du hast mich nicht gefragt«, beschwerte sie sich.

Yuri antwortete nicht. Statt dessen musterte er konzentriert das Telefon neben dem Bett seiner Frau. Daß Connie – vorausgesetzt, sie aß ihr Eis – womöglich die Notarztzentrale anrief und ihre bald eintretenden Anfangssymptome schilderte, hatte er nicht bedacht. Er mußte sich unbedingt etwas mit dem Telefon einfallen lassen und verhindern, daß sie mit einem Arzt sprach.

»Ich rede mit dir!« fuhr Connie ihn an. »Du weißt doch, daß ich es nicht mag, wenn andere in meinem Essen herumstochern.«

»Es war nur eine Kostprobe«, versuchte Yuri sie zu beruhigen. »Nur einmal?« hakte Connie nach. »Du hast den Löffel nicht ein paarmal rein und raus gebohrt?«

»Ich habe einmal probiert«, versicherte Yuri. »Mach doch den Deckel auf und sieh nach!«

Connie murrte vor sich hin und zog an der Lasche. Die makellos glatte Oberfläche der Eiskrem kam zum Vorschein. Yuri zermartete sich das Hirn, aber es fiel ihm einfach kein Vorwand ein, unter dem er Connie das Telefon wegnehmen konnte, ohne ihr Mißtrauen zu erregen.

»Man sieht ja gar nicht, daß du probiert hast«, stellte Connie fest.

»Es war ja auch nur ganz wenig«, murrte Yuri. »Verdammt noch mal, vergiß es! Iß endlich dein Eis!«

»Okay«, gab Connie sich geschlagen. »Dann hau ab und laß mich in Ruhe!«

»Gerne«, entgegnete Yuri. »Du mußt mich nur rufen, dann hole ich den leeren Becher.«

Connie zog ihre nicht lädierte Augenbraue hoch und starrte Yuri mißtrauisch an. Dann wandte sie sich wieder dem Bildschirm zu. »Vielleicht rufe ich, vielleicht auch nicht.«

Rückwärts ging Yuri in Richtung Tür. Bevor er sie halb hinter sich zuzog, beobachtete er, wie Connie sich geistesabwesend den ersten Löffel Eis in den Mund

schob. Zurück in der Sitzecke, stellte er fest, daß er vom äußersten Ende des Sofas in Connies Zimmer spähen konnte. Viel sah er zwar nicht, aber immerhin hatte er das Fußende des Bettes und ihre Zehenspitzen im Blick.

Es schien ihm, als ob die Zeit stehenblieb. Daß er nicht sicher sein konnte, ob Connie ihr Eis auch wirklich aß, machte ihn schier verrückt; doch da sie einmal angefangen hatte, sprach viel dafür, daß sie auch weiteraß. Der Film wollte einfach nicht enden, obwohl die Musik mehrmals zu einem scheinbar finalen Crescendo anschwell. Er hoffte, daß Connie nach dem Film ins Bad gehen und ihm die Gelegenheit geben würde, das Telefon von ihrem Nachttisch zu holen.

Er mußte eine Dreiviertelstunde ausharren, dann war der Film endlich zu Ende, und Connie tat ihm den Gefallen.

Eilig stieß er die Tür auf. Auf dem Boden neben dem Bett stand der leergegessene Eisbecher, aus dem der Löffel ragte.

Leider war die Tür zum Bad einen Spaltbreit offen. Im Fernsehen lief ein Werbespot, ansonsten brannte in dem Zimmer kein Licht.

Mit rasendem Herzen steuerte Yuri den Nachttisch an. Obwohl er ins Bad lugen konnte, sah er Connie nicht. Er nahm das Telefon und zog an dem Verbindungskabel,

um herauszufinden, wo sich die Wandsteckdose befand. Das Kabel führte hinter den mit schmutzigem Geschirr und zahlreichen Gläsern vollgestapelten Nachttisch.

Als er nach dem Stecker tastete, stieß er gegen den Tisch. Einige Gläser fielen um und krachten zu Boden. Der Lärm übertönte sogar den lauten Werbespot im Fernseher.

Da er sicher war, daß Connie im nächsten Augenblick die Badezimmertür aufreißen würde, riß er die Schnur mit Gewalt aus der Wand. Durch sein brutales Zerren brachte er ein weiteres Glas zu Fall. Er bückte sich und hob den leeren Eisbecher auf. Wie er befürchtet hatte, flog die Badezimmertür auf, und Connies massige Gestalt füllte den Türrahmen. Sie putzte sich gerade die Zähne.

»Was war das für ein Lärm?« fragte sie und hielt sich die Hand vor den Mund, um keine Zahnpasta auf den Boden zu kleckern. Die Zahnbürste umklammerte sie mit ihrer riesigen Faust.

»Keine Ahnung«, erwiderte Yuri und hoffte das Beste. »Wahrscheinlich irgendwas im Fernsehen.« Das Telefon versteckte er mit der linken Hand hinter seinem Rücken, in der rechten hielt er den Eisbecher. »Ich bin nur gekommen, um den leeren Becher zu holen«, sagte er und hielt ihn Connie demonstrativ entgegen.

Connie starrte ihn mißtrauisch an, sagte aber nichts. Dann schob sie die Zahnbürste in den Mund, begann erneut zu putzen und ging zurück ins Bad.

Erleichtert verließ Yuri den Raum und eilte in die Küche. Als erstes versteckte er das Telefon unter der Spüle. Dann wusch er den Eisbecher aus und warf ihn in den Müll. Das gleiche tat er mit dem Löffel, dem Schälchen, das er zum Mischen benutzt hatte, und der Gabel.

Mit zittrigen Händen nahm er ein neues Glas aus dem Schrank und schenkte sich einen weiteren Wodka ein. Er mußte unbedingt ruhiger werden. Es ärgerte ihn, daß seine Nerven derart mit ihm durchgingen.

Schwerfällig ließ er sich auf dem Sofa nieder. Leider hatte er keine Ahnung, wie lange er dort würde ausharren müssen. Was wohl passierte, wenn Connie einschlief, bevor die ersten Symptome auftraten? Vielleicht wachte sie dann gar nicht mehr auf. Er machte sich Sorgen.

Nervös sah er auf die Uhr. Von dem Pestizidverstäuber war auch weit und breit nichts zu sehen. Dabei hatte Curt ihm das Spezialfahrzeug für diese Nacht versprochen. Yuri fragte sich, was es für Operation Wolverine bedeutete, wenn sein Kompagnon nicht Wort hielt.

Trotz seiner Sorgen schlief er schließlich ein. Als er eine halbe Stunde später aufwachte, wußte er sofort, was ihn geweckt hatte. Connie rief nach ihm, doch sie klang

seltsam. Offenbar konnte sie den Buchstaben ›R‹ nicht richtig aussprechen. Sie klang betrunken.

Yuri stand auf und schwankte so sehr, daß er sich einen Augenblick an der Sofalehne festhalten mußte, bevor er mit wackeligen Beinen das Schlafzimmer seiner Frau ansteuerte. Er schob die Tür auf. Connie lag auf der Bettruine. Als er ihren Blick sah, wußte er, daß etwas mit ihr geschehen war. Anstatt ihn wie sonst finster und herausfordernd ins Visier zu nehmen, stand ihr die Panik ins Gesicht geschrieben.

»Was ist los?« fragte Yuri.

»Irgend etwas stimmt nicht mit mir«, brachte Connie hervor. Sie hatte Probleme, die Worte zu formen.

»Was ist denn nun schon wieder?« fragte Yuri und tat so, als ob er wütend war.

»Ich habe Magenkrämpfe«, erwiderte Connie. »Gerade mußte ich mich übergeben. Ich glaube, das Eis ist mir nicht bekommen.«

»Falls dir etwas nicht bekommen ist, dann wohl eher die Pizza«, entgegnete Yuri. »Mir wird immer schlecht, wenn ich Anchovis esse.«

»Es ist ja nicht nur der Magen.«

»Was hast du denn sonst noch?« fragte Yuri ungeduldig.

»Ich kann nicht mehr fernsehen«, klagte Connie. Sie hatte Probleme, das ›F‹ über die Lippen zu bringen. »Ich sehe doppelt. Ich sehe zwei Fernsehapparate.«

»Dann stell das Ding doch endlich ab!« rief Yuri. »Du solltest schlafen. Es ist spät.«

Aber Connie konnte eben nicht schlafen. »Ich bin viel zu aufgekratzt. Außerdem habe ich Angst. Wieso sehe ich doppelt?«

»Vielleicht solltest du dein geschwollenes Auge abdecken«, schlug Yuri vor.

Connie legte sich die Hand aufs Auge.

»Wie ist es jetzt?« fragte Yuri.

»Besser«, erwiderte Connie. »Jetzt sehe ich nur einen Fernseher.«

»Wenn sonst noch etwas ist, kannst du mich rufen«, sagte Yuri und ging zurück zur Tür.

»Es ist noch etwas«, brachte Connie lallend hervor. »Ich habe Durst. Meine Kehle ist total ausgetrocknet.«

»Dann hol dir ein Glas Wasser«, rief Yuri und wollte die Tür schließen.

»Ich habe Angst aufzustehen«, versuchte Connie ihn zurückzuhalten. »Eben war mir ganz schwindelig. Ich wäre fast hingefallen.«

»Kein Wunder – so fett wie du bist«, konstatierte Yuri.

»Bitte, hol mir ein Glas Wasser.«

Yuri fragte sich, ob der Durst auf die Einnahme des Toxins zurückzuführen war. Er hatte keine Ahnung. Doppeltsehen und Sprachstörungen waren auf jeden Fall

Symptome. Was ihm Sorgen bereitete, war, daß sie sich übergeben hatte. Was für eine Ironie des Schicksals wäre es, wenn sie einen Großteil des Gifts erbrochen hätte, weil er ihr eine zu hohe Dosis verpaßt hatte! Aber die Übelkeit konnte genauso gut daher resultieren, daß ihr Körper das Toxin absorbierte. Yuri kannte die Wirkung von Botulinustoxin nur aus Versuchen mit Mäusen, Ratten, Hunden und Affen.

»Okay, ich hole dir ein Glas Wasser.«

»Vielleicht solltest du mich ins Krankenhaus bringen!« rief Connie, ohne das ›H‹ mitzusprechen.

»Wegen Magenkrämpfen? Du spinnst wohl!«

»Ich habe Angst. Ich fühle mich so komisch.«

»Ich hole jetzt das Wasser«, sagte Yuri. Er schloß die Tür und ging in die Küche. Das Ganze zerrte mehr an seinen Nerven, als er gedacht hatte. Falls ein Arzt sie in ihrem jetzigen Zustand sah, konnte er unter Umständen die richtige Diagnose stellen. Als er an der Spüle stand und Wasser ins Glas laufen ließ, pochte es auf einmal laut an der Haustür. Er fuhr zusammen und bekam schlagartig eine so wahnsinnige Angst, wie sie nur jemand kennen konnte, der einmal gezwungen war, unter einem despotischen, totalitären Regime zu leben. Mit einem Mal war auch seine Kehle wie ausgetrocknet. Hastig trank er einen Schluck Wasser. Er mußte das Glas mit beiden Händen fest umklammern.

Am ganzen Leibe zitternd, schlich er zur Jalousie und spähte nach draußen. Er hatte sich so auf Connie konzentriert, daß er Curt vollkommen vergessen hatte – bis er dessen vertraute, von der Außenlampe angestrahlte Silhouette erkannte. Steve stand im Halbdunkel hinter ihm, die Hände in den Hosentaschen vergraben.

Im ersten Augenblick war Yuri erleichtert, doch während er die Tür aufschloß, fluchte er leise vor sich hin. Einen ungünstigeren Zeitpunkt hatten sich die beiden nicht aussuchen können.

»Wir haben ein Geschenk für dich, Partner«, sagte Curt zur Begrüßung und zeigte über die Schulter.

Yuri sah auf die Straße. Hinter Curts Wagen stand ein dunkles Fahrzeug, auf dessen Fahrertür der Schriftzug »Wouton's Pest Control« prangte.

»Ist der Wagen auch mit dem richtigen Verstäuber-Equipment ausgestattet?« fragte Yuri.

»Bringen wir das verdammte Ding erst mal in die Garage!« erwiderte Curt. »Danach können wir weiterreden.«

»Okay«, willigte Yuri ein. »Ich komme sofort.« Er schloß die Tür und rannte in die Küche. Dann stürmte er mit dem Glas Wasser zurück in Connies Zimmer und reichte es ihr. Als sie es entgegennehmen wollte, fuchtelte sie wild mit dem Arm umher, verfehlte es aber auf der ganzen Linie.

»Ich kann nicht mehr«, stöhnte sie und ließ hilflos den Arm aufs Bett fallen. »Sogar das Atmen fällt mir schwer.«

»Kein Problem«, entgegnete Yuri. »Ich halte dir das Glas.« Während Connie vergebens versuchte, den Kopf zu heben, hielt Yuri ihr das Glas an die Lippen. Sie verschluckte sich, und das Wasser rann ihr über die Wangen. Im nächsten Augenblick mußte sie husten und lief dabei rot an.

»Ich bringe dir noch eins«, versprach Yuri und wollte das Glas auf dem Nachttisch abstellen. Da dort kein Platz war, gesellte er es zu den Scherben auf dem Boden. Connie versuchte, ihm inmitten ihres Hustenanfalls etwas zu sagen, doch Yuri ignorierte es.

Er eilte zurück in die Küche, nahm seinen Schlüsselbund und lief zur Haustür. Als er sie öffnete, sah er, daß Curt nicht besonders glücklich wirkte.

»Sehr freundlich, daß du uns hier in der Dunkelheit rumstehen läßt«, fuhr Curt ihn an.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Yuri und zog die Tür hinter sich zu. »Mit Connie spitzt sich die Lage gerade zu.«

»Was soll das heißen?« wollte Curt wissen.

»Ich konnte ihr das Toxin erst ziemlich spät verabreichen«, erklärte Yuri, während er auf die Garage zusteuerte. »Sie hat jetzt die ersten Symptome.«

»Aber du bist sicher, daß sie heute nacht die Grätsche macht?« hakte Curt nach und folgte ihm. Steve ging zurück zur Straße und holte den Wouton-Wagen.

»Das vermute ich«, erwiderte Yuri und öffnete die Seitentür der Garage.

»Moment mal!« raunte Curt. Er packte Yuri am Arm und hielt ihn fest. »Vermutungen können wir uns zum jetzigen Zeitpunkt nicht mehr leisten. Wenn etwas schief läuft, könnte das die ganze Operation ins Wanken bringen. Ich will Sicherheit! Hast du das kapiert?«

»Ich habe ihr eine Dosis verpaßt, mit der ich ganz Brooklyn hätte auslöschen können«, schoß Yuri zurück. »Meinst du, das reicht? Jetzt mach mal halblang!«

Die beiden blieben noch einen Augenblick im Schatten der Garagendachrinne stehen und starrten sich finster an.

»Du mußt endlich begreifen, wie wichtig Sicherheitsvorkehrungen sind!« wütete Curt. »Diese verdammte Scheiße mit deiner Frau hat uns den letzten Nerv gekostet.«

»Ich halte mich an unsere Abmachung«, stellte Yuri klar.

»Hoffentlich«, entgegnete Curt. »Wir können uns jetzt keine Fehler mehr erlauben. Wir haben dir vorhin von einem Typen erzählt, der sich in die People's Aryan Army

eingeschleust hat. Brad Cassidy. Was wir dir bisher nicht erzählt haben, ist, daß er für das FBI gearbeitet hat.«

»O nein!« entfuhr es Yuri. »Was hat die Ermittler auf eure Spur gebracht?«

»Operation Wolverine glücklicherweise nicht«, wußte Curt zu berichten. »Wir glauben, daß das FBI sich ganz allgemein für rechte Milizen interessiert. Da aber keiner meiner Leute auch nur den leisesten Schimmer von unserem großen Plan hat, schweben wir nicht in unmittelbarer Gefahr. Wahrscheinlich haben die Ermittler mitgekriegt, daß Steve im Namen der PAA über das Internet Kontakt zu anderen Milizen aufgenommen hat. Der Punkt ist jedenfalls – wir müssen extrem vorsichtig sein! Je früher wir die Operation durchziehen, desto besser!«

»Ganz meine Meinung«, stimmte Yuri ihm zu.

»Hast du noch mal darüber nachgedacht, den zweiten Fermenter auf Anthrax umzustellen?«

»Ich kümmere mich darum, sobald ich Zeit habe«, erwiderte Yuri. »Wahrscheinlich morgen. Erst muß die Sache mit Connie ausgestanden sein.«

Vorläufig gab Curt sich zufrieden. »Dann laß uns jetzt zusehen, daß wir diesen Pestizid-Verstäuber von der Straße holen, bevor jemand darauf aufmerksam wird. Deine Nachbarn können sich sonst fragen, womit wir hier mitten in der Nacht herumhantieren.«

Yuri knipste das Licht an, betrat die Garage und ging hinten um sein Taxi. Dann zog er das Rolltor hoch und wartete, bis Steve den Wouton-Pick-up hereingefahren hatte. Anschließend zog er das Tor wieder herunter und schob den Riegel vor.

Curt ging um den Pickup herum, löste das Ende der Plane und klappte sie zurück, um Yuri die Apparatur auf der Ladefläche vorzuführen. »Hast du so ein Ding schon mal gesehen?« fragte er.

»Dieses Model nicht«, gestand Yuri. »Aber die orangenen Teile sehen aus wie Streudüsen.«

»Bingo!« rief Curt und klopfte auf das Gerät. »Das ist ein Power-Breitspur-Verstäuber. Egal, welches Pulver du verwendest – du mußt es in diesen Trichter füllen.« Genau wie der Wouton-Fahrer vor gut einem Monat präsentierte nun Curt stolz das High-tech-Gerät.

»Der Stoff muß also nicht mit Flüssigkeit vermischt werden?« fragte Yuri. Er strahlte wie ein kleiner Junge, der ein Fahrrad zu Weihnachten bekommen hat.

»Nein«, erwiderte Curt. »Du füllst Pulver rein und bläst Pulver raus. Der kleine Motor hat es ganz schön in sich: Wie man uns erzählt hat, ist das Gebläse imstande, zweihundertachtzig Kubikmeter Luft pro Minute auszustoßen. Und die exakte Pulvermenge, die du ausstoßen willst, kannst du an dem Dosierer einstellen.«

»Super«, staunte Yuri. Er war tief beeindruckt. Mit so einem guten Gerät hatte er nicht im Traum gerechnet.

»Wenigstens gefällt dir der Wagen«, stellte Curt fest. »Wir haben uns für dieses Prachtexemplar nämlich ganz schön den Arsch aufgerissen und uns jede Menge Ärger eingehandelt. Jetzt bist du dran, deinen Teil unserer Abmachung zu erfüllen.«

»Ich arbeite daran«, versicherte Yuri. »Keine Sorge!«

»Hoffentlich«, sagte Curt bissig.

Sie verabschiedeten sich. Curt und Steve verschwanden in der Dunkelheit und stiegen in ihren Wagen. Yuri stand am Straßenrand.

»Wir hören morgen voneinander!« rief Curt ihm zum Abschied zu. »Du mußt uns berichten, wie die Sache mit deiner Frau ausgegangen ist.«

»Okay«, versprach Yuri und winkte, als Curt den Motor anließ und davonbrauste.

Yuri blieb noch einen Moment in der Dunkelheit stehen und sah den Rückleuchten des Dodge Ram hinterher, bis sie von der Oceanview Lane abbogen und in der Oceanview Avenue verschwanden. Er war zwar immer noch erschöpft, aber so gut wie jetzt hatte er sich den ganzen Tag nicht gefühlt. Die Ungewißheit der langen Stunden hatte sich in Wohlgefallen aufgelöst. Er spürte, daß Operation Wolverine unmittelbar

bevorstand und planmäßig verlaufen würde. Schon bald würde er in einer Reihe mit anderen großen sowjetischen Patrioten stehen, sogar in einer Reihe mit einigen der hervorragendsten Patrioten aus dem Großen Vaterländischen Krieg. Bei dieser Vorstellung huschte ein Grinsen über sein Gesicht.

Eine plötzlich aufkommende Windböe, die das Laub auf der Straße aufwirbelte und die Fliegentür von Yuris Haustür ein paarmal gegen den Rahmen schlug, katapultierte ihn aus seinen Gedanken zurück in die Realität. Vor dem großen Ereignis mußte noch viel getan werden, und seine erste Sorge galt im Augenblick Connie.

Er eilte zurück ins Haus, hielt vor Connies Tür inne und lauschte. Vom dudelnden Fernseher abgesehen konnte er kein Geräusch ausmachen. Unsicher, was ihn erwarten würde, öffnete er behutsam die Tür.

Connie lag reglos da, doch ihre Hautfarbe hatte sich drastisch verändert. Vor allem ihre Lippen hatten eine dunkelviolette Farbe angenommen.

Yuri näherte sich dem Bett.

»Connie?« rief er und rüttelte an ihrer Schulter. Sie bewegte sich nicht. Er hob ihren Arm. Als er merkte, daß er total schlaff war, ließ er ihn aufs Bett zurückfallen. Dann bückte er sich und brachte sein Ohr ganz dicht an ihren Mund. Sie atmete, allerdings nur ganz flach. Er

griff nach ihrem Handgelenk. Ihr Puls war noch tastbar, aber zu schnell und äußerst schwach.

Er richtete sich auf und fragte sich, ob es an der Zeit war, den Notarzt zu rufen, oder ob er noch ein bißchen warten sollte. Die Entscheidung war schwierig; schließlich wollte er auf keinen Fall riskieren, daß Connie aufwachte, wenn man ihr in der Notaufnahme Sauerstoff verabreichte. Falls das passierte, war sie womöglich imstande, den Ärzten und Schwestern vom Verlauf ihrer Symptome zu berichten. Gleichzeitig hielt Yuri es aber auch für günstiger, wenn sie lebendig im Krankenhaus eintraf. Sonst würde man ihn womöglich mit der Frage konfrontieren, warum er seine Frau nicht früher eingeliefert hatte.

Nun knipste er die Nachttischlampe an und öffnete ihr rechtes Auge. Ihre Pupille war starr und stark erweitert. Offenbar wurde es Zeit, den Notarzt zu rufen.

Zurück in der Küche, ging er zum Wandtelefon und wählte die Notrufnummer. So aufgelöst wie möglich schilderte er, er habe seine Frau ohnmächtig und kaum noch atmend vorgefunden. Ihre Haut sei dunkel gefärbt, und früher am Abend habe sie gekeucht, fügte er hinzu. Er nannte seine Adresse und erfuhr, daß der Krankenwagen sich sofort auf den Weg machen werde.

Nach dem Anruf kehrte er ins Schlafzimmer zurück und musterte seine Frau. Plötzlich kam ihm der Gedanke,

daß ihr geschwollenes linkes Auge ihn in die Bredouille bringen konnte. Auf keinen Fall durfte der Verdacht aufkommen, daß er seine Frau mißhandelt hatte; denn das konnte ohne weiteres Untersuchungen nach sich ziehen, ob Connie eines gewaltsamen Todes gestorben war. Vielleicht sollte er sagen, daß sie hingefallen war. Angesichts der Tatsache, daß sie auf dem Bett lag, klang diese Lüge allerdings nicht besonders überzeugend. Ein Blick durch die offenstehende Badezimmertür brachte ihn auf eine Idee.

Von der anderen Seite des Bettes aus versuchte er Connie in eine sitzende Position zu wuchten. Leider entpuppte sich dies angesichts ihrer Masse und ihres Gewichts als extrem schwierig; daß ihr Körper total schlaff war, erleichterte die Sache auch nicht gerade. Er rollte sie auf die Seite, das Gesicht von ihm weggedreht, und packte sie unter den Achselhöhlen. Einen Fuß auf den Rand der Matratze gestützt, gelang es ihm schließlich, sie langsam zu sich heranzuziehen. Doch dann passierte ein Unglück.

Als er Connies Oberkörper gerade vom Bett gezerrt hatte, rutschte der Bettvorleger, auf dem er stand, weg, und er fiel auf den Rücken. Connie begrub ihn mit ihrem massigen Körper, und im nächsten Augenblick glaubte er zu ersticken. Fast eine Minute lang rang er verzweifelt

nach Luft. Connies Gewicht lastete so schwer auf ihm, daß er nicht atmen konnte. Allmählich begann das Zimmer vor seinen Augen zu verschwimmen, und er hatte furchtbare Angst, in Ohnmacht zu fallen.

Mit einer letzten Kraftanstrengung gelang es ihm schließlich, sich so weit zu drehen, daß er einigermaßen Luft bekam. Doch nun mußte er sich daranmachen, sich aus Connies schlaffer Umklammerung zu befreien.

Unter Einsatz all seiner Kräfte schaffte er es schließlich, sich aus Connies Würge last zu lösen. Er rappelte sich auf und keuchte. Für einen Augenblick war er versucht zu fliehen; doch dann blieb er wie angewurzelt stehen und starrte auf seine inzwischen auf dem Bauch liegende Frau hinab. Mit einem Mal überkam ihn eine unheimliche Angst. Obwohl Connie schon halb tot war, hätte sie es um ein Haar geschafft, sich an ihm zu rächen.

Das entfernte Heulen einer näher kommenden Sirene holte ihn schlagartig zurück in die Realität. Er mußte etwas tun! Das Notarztteam würde wissen wollen, warum die leidende Frau neben ihrem Bett auf dem Boden lag, noch dazu auf dem Bauch. Was sollte er darauf antworten? Er hätte sie besser auf dem Bett liegengelassen; aber sie wieder zurückzubugsieren war völlig unmöglich.

Wissend, wie wenig Zeit ihm blieb, ging er in die Hocke und zog mit aller Kraft so lange an Connies Armen, bis

ihr Kopf in Richtung Bad wies. Dann wuchtete er sie auf den Rücken, packte sie wieder an den Achseln und schleppte sie ins Bad. Er wollte es so aussehen lassen, als ob sie im Bad zusammengebrochen war und sich an einer der zahlreichen Armaturen das Auge eingeschlagen hatte.

Die Sirene wurde immer lauter. Er prüfte ein letztes Mal, ob mit Connie alles okay war, eilte zurück ins Schlafzimmer und brachte das Laken in Ordnung, das zusammen mit Connie zu Boden gegangen war.

Kräftiges Pochen an der Haustür trieb ihn zu höchster Eile an. Kaum hatte er die Tür geöffnet, stürzten zwei Notarzhelfer in den Flur, ein Mann und eine Frau, die diverse Instrumente bei sich trugen.

»Wo ist die Patientin?« fuhr die Frau ihn an.

Yuri zeigte auf Connies Zimmertür. »Im Bad hinter dem Schlafzimmer.«

Yuri folgte den Sanitätern, die Connie sofort zur Hilfe eilten. Sie quetschten sich ins Bad und preßten ihr als erstes eine Sauerstoffmaske aufs Gesicht. Yuri hoffte inständig, daß sie sich nicht wie durch ein Wunder wiederbeleben ließ.

»Sie atmet flach, und ihr Herz schlägt!« rief die Helferin ihrem Kollegen zu. »Aber ihre Hautfarbe gefällt mir überhaupt nicht. Wir sollten sie sofort mit dem Handbeutel beatmen.«

Yuri beobachtete, wie die Notarzhelfer Sauerstoff in Connies Lungen pumpten. Ihre Brust hob sich erheblich höher, als wenn sie aus eigener Kraft atmete.

»Kein Widerstand«, stellte der Helfer fest, der den Beatmungsbeutel in bestimmten Intervallen zusammenpreßte.

»Was ist hier passiert?« wandte sich die Frau an Yuri, der in der Tür stand und sich Mühe gab, leidend auszusehen. Während sie sprach, befestigte sie mehrere EKG-Ableitungen an Connies Körper.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Yuri. »Sie hatte heute abend leichte Schwierigkeiten beim Atmen, aber so schlimm war es auch wieder nicht. Und dann habe ich gehört, wie sie hingefallen ist. So habe ich sie gefunden.«

Die Frau nickte. »Hat sie unter Asthma gelitten?«

»Ja«, erwiderte Yuri. »Ziemlich stark sogar.«

»Wie sieht es mit Allergien aus?« wollte die Helferin wissen.

»Die hat sie auch«, gab Yuri Auskunft.

»Hat sie über Schmerzen in der Brust geklagt?«

»Nein«, erwiderte Yuri. »Überhaupt nicht.«

Die Frau nickte wieder. Sie erstellte mit Hilfe des EKG-Gerätes eine Rhythmuskurve und zeigte sie ihrem Partner. Dabei erklärte sie, daß das Herz der Patientin langsam, aber regelmäßig schlage. Ihr Partner nickte.

Die Frau hob den Kopf und sah Yuri an. »Wieviel wiegt Ihre Frau?«

»Keine Ahnung«, meinte Yuri betreten. »Ziemlich viel.«

»Das sehe ich«, bemerkte die Helferin. Dann zog sie ein Sprechfunkgerät aus der Gurttasche und funkte ihre Basis an. Sie teilte der Zentrale mit, daß sie mindestens drei weitere Helfer brauche, um eine bewußtlose, extrem übergewichtige Patientin in den Krankenwagen zu transportieren, deren Zustand im Moment stabil sei.

Mit vereinten Kräften hievtten die Helfer Connie aus dem Bad, wuchteten sie auf eine Tragbahre und schlepp-ten sie in den Rettungswagen. Yuri schenken sie wäh-renddessen keinerlei Beachtung; aber sie erlaubten ihm, Connie ins Krankenhaus zu begleiten. Sie war während der gesamten Fahrt intubiert und wurde künstlich beat-met.

Im Krankenhaus wurde Connie sofort in den Behand-lungsbereich gebracht. Yuri mußte zunächst an der Auf-nahme Angaben über ihre Versicherung machen, dann verbannte man ihn in den Wartebereich. Irgendwann kam ein zerzaust aussehender Arzt mit Pferdeschwanz auf ihn zu und wollte Connies Krankengeschichte aufnehmen; vor allem interessierten ihn ihre asthmatischen Beschwerden und Allergien. Yuri erzählte ihm, daß seine Frau in letzter

Zeit kaum unter Atembeschwerden gelitten habe, zumindest nicht, seitdem sie verheiratet seien. Er berichtete dem Arzt aber auch, daß sie ihm von etlichen Krankenhaus- und Notaufnahmebesuchen aus der Zeit erzählt habe, bevor sie sich kennengelernt hatten. Gegen was sie alles allergisch sei, wisse er nicht so genau; er vermutete gegen Dinge wie Nüsse, Katzen, Staub und Pollen.

»Wie geht es ihr?« fragte er vorsichtig, als der Arzt sich wieder auf den Weg machte.

»Ziemlich schlecht, um ehrlich zu sein«, gestand der Arzt. »Wir fürchten, daß ihr Gehirn zu lange ohne Sauerstoff war. Wir können bei ihr keinerlei periphere Reflexe feststellen, und das verspricht im Hinblick auf ihre Hirnfunktion nichts Gutes. Es sieht wirklich schlecht aus. Tut mir leid.«

Yuri nickte. Er wünschte, er könnte weinen, doch es gelang ihm nicht. Statt dessen ließ er den Kopf hängen. Der Arzt klopfte ihm auf die Schulter und verschwand.

Eine Stunde später kam der gleiche Arzt zurück. Diesmal trug er über seinem zerknitterten pyjamaähnlichen Outfit einen weißen Kittel. Auf seinem Namensschild stand *Dr. Michael Cooper*. Er setzte sich neben Yuri. Yuri sah in die graugrünen Augen des Arztes.

»Ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten für Sie«, begann Dr. Cooper.

Yuri erstarrte. Vor seinem geistigen Auge sah er, wie Connie sich plötzlich in ihrem Notaufnahme-Bett aufrichtete und mitteilte, daß irgend etwas in ihrem Eis gewesen sei, das sie habe doppelt sehen lassen, und womit alles angefangen habe. »Ihre Frau ist entschlafen«, sagte Dr. Cooper leise. »Wir haben alle unser Bestes getan, aber wir konnten ihr nicht mehr helfen. Es tut mir furchtbar leid.«

Yuri schossen Tränen in die Augen. Daß es Freudenstränen waren, konnte ja niemand ahnen. Er war begeistert, daß er sein Theater nun doch noch mit Tränen unterstützen konnte. Am meisten aber freute ihn, daß sein Plan funktioniert hatte: Er hatte sich Connie auf angemessene Weise vom Leibe geschafft. Trotz seiner Befürchtungen hatte alles geklappt. Er war frei, und Curt würde mit ihm zufrieden sein.

»Es muß ein furchtbarer Schock für Sie sein«, fuhr Dr. Cooper fort. »Ihre Frau war ja noch so jung.«

»Danke«, brachte Yuri hervor. Er wischte die Tränen mit dem rechten Zeigefingerknöchel weg und achtete darauf, daß dem Arzt seine Gebärde nicht entging. »Dann muß ich mich jetzt wohl um ihren Leichnam kümmern. Kennen Sie jemanden, der mir dabei helfen kann? Ich habe so etwas noch nie gemacht.«

»Natürlich«, erwiderte Dr. Cooper. »Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen in ein paar Minuten jemanden von

der Fürsorge vorbeischieken. Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Heute müssen Sie in dieser Angelegenheit keine Entscheidungen mehr treffen.«

»Nein?« fragte Yuri. »Warum nicht?«

»Weil Ihre Frau ein sogenannter Fall für die Gerichtsmedizin ist«, erklärte Dr. Cooper.

»Heißt das, daß eine Autopsie vorgenommen wird?« fragte Yuri bestürzt.

»Ja«, bestätigte Dr. Cooper. »Aber ich kann Ihnen versichern, daß die Gerichtsmediziner dabei äußerst respektvoll vorgehen.«

»Aber warum eine Autopsie?« drängte Yuri. »Sie kennen die Diagnose doch.«

»Stimmt«, bestätigte Dr. Cooper. »Wir wissen, daß Ihre Frau nach einer Asthma-Vorgeschichte an akutem Atemnotsyndrom gestorben ist. Aber man muß auch bedenken, daß sie noch relativ jung war und – von diesem bedauerlichen Anfall abgesehen – trotz ihres Übergewichts im Grunde gesund. Wir halten es alle für das Beste, sie noch von einem Gerichtsmediziner untersuchen zu lassen – nur um sicherzugehen, daß wir nichts übersehen haben. Ich möchte Sie aber nicht beunruhigen. Das ist reine Routine in solchen Fällen.«

»Sie haben bestimmt nichts übersehen«, platzte Yuri heraus. »Danke für Ihr Vertrauen«, entgegnete Dr. Co-

per. »Aber sicher werden auch Sie besser mit dem Verlust Ihrer Frau fertig werden, wenn ohne den geringsten Zweifel geklärt ist, was diese Tragödie verursacht hat. Sie verstehen doch, was ich meine, nicht wahr?«

»Natürlich«, brachte Yuri hervor. Die Ängste, die ihn Stunden zuvor gequält hatten, überrollten ihn erneut wie eine Lawine.

9. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 6.43 Uhr

Laurie konnte es selbst kaum glauben. Sie war aufgewacht, bevor der Wecker geklingelt hatte. Das war ihr seit Jahren nicht mehr passiert. Eigentlich hatte sie damit gerechnet, unter Jetlag zu leiden; schließlich war sie erst am Morgen zuvor von Paris nach New York zurückgeflogen. Sie rechnete kurz nach und kam zu dem Ergebnis, daß es in Frankreich bereits Mittag war. Auch wenn sie nur ein paar Tage in der französischen Hauptstadt verbracht hatte, hatte sie sich offenbar ziemlich gut auf die dortige Uhrzeit eingestellt.

Kaum hatte sie sich zum ersten Mal geräkelt, da erhob sich auch schon Tom-2 und kam ans Kopfende des Bettes gekrochen, um sich seine allmorgendliche Dosis an Streicheleinheiten abzuholen. Laurie erfüllte ihm den Wunsch gern. Im Gegensatz zu ihrem ersten Kater, einer Promenadenmischung namens Tom, den sie einst aus einem Tierversuchszentrum gerettet hatte und der später brutal getötet worden war, war Tom-2 ein reinrassiger Burmakater. Sie hatte ihn bei den Fabulous Felines an der Second Avenue gekauft. Das Fell von Tom-2 hatte

fast die gleiche Farbe wie Lauries Haar, allerdings besaß er keine rötlichen Strähnen.

Laurie sprang aus dem Bett. Seit sie vor gut einem Monat Paul kennengelernt hatte, war sie nur noch bestens gelaunt. Sie ging in die Küche und schaltete die Kaffeemaschine an, die sie bereits am Abend präpariert hatte. Dann hüpfte sie in ihr winziges Bad und stellte sich fröhlich unter die Dusche. Als sie ihre Stelle beim Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York angetreten hatte, und das war jetzt acht Jahre her, hatte sie dieses kleine Zweizimmer-Apartment bezogen. Inzwischen könnte sie sich durchaus eine komfortablere Wohnung leisten; doch sie hatte sich so an ihre im fünften Stock liegende Bleibe gewöhnt, daß sie sich einen Umzug lieber ersparte. Außerdem wohnte sie nur elf Blöcke vom Institut entfernt, so daß sie oft beide Wege zu Fuß zurücklegte. So bequem hatten es nur wenige ihrer Kollegen.

Während sie sich die Haare wusch, dachte sie über das Dinner am vergangenen Abend nach und mußte grinsen. Anfangs war sie enttäuscht gewesen, wie Jack und Lou auf ihre Neuigkeit reagiert hatten; aber nachdem sie deren Verhalten noch einmal hatte Revue passieren lassen, hatte sie ihre Meinung geändert. Inzwischen mußte sie darüber lachen, wie offensichtlich schockiert und unfähig

die beiden gewesen waren, ihr das Beste zu wünschen. Daß sie auch ein bißchen Genugtuung empfand, konnte sie nicht verhehlen. Von den beiden war keiner bereit gewesen, auch nur annähernd an eine feste Bindung zu denken. Was erwarteten sie von ihr? Daß sie ihr Leben lang ein Single blieb?

Sie hatte schon länger vermutet, daß sowohl Jack als auch Lou in sie verliebt waren und Angst hatten, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie schätzte die Freundschaft der beiden sehr, doch oft hatte sie die Situation auch als frustrierend empfunden; denn sie hatte schon immer gewußt, daß sie Kinder haben wollte. Daß vor allem Jack viel Zeit benötigte, um den schmerzlichen Verlust seiner Familie zu verarbeiten, konnte sie durchaus verstehen, und sie hatte jede Menge Geduld aufgebracht. Aber sollte sie ewig warten? All die Jahre, die sie Jack nun kannte, hatte er durch nichts zu erkennen gegeben, daß er allmählich seinen Schmerz überwand. Manchmal kam es ihr so vor, als ob sein ganzes Leben eine einzige Reaktion auf den tragischen Unfall war.

Mit Lou stand die Sache anders. Sein tief verwurzelter Minderwertigkeitskomplex schien gegen all ihre Bemühungen immun zu sein. Mit den verschiedensten Methoden hatte sie versucht, seinen Schutzschild zu durchbrechen – ohne Erfolg. Es war sogar so gewesen, daß er sich

um so mehr in die Defensive gedrängt gefühlt und sogar Streit angefangen hatte, je mehr Aufmerksamkeit sie ihm widmete. Schließlich hatte sie resigniert und sich damit zufrieden gegeben, daß sie eben einfach Freunde bleiben würden.

Sie frottierte sich kräftig das Haar, kämmte es und holte den Fön hervor. Da sie es für besser hielt, sich auf das Positive in ihrem Leben zu konzentrieren, dachte sie an Paul Sutherland. Ein verzücktes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Im Laufe der vergangenen Jahre hatte sie sich bemüht, ihre eigene Persönlichkeit besser zu verstehen. Dabei war ihr klargeworden, daß sie ihr ganzes Leben lang nur vorsichtige, rationale Entscheidungen getroffen hatte – ein Charakterzug, der ihr in beruflicher Hinsicht deutlich zugute gekommen war, sie in anderen Situationen aber auch eingeschränkt hatte. Von ein oder zwei kleineren Aufständen im Teenageralter abgesehen hatte sie nie wirklich etwas riskiert. Mit Paul war jetzt ihre Chance gekommen. Sie mußte die Gelegenheit nur beim Schopfe packen und endlich voll ins Leben einsteigen.

Als sie mit ihrem Haar zufrieden war, widmete sie sich dem Schminken. Da sie nur wenig Make-up benutzte, war sie schnell fertig. Beim Auftragen dachte sie über ihre stürmische Romanze mit Paul nach. Dank seiner

Großzügigkeit und Spontaneität waren sie nicht nur in Paris gewesen, sondern hatten auch jeweils ein Wochenende in Los Angeles und Caracas verbracht. In New York waren sie fast jeden Abend essen gegangen, und zwar nur in den besten Restaurants der Stadt. Darüber hinaus hatten sie etliche Theater und Konzerte besucht.

Als sie sich angezogen hatte, ging sie in die Küche und frühstückte. Während sie ihr Müsli mit Früchten und Joghurt aß und am Kaffee nippte, mußte sie sich eingestehen, daß ihr die Geschichte mit Paul ein bißchen zu schnell ging. Sie war immer noch total überwältigt von seinem überraschenden Antrag. Noch nie hatte sie sich so gut und geschmeichelt gefühlt wie jetzt, da sie einen Mann hatte, der sie schätzte und sie unter keinen Umständen wieder laufenlassen wollte. Wenn sie Paul noch nicht offiziell ihr Jawort gegeben hatte, dann vor allem deshalb, weil sie noch mit Jack und Lou, in erster Linie aber mit Jack, hatte sprechen wollen. Sie hatte gehant, daß die beiden herumdrucksen und sich winden würden, aber sie hatten es nicht besser verdient. Trotzdem fühlte sie sich den beiden gegenüber verpflichtet, ihre Situation klar und ehrlich offenzulegen. Wenn sie wollten, konnten sie sich weiter um sie bemühen oder sich bedeckt halten und sich zurückziehen. Falls sie sich von ihr zurückzogen, würde sie ihre Chance wahrnehmen und ihre Zu-

kunft endgültig mit Paul verbringen, selbst wenn sie sich instinktiv längst nicht so zu Paul hingezogen fühlte wie zu Jack.

Die Türklingel riß sie abrupt aus ihren Gedanken. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Wer wollte sie morgens um halb acht besuchen? Sie nahm den Hörer von der altmodischen Sprechanlage und preßte ihn ans Ohr. Dann drückte sie den Sprechknopf und sagte »hallo«. Trotz des Rauschens erkannte sie die antwortende Stimme sofort. Es war Paul.

Sie betätigte den Türöffner. Danach rannte sie hektisch durch die Wohnung und sammelte einen Slip von der Sofalehne, einen BH vom Beistelltisch und eine Strumpfhose vom Boden auf. Als sie am Abend nach Hause gekommen war, war sie so müde und erschöpft gewesen, daß sie sich schon auf dem Weg zum Bett ausgezogen und sämtliche Sachen unterwegs hatte fallen lassen.

Kurz darauf klopfte es an der Tür. Automatisch sah Laurie zuerst durch den Spion. Paul hatte sein Gesicht an die winzige Linse gepreßt, so daß sie direkt in eins seiner dunklen Augen blickte.

Sie entriegelte die diversen Schlösser, die ihr Vermieter an der Wohnungstür angebracht hatte, und öffnete. »Du Clown«, begrüßte sie ihn fröhlich und spielte auf

seine Mätzchen an. Er liebte es, neckische und unvorhersehbare Dinge zu tun, die Laurie in der Öffentlichkeit allerdings manchmal peinlich waren. Er war ihr zum Beispiel in den engen Waschraum der Concorde gefolgt. Beim Rausgehen hatte sie sich entsetzlich geschämt. Später hatte sie allerdings sowohl über sich selbst als auch über den steifen Geschäftsmann lachen müssen, der so getan hatte, als hätte er sie nicht gesehen.

»Ich habe eine Überraschung für dich«, sagte Paul und zauberte hinter seinem Rücken einen Strauß Herbstblumen hervor.

»Wieso bekomme ich Blumen?« fragte Laurie.

»Nur so«, erwiderte Paul. »Ich bin an einem von diesen koreanischen Bedarfsartikelläden vorbeigekommen, die die ganze Nacht geöffnet haben, und der Strauß hat mir spontan gefallen.«

»Vielen Dank«, sagte Laurie. Sie gab ihm ein Küßchen und nahm die Blumen entgegen. Während sie eine Vase holte, zog Paul seinen Mantel aus. Er trug einen ähnlichen Anzug wie am Abend zuvor und sah sehr elegant aus.

»Komm in die Küche, wenn du einen Kaffee möchtest!« rief Laurie ihm zu. Einen Augenblick später stand er mit dem laut schnurrenden Tom-2 auf dem Arm in der Tür. »Was möchtest du?« fragte sie. »Filterkaffee ist fer-

tig, aber ich kann dir auch einen Espresso zubereiten.« Sie arrangierte die Blumen und stellte die Vase auf den Tisch.

»Danke, ich möchte nichts«, lehnte Paul energisch ab. »Ich habe für heute genug Kaffee gehabt, wenn nicht sogar für die ganze Woche. Das Telefon hat mich mal wieder ziemlich früh aus dem Schlaf gerissen. Wenn es in Europa bloß nicht sechs Stunden früher wäre als bei uns! Dann hätte ich erheblich weniger Streß.«

»Du hast doch sicher nichts dagegen, wenn ich weiter frühstücke, nicht wahr?« fragte Laurie. »Ich muß gleich los.«

»Alles klar«, erwiderte Paul und ließ sich Laurie gegenüber an dem kleinen Küchentisch nieder. Tom-2 schien sich auf seinem Schoß pudelwohl zu fühlen.

»Du erstaunst mich immer wieder«, brachte Laurie zwischen zwei Bissen hervor. »Heute morgen hätte ich nun wirklich nicht mit dir gerechnet.«

»Ich weiß«, entgegnete Paul mit einem verschmitzten Lächeln. »Aber ich habe eine Überraschung für dich, und ich wollte sie dir lieber von Angesicht zu Angesicht präsentieren. Schließlich möchte ich mir deine großen Augen nicht entgehen lassen.«

»Jetzt machst du mich aber neugierig«, bestürmte ihn Laurie. »Womit willst du mich denn schon wieder überraschen?«

»Zuerst möchte ich dir noch sagen, wie schön ich es fand, deine Freunde kennenzulernen«, entgegnete Paul. »Sind ja zwei beeindruckende Typen.«

»Freut mich, daß du sie magst«, sagte Laurie. »Aber jetzt rück schon mit der Überraschung heraus!«

Paul grinste. Er wußte genau, wie neugierig Laurie war, und hielt sie deshalb extra lange hin. »Daß Jack jeden Tag mit dem Fahrrad durch die Stadt düst, finde ich wirklich bemerkenswert.«

»Paul!« stöhnte Laurie frustriert.

»Und Lou erst mal«, fuhr er fort. »Ich kann mich nicht erinnern, jemals einem so zurückhaltenden Menschen begegnet zu sein.«

»Du hast gleich einen Schlag Joghurt auf deiner Seidenkrawatte, wenn du nicht sofort mit der Sprache herausrückst.« Laurie zog den Löffel, den sie mit dem Stiel nach unten in der rechten Hand hielt, mit dem linken Zeigefinger nach hinten, als wollte sie ihn als Miniaturkatapult einsetzen.

»Okay, okay«, lachte Paul und hob kapitulierend die Hände. Tom-2 roch sich anbahnende Gefahr und floh von Pauls Schoß ins Wohnzimmer.

»Du hast noch fünf Sekunden«, neckte Laurie.

»Die Überraschung ist, daß wir nächstes Wochenende noch einmal nach Europa fliegen«, verkündete Paul.

»Wir nehmen am Freitag die Concorde nach Paris, und von dort geht's weiter nach Budapest. Budapest hat sich zu einer der interessantesten Städte Europas gemausert. Du wirst begeistert sein. Ich habe uns sogar schon eine Suite im Hilton reserviert – mit Blick auf die Donau, versteht sich.«

Paul sah Laurie mit einem selbstzufriedenen Grinsen an. Laurie starrte zurück, sagte aber nichts. Paul verging das Grinsen. »Was ist los?« fragte er.

»Aber ich kann nächstes Wochenende nicht«, wandte Laurie ein.

»Warum nicht?« fragte Paul.

»Ich muß meinen Arbeitsrückstand aufholen«, legte Laurie ihm dar und lachte halbherzig auf. »So viele unerledigte Fälle wie zur Zeit hatte ich noch nie auf dem Schreibtisch.«

»Aber du willst doch wohl nicht unsere Wochenendpläne durchkreuzen?« fragte Paul erstaunt. »Arbeiten kannst du schließlich werktags.«

»Ich habe entsetzlich viel zu tun«, erklärte Laurie. »Außerdem sind etliche Dinge liegengeblieben, weil ich mich gestern fast den ganzen Tag mit dem FBI um den Skinhead-Fall kümmern mußte.«

Paul verdrehte die Augen. »Paß auf! Dann machen wir es so: Wir knicken alles, was wir für diese Woche ge-

plant hatten. Immerhin ist ja heute erst Dienstag. Wir lassen sogar das Ballett am Donnerstag abend sausen, obwohl ich mir für die Tickets wirklich die Beine in den Bauch gestanden habe. Aber das Ballett ist nicht so wichtig wie das Wochenende in Budapest.«

»Ich kann nicht nach Budapest fliegen!« stellte Laurie in einem Ton klar, der jede weitere Diskussion ausschloß.

Für eine Weile herrschte Funkstille. Laurie sah ihren Beinahe-Verlobten an. Er erwiderte ihren Blick nicht, sondern sah auf seine Hände hinab und schüttelte unmerklich den Kopf. »Ich muß sagen, ich bin überrascht«, gestand er schließlich und begann nun sachte zu nicken, ohne jedoch von seinem Schoß aufzusehen. »Dabei war ich mir so sicher, daß ich dir eine Freude machen würde.«

»Ich würde ja gerne mit dir fliegen«, beteuerte Laurie nun mit sanfterer Stimme. »Aber ich habe auch noch andere Verpflichtungen, zum Beispiel meine Arbeit.«

»Es ist bestimmt nicht gesund, sich so von seiner Arbeit vereinnahmen zu lassen«, übte Paul leise Kritik und sah Laurie mit seinen pechschwarzen Augen an. »Dafür ist das Leben zu kurz.«

»Jetzt bist du aber ungerecht«, entrüstete sich Laurie. »Immerhin sind wir am vergangenen Wochenende in

erster Linie wegen deiner Arbeit nach Paris geflogen. Nicht, daß wir uns nicht amüsiert hätten, als du deine Geschäfte erledigt hattest. Wahrscheinlich willst du auch nach Budapest, weil du dort etwas zu tun hast. Mit anderen Worten: Du arbeitest an Wochenenden. Warum, bitte schön, ist es etwas anderes, wenn ich am Wochenende auch mal arbeiten muß?»

»Es ist eben etwas anderes«, beharrte Paul.

»Ach ja?« fragte Laurie. »Das sehe ich nicht so.«

Paul starrte sie an. Sein Gesicht war rot angelaufen.

»Meiner Meinung nach liegt der Unterschied lediglich darin, daß ich im Gegensatz zu dir in Budapest nicht meiner Arbeit nachgehen kann.«

»Es gibt auch noch andere Unterschiede«, konterte Paul erbost.

»Dann nenn mir Beispiele!« verlangte Laurie.

Paul seufzte und schüttelte den Kopf. »Es ist nicht wichtig.«

»Aber es muß dir wichtig sein, sonst würdest du dich doch nicht so aufregen.«

»Ich rege mich auf, weil du nicht mitkommen willst.«

»Es ist nicht so, daß ich nicht will«, betonte Laurie.

»Ich kann nicht. Das mußt du ja wohl verstehen.«

»Ist schon gut«, entgegnete Paul, doch er klang nicht gerade überzeugt.

»Was machst du eigentlich für Geschäfte?« erkundigte sich Laurie jetzt. Jacks Frage vom Vorabend – sie hatte keinen blassen Schimmer und bisher auch keine Lust gehabt nachzuhaken, da sie immer davon ausgegangen war, daß er es ihr schon irgendwann erzählen würde. Nachdem sie mit unzähligen Männern ausgegangen war, die über nichts anderes reden konnten als über ihre Arbeit, hatte sie Paul als erfrischend anders empfunden. Doch allmählich wunderte sie sich doch, womit er eigentlich sein Geld verdiente.

»Spielt das eine Rolle?« fragte Paul in streitsüchtigem Ton. »Nein«, beschwichtigte Laurie. Sie hatte ihn verletzt, da ihre Frage implizierte, seine Geschäfte könnten irgend etwas mit ihrer Beziehung zu tun haben. »Deswegen sollten wir jedenfalls bestimmt nicht streiten.«

»Das sehe ich auch so«, stimmte Paul ihr zu. »Tut mir leid, daß ich ein bißchen überreagiert habe. Das Problem ist nur – ich muß unbedingt nach Budapest. Ohne dich ist es so einsam. Wenn du mitkommen würdest, würde ich mich riesig freuen.«

»Schön, wie du das sagst«, sagte Laurie liebenswürdig. »Ich finde es ja auch wirklich nett, daß du mich fragst; aber ich kann nun mal nicht jedes Wochenende wegfahren. Immerhin waren wir schon die letzten drei unterwegs.«

»Verstehe«, nuschelte Paul und rang sich ein schwaches Lächeln ab.

Laurie sah ihm in die Augen. Sie fragte sich, ob er es ehrlich meinte.

Paul hatte ein über Funk geordnetes Taxi vor dem Apartmentblock warten lassen und bot Laurie an, sie ein Stück mitzunehmen, da er in die gleiche Richtung müsse. Sein erstes Meeting finde bei den Vereinten Nationen statt. Laurie war beeindruckt und platzte jetzt fast vor Neugier. Was für Geschäften er wohl nachging? Beinahe hätte sie ihn gefragt, wen er treffen würde; doch sie fürchtete, daß er den Grund ihrer Nachfrage allzu leicht durchschauen könnte.

Am Gerichtsmedizinischen Institut stieg Laurie aus und winkte Pauls Wagen nach, der die First Avenue in Richtung Norden davonbrauste. Dann drehte sie sich um und stieg die Treppe zu dem Gebäude aus blauem Glasurstein hinauf. Als sie den Eingang passierte, hatte sie vage das Gefühl, nicht ganz auf der Höhe zu sein. Dabei war sie so gutgelaunt aufgestanden. Doch auch wenn sie nicht richtig mit Paul gestritten hatte, war sie leicht mit ihm aneinandergeraten, und in ihrer bisher wild romantischen Beziehung war das eine Premiere. Sie hoffte, daß der kleine Zwist kein böses Omen war und keine weiteren Auseinandersetzungen folgten. Außerdem wünschte sie sich, daß

die Spur von männlichem Chauvinismus, die in seinen Antworten durchgeklungen war, kein verschleieter Hinweis auf gänzlich sexistische Ansichten war.

Sie durchquerte den leeren Wartebereich und steuerte auf den inneren Eingang zu, der auf den Flur im Erdgeschoß führte. »Entschuldigen Sie bitte!« rief sie Marlene Wilson, der afroamerikanischen Rezeptionistin, zu. Marlene mußte den Türsummer drücken, damit Laurie hineinkonnte.

»Warten Sie, Dr. Montgomery!« rief Marlene, als sie Laurie sah. »Sie haben Besuch.«

Ein Paar mittleren Alters, das Laurie noch nie zuvor gesehen hatte, erhob sich von einem der im Wartebereich aufgestellten Vinylsofas. Der Mann war stämmig und hätte eine Rasur nötig gehabt. Er trug eine dicke rotkarierte Wolljacke und hielt eine Jägersmütze mit Ohrenschützern in der Hand. Die Frau sah gebrechlich aus. Der Kragen ihres Mantels war mit einer Spitzenborte verziert. Die beiden sahen aus, als kämen sie aus einer Kleinstadt im Mittleren Westen. Sie wirkten eingeschüchtert und erschöpft, als wären sie die ganze Nacht unterwegs gewesen.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte Laurie.

»Wir hoffen es«, antwortete der Mann. »Ich bin Chester Cassidy, und das ist meine Frau Shirley.«

Als Laurie den Nachnamen hörte, zuckte sie zusammen. Wahrscheinlich standen vor ihr die Eltern von Brad Cassidy. Schlagartig und unbeabsichtigt sah sie vor ihrem geistigen Auge das Bild des gefolterten jungen Mannes, dessen Leiche sie am Tag zuvor obduziert hatte. Sie erinnerte sich an die durchstoßenen Augenhöhlen, an die riesigen Nägel, mit denen man dem Jungen die Handflächen durchbohrt hatte, und an die nackten Brust- und Bauchpartien, an denen ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen worden war. Sie mußte sich schütteln.

»Was kann ich für Sie tun?« brachte sie schließlich hervor.

»Man hat uns gesagt, daß Sie die Ärztin sind, die sich um unseren Sohn Brad gekümmert hat«, erwiderte Mr. Cassidy. Ohne es zu merken, fummelte er unentwegt mit seinen großen, schwieligen Händen an der Mütze herum.

Laurie nickte. Der Euphemismus, sie habe sich »um Brad gekümmert«, war allerdings kaum angebracht, wenn man bedachte, was sie hatte tun müssen.

»Wir würden uns gern ein paar Minuten mit Ihnen unterhalten«, fuhr Mr. Cassidy fort. »Vorausgesetzt, Sie haben einen Augenblick Zeit für uns.«

»Selbstverständlich«, entgegnete Laurie, obwohl sie auf das Gespräch nicht gerade erpicht war. Es fiel ihr immer wieder schwer, mit Hinterbliebenen zu reden, erst

recht, wenn es Eltern waren, die ein Kind verloren hatten. »Ich bin gerade erst gekommen. Geben Sie mir eine Viertelstunde, dann können wir uns unterhalten.«

»In Ordnung«, sagte Mr. Cassidy. Er legte den Arm um die Schulter seiner Frau und führte sie zurück zum Sofa.

Laurie bat Marlene, den Türsummer zu drücken. Besorgt, wie das Gespräch mit dem Ehepaar Cassidy verlaufen würde, nahm sie den Fahrstuhl und fuhr hinauf in den vierten Stock. Sie ging in ihr Büro und zog ihren Mantel aus. Ein Blick auf den Berg unerledigter Fälle, der sich auf ihrem Schreibtisch stapelte, bestärkte sie noch einmal in dem Entschluß, auf keinen Fall nach Budapest zu fliegen.

Die Akte über den Fall Brad Cassidy lag ziemlich weit oben. Sie blätterte mit dem Zeigefinger die Seiten durch und entdeckte, wonach sie suchte: den Identifikationsbogen. Sie zog ihn heraus und sah nach, wer den Toten identifiziert hatte. Der Name lautete Helen Trautman; sie war die Schwester des Verstorbenen.

Zurück im Erdgeschoß, machte sie einen Umweg durch die Telefonzentrale in den ID-Raum. Sie wollte sich noch einen Schluck Kaffee gönnen, bevor sie den Cassidys gegenübertrat. Als sie den Raum betrat, lief sie Jack und Vinnie in die Arme, die sich gerade auf dem

Weg in den Sektionssaal befanden. Sie waren wie immer die ersten.

»Können wir uns einen Augenblick unterhalten?« fragte Jack verlegen, als er Laurie erblickte.

»Wenn's geht, lieber später«, bat Laurie und musterte ihn neugierig. Verlegenheit zu zeigen gehörte entschieden nicht zu Jacks typischen Verhaltensmustern. »Im Wartebereich sitzt ein Ehepaar, das mit mir sprechen möchte. Ich fürchte, die beiden warten schon ziemlich lange.«

»Es dauert nur eine Sekunde«, versprach Jack. »Geh schon mal vor, Vinnie, und bereite alles vor! Ich komme in ein paar Minuten nach.«

»Wieso kann ich nicht noch ein bißchen Zeitung lesen?« schlug Vinnie vor. »Ich habe keine Lust, in der gottverlassenen Grube rumzustehen und Däumchen zu drehen. Deine spontanen Unterhaltungen dauern manchmal eine halbe Stunde.«

»Diesmal nicht!« Jack faßte sich kurz. »Los, hau endlich ab!« Vinnie zog von dannen. Jack sah ihm nach, bis er nicht mehr in Hörweite war. Dann ging er zu Laurie, die sich gerade aus der Gemeinschaftsmaschine eine Tasse Kaffee einschenkte. George Fontworth schien den beiden keine Beachtung zu schenken; er war eifrig dabei, die über Nacht eingelieferten Fälle zu sortieren.

»Wo hast du denn deinen Diamantring gelassen?« fragte Jack.

Laurie starrte auf ihren nackten Finger, als ob sie den Ring dort erwartete. »Den habe ich im Gefrierfach in meinem Kühlschrank versteckt.«

»Auf Eis gelegt sozusagen«, bemerkte Jack.

Laurie mußte grinsen. So ein Kommentar paßte schon eher zu dem Jack, den sie kannte. »Ich bin nicht offiziell verlobt«, erklärte sie. »Das habe ich auch gestern abend klargestellt, falls du es vergessen haben solltest.«

»Wahrscheinlich willst du erst noch deine Eltern einweihen«, mutmaßte Jack.

»Erstens das, und zweitens gibt es da noch ein paar andere Dinge«, ließ Laurie verlauten.

»Nun ja«, stammelte Jack. »Ich möchte mich für gestern abend entschuldigen.«

»Für was willst du dich denn entschuldigen?« fragte Laurie. Entschuldigungen auszusprechen, gehörte ebensovienig zu Jacks Stärken.

»Dafür, daß ich mich nicht gerade nett über Paul geäußert habe«, kam Jack zur Sache. »Er scheint ein sympathischer Typ zu sein, und ich bin schwer beeindruckt, daß ihr einen Wochenendtrip nach Paris gemacht habt. So etwas würde ich nie bringen.«

»Ist das alles?«

»Ich denke ja.«

»Dann nehme ich deine Entschuldigung an«, reagierte Laurie nüchtern und kippte die Vierteltasse Kaffee, die sie sich gerade eingekauft hatte, in den Ausguß. Sie schenkte Jack noch ein kurzes aufgesetztes Lächeln und machte sich auf den Weg zu den Cassidys. Daß er wie angewurzelt dastehen und sich wahrscheinlich ziemlich über ihr Verhalten wundern würde, wußte sie – aber das war ihr egal. Sie hatte keine Entschuldigung von ihm hören wollen, vor allem keine unehrliche. Was sie von ihm hören wollte, war, was er von ihren Heiratsplänen hielt; doch jetzt wußte sie, daß er sich dazu nicht zu äußern gedachte, und das frustrierte sie.

Zuerst steuerte sie einen der kleinen Seitenräume an, in den Angehörige während der an die Nieren gehenden Identifikationsprozedur geführt wurden. Früher hatten die Angehörigen hinunter in den Sektionssaal gehen und sich die Leichen dort ansehen müssen; doch das war für die Trauernden unnötig brutal gewesen, vor allem wenn man bedachte, daß sie den harten Verlust eines geliebten Menschen noch nicht verarbeitet hatten. Heutzutage zeigte man ihnen Polaroidfotos, was die Sache für alle Beteiligten erleichterte.

Als Laurie sich vergewissert hatte, daß der Raum einigermaßen sauber und in Ordnung war, holte sie die Cas-

sidys. Sie traten schweigend ein und nahmen auf den Stühlen Platz. Laurie lehnte sich gegen den zerkratzten Holzschreibtisch. Die einzigen Gegenstände in dem Raum waren eine Taschentuch-Box, ein Papierkorb und mehrere angeschlagene Aschenbecher.

»Darf ich Ihnen Kaffee anbieten?« fragte Laurie, um das Gespräch irgendwie zu beginnen.

Mr. Cassidy lehnte dankend ab. Er hatte seine Jacke ausgezogen. Sein kariertes Flanellhemd war bis oben zugeknöpft. »Wir möchten Sie nicht lange aufhalten.«

»Das ist schon in Ordnung«, versicherte Laurie. »Dafür stehen wir ja im Dienste der Öffentlichkeit, sogar im wörtlichen Sinne. Es tut mir unheimlich leid, was Ihrem Sohn widerfahren ist. Sie müssen furchtbar schockiert sein.«

»In gewisser Weise ja, und in gewisser Weise nein«, entgegnete Mr. Cassidy. »Brad war ein eigensinniges Kind. Ganz anders als seine ältere Schwester oder sein älterer Bruder. Wir haben uns regelrecht geschämt, wie er sich gekleidet hat und wie er aussah. Vor allem das Nazi-Emblem auf seiner Stirn war uns ein Dorn im Auge. Mein Onkel ist im Kampf gegen die Nazis gefallen. Brad und ich haben uns wegen dieses Tattoos kräftig in die Haare gekriegt – auch wenn es nichts genützt hat.«

»Aufstände von Teenagern sind manchmal schwer nachzuvollziehen«, ließ Laurie einfließen. Sie wollte das

Gespräch in eine andere Richtung lenken und möglichst nicht mit den beiden über das Aussehen der Leiche reden. Sie befürchtete, daß die Cassidys womöglich Fotos von ihrem Sohn sehen wollten, die ihn bei seiner Ankunft im Gerichtsmedizinischen Institut zeigten. Solchen Aufnahmen waren Laien nicht immer gewachsen, und erst recht nicht Eltern, die ihr Kind verloren hatten.

»Aber er war kein Teenager mehr«, wandte Mr. Cassidy ein. Seine Frau nickte zustimmend. »Er hat sich einfach mit den falschen Leuten eingelassen. Die hatten alle diesen Nazimist am Hut. Und dann haben sie irgendwann angefangen, wahllos Leute zusammenzuschlagen, die anders waren, zum Beispiel Schwule oder Puertoricaner.«

»Damals ist er zum ersten Mal in Schwierigkeiten geraten«, meldete Mrs. Cassidy sich jetzt zu Wort. Sie hatte eine unerwartet hohe und schrille Stimme.

»Soweit ich weiß, gab es für ihn Probleme mit der Polizei«, warf Laurie ein. Sie wurde langsam ruhiger. Offenbar brauchten die Cassidys nur jemanden zum Reden, und angesichts ihres Kummers und des Rätsels um den viel zu frühen Tod ihres Sohnes konnte sie dieses Bedürfnis nur allzugut nachempfinden. Das Problem war, daß Lou und Agent Tyrrell ihr Informationen über das Opfer anvertraut hatten, die sie nicht offenlegen durfte –

zum Beispiel die Tatsache, daß Brad Cassidy im Zuge einer Kronzeugenregelung mit den Behörden zusammengearbeitet hatte.

»Wir haben von unserer Tochter Helen erfahren, daß Brad Furchtbares zugestoßen ist«, brachte Mr. Cassidy hervor. »Er lebte erst seit kurzem in der Stadt bei seiner Schwester. Aber sie konnte uns nicht genau sagen, woran er nun eigentlich gestorben ist. Deshalb sind wir selber hergekommen. Wir leben weiter oben im Bundesstaat New York.«

»Was möchten Sie wissen?« fragte Laurie und hoffte, daß sie nicht ins Detail gehen mußte.

Die Cassidys sahen sich an und verständigten sich, wer zuerst sprechen sollte. Schließlich räusperte sich Mr. Cassidy. »Wir würden unter anderem gerne wissen, ob unser Sohn erschossen wurde.«

»Das wurde er«, bestätigte Laurie. »Ohne jeden Zweifel.«

»Hab' ich's dir nicht gesagt?« wandte sich Mrs. Cassidy an ihren Mann, als ob die Nachricht ihre Position in einem Streitfall untermauerte. »Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen: Matthäus sechsundzwanzig.«

»Wissen Sie, mit was für einer Waffe er erschossen wurde?« fragte Mr. Cassidy.

»Nein«, erwiderte Laurie. »Vielleicht erfahren wir das auch nie. Wir untersuchen natürlich die Kugel. Falls die Po-

lizei davon ausgeht, daß der Mörder ein bestimmtes Gewehr benutzt hat, kann die Kugel uns eventuell Aufschluß geben.«

»Ist nur einmal auf ihn geschossen worden?« wollte Mr. Cassidy dann wissen.

»Das vermuten wir«, erwiderte Laurie zurückhaltend. Sie wollte nicht zuviel sagen, solange der Mord an Brad Cassidy nicht geklärt war.

»Dann ist er vielleicht gar nicht mit einem seiner eigenen Gewehre erschossen worden«, sagte Mr. Cassidy zu seiner Frau. »Sonst hätten sie ihn bestimmt mit Schüssen durchlöchert.«

»Hatte Ihr Sohn viele Waffen?« fragte Laurie.

»Viel zu viele«, jammerte Mrs. Cassidy. »Damit hat er sich seinen zweiten Ärger eingehandelt. Wir waren immer darauf gefaßt, daß er eines Tages im Gefängnis landen würde. Ich verstehe beim besten Willen nicht, was Männer an Waffen finden.«

»Waffen sind ja nicht generell schlecht«, warf Mr. Cassidy ein.

»Die meisten sehr wohl, wenn du mich fragst«, giftete Mrs. Cassidy ihn an. »Vor allem diese vollautomatischen.« An Laurie gewandt, fügte sie hinzu: »Sie waren Brads Steckenpferd. Er hat Sturmgewehre verkauft.«

»Aber wie ist er denn an diese Gegenstände herangekommen?« fragte Laurie. Bei dem Gedanken, daß ein jun-

ger Skinhead im oberen Bundesstaat New York Sturmgewehre verkauft hatte, sträubten sich ihr die Nackenhaare.

»Das wissen wir nicht so genau«, gab Mr. Cassidy Auskunft. »Ursprünglich kommen sie aus Bulgarien. Zumindest wurden sie dort hergestellt. Durch Zufall habe ich eine Ladung dieser Gewehre in unserer Scheune entdeckt, wo Brad sie versteckt hatte.«

»Das klingt ja furchtbar«, entgegnete Laurie. Die Antwort war vielleicht platt und banal, aber sie meinte es ehrlich. Sie hatte sich innerhalb der forensischen Medizin auf Schußverletzungen spezialisiert und schon jede Menge Opfer von Schießereien gesehen, mehr als sonst irgendwer im Gerichtsmedizinischen Institut. Auf einmal fragte sie sich, ob sie womöglich schon Opfer von Brad Cassidys Kunden auf dem Autopsietisch gehabt hatte.

»Es gibt noch etwas, das wir Sie fragen möchten«, brachte Mrs. Cassidy stockend hervor. »Wir wüßten gern, ob unser Junge leiden mußte.«

Laurie sah einen Augenblick weg und rang mit sich. Sie haßte es, wenn sie sich zwischen der Wahrheit und einer Notlüge aus Mitgefühl entscheiden mußte. Brad Cassidy war unbestreitbar mit unmenschlicher Brutalität gefoltert worden – aber was würde es bringen, die trauernden Eltern mit diesem Horror zu konfrontieren? Andererseits widerstrebte es ihr zu lügen.

»Sie können es uns offen sagen«, wappnete Mr. Cassidy sich, als ob er spürte, daß Laurie nicht wußte, wie sie reagieren sollte.

»Ihr Sohn hat einen Kopfschuß erlitten, und ich vermute, daß er auf der Stelle tot war«, antwortete Laurie. Ihr war plötzlich ein Hintertürchen eingefallen, das sie vor der Lüge bewahrte. Ihre Antwort war zwar nicht vollkommen korrekt, da sie nicht auf Mrs. Cassidys Frage einging, aber sie sagte auch nicht die Unwahrheit. Nun lag es bei den Cassidys, ob sie die kritische Frage nach der Reihenfolge der Taten stellten, die Brads Ermordung vorausgegangen waren.

»Gott sei Dank!« seufzte Mrs. Cassidy erleichtert. »Er war ein schwieriger und bestimmt kein guter Junge; aber lange zu leiden hat er auch nicht verdient. Dieser Gedanke hat mir großen Kummer bereitet.«

»Schön, daß ich Ihnen helfen konnte«, beschloß Laurie das Gespräch und stieß sich vom Schreibtisch ab. Sie wollte so schnell wie möglich zu einem Ende kommen, um weitere Fragen zu vermeiden. »Falls ich noch etwas für Sie tun kann, rufen Sie mich bitte an.«

Mr. und Mrs. Cassidy standen auf. Sie waren Laurie sehr dankbar. Mr. Cassidy schüttelte ihr kräftig die Hand. Laurie gab ihm eine ihrer Visitenkarten und führte die beiden aus dem kleinen Raum und durch den ID-Raum

hinaus in den Wartebereich. Die Cassidys verließen das Institut.

Nach einer letzten Verabschiedung ließ Laurie die Tür ins Schloß fallen und seufzte erleichtert auf.

»Hast du gerade einen Toten identifizieren lassen, von dem ich nichts weiß?« fragte George Fontworth. Er stand über die Liste der neuen Todesopfer gebeugt und erstellte den Tagesplan für die Durchführung der Autopsien.

»Nein«, korrigierte Laurie und starrte ins Leere. »Das waren die Eltern von meinem gestrigen Fall.« Seitdem die Cassidys gegangen waren, kam sie nicht mehr von dem Horrorgedanken los, daß deren Sohn vermutlich andere Skinheads mit Sturmgewehren ausgestattet hatte. Erst am Tag zuvor hatte Special Agent Gordon Tyrrell auf die gewaltige Gefahr hingewiesen, die man heraufbeschwor, wenn man zuließ, daß derart tödliche Waffen in die Hände von gewalttätigen und rassistischen Fanatikern gelangten – und zwar erst recht in Anbetracht dessen, daß die ultrarechten Neonazi-Milizen eifrig dabei waren, Skinheads für ihre sogenannten Terrortruppen zu rekrutieren.

Wo soll das nur hinführen? fragte Laurie sich. Sie war schon immer für eine strengere Auslegung der Waffengesetze gewesen, doch im Moment verspürte sie sogar eine grenzenlose Wut auf alle Sorten von Kanonen und die viel zu laschen Vorschriften.

10. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 11.15 Uhr

Yuri ließ den Motor seines Taxis laufen, sprang aus dem Wagen und öffnete das Garagentor. Obwohl er total erschöpft war, huschte ihm beim Anblick des Pestizid-Verstäubers ein Lächeln über das Gesicht. Daß das Spezial-Fahrzeug in seiner Garage stand und auf den großen Tag wartete, bereitete ihm ein Hochgefühl und gab all seinen Anstrengungen und quälenden Ängsten einen Sinn. Er fuhr das Taxi in die Garage und schloß das Tor. Niemand durfte das Fahrzeug mit dem Verstäuber-Equipment zu Gesicht bekommen.

An der Hintertür hielt er einen Augenblick inne und nahm seine direkte Nachbarschaft in Augenschein. Er wollte sich vergewissern, daß ihm niemand Beachtung schenkte; schließlich kam er normalerweise nicht mitten am Vormittag nach Hause. Das Sirenengeheul des Rettungswagens in den frühen Morgenstunden hatte seine Nachbarn vermutlich ohnehin schon genügend aufgeschreckt. Zum Glück konnte er weit und breit keine Menschenseele entdecken. Es war ein friedlicher Altweibersommertag mit Temperaturen um die zwanzig Grad. Im

Augenblick bellte nicht einmal ein Hund. Im Haus angelangt, steuerte er schnurstracks den Kühlschrank an und schenkte sich ein Glas Wodka ein. Er lehnte sich gegen den Küchentresen und nahm einen großen Schluck, der ihn sofort beruhigte. Daß Connies Leiche in die gerichtsmedizinische Abteilung des Kings County Hospitals gebracht worden war, beunruhigte ihn immer noch. Man hatte ihm mitgeteilt, daß er seine Frau im Coney Island Hospital bereits ausreichend identifiziert habe und den Leichentransport deshalb nicht begleiten müsse; doch er war trotzdem mitgefahren. Er hatte das Krankenhaus sowieso aufsuchen wollen – in der Hoffnung, die Ärzte von der Durchführung der Autopsie abbringen zu können. Leider hatte er gar keinen Arzt zu sehen bekommen, sondern lediglich mit einer sogenannten gerichtsmedizinischen Ermittlerin sprechen können. Immerhin hatte er sichergestellt, daß die Ermittlerin von Connies Asthmavorgeschichte und den Allergien erfuhr. Laut ihrer Mitteilung würde die Autopsie auf keinen Fall vor acht Uhr vorgenommen, da die Doktoren von der Gerichtsmedizin dann erst einträfen.

Um fünf Uhr morgens war Yuri wieder zu Hause gewesen, und trotz seiner Erschöpfung hatte er an Schlaf nicht denken können. Aufgekratzt wie er war, hatte er sich ins Taxi gesetzt und die Rush-hour ausgenutzt.

Die Entscheidung war richtig gewesen. Er hatte sich nicht nur ein paar schnelle Dollar verdient, sondern auch seine Sorgen einigermaßen verdrängen können – zumindest während der Anwesenheit von Fahrgästen, weil er sich da auf den Verkehr konzentrieren mußte. Am Ende der Stoßzeit waren seine Sorgen zurückgekehrt, und er hatte sich auf den Nachhauseweg gemacht. Schließlich gab es wichtigere Dinge zu tun, als den ganzen Tag im Taxi zu verbringen. Er wollte so schnell wie möglich in seinem Labor weiterarbeiten.

Obwohl er keinen Hunger hatte, zwang er sich, ein wenig Müsli zu essen. Sein Magen grummelte nach der Pizza und dem vielen Kaffee der vergangenen Nacht, und der Wodka gab ihm den Rest. Während er aß, starrte er auf das Telephon. Die gerichtsmedizinische Ermittlerin hatte ihm eine Nummer gegeben, unter der er sich am Nachmittag melden sollte, um zu erfahren, wann Connies Leiche freigegeben und an das von ihm ausgewählte Bestattungsinstitut überführt werden konnte. Ob es wohl schon soweit war? Je schneller Connies Leiche aus der Welt geschafft wurde, desto besser.

Yuri wählte die Nummer. Zu seiner Überraschung meldete sich eine weibliche Stimme und kein Anrufbeantworter. Er erkundigte sich nach dem Leichnam seiner Frau.

»Wie lautete noch einmal der Name?« hakte die Vermittlerin nach.

»Davydov«, wiederholte Yuri. »Connie Davydov.«

»Warten Sie bitte einen Augenblick! Ich sehe mal nach.«

Yuri spürte, wie sein Herz zu rasen begann. Er haßte jede Art von Bürokratie.

»Ich finde keine Connie Davydov«, meldete sich die Vermittlerin erneut. »Sind Sie sicher, daß Ihre Frau in das Gerichtsmedizinische Institut Brooklyn gebracht wurde?«

»Natürlich!« erwiderte Yuri. »Ich war doch selber dabei.«

»Wie schreibt sich Davydov?«

Yuri buchstabierte seinen Nachnamen. Er geriet allmählich in Panik. Vielleicht hatten sie die richtige Diagnose gestellt und die Polizei eingeschaltet. Womöglich war die Polizei in diesem Moment schon auf dem Weg zu ihm nach Hause. Vielleicht ... »Hier habe ich sie ja«, stellte die Frau fest. »Kein Wunder, daß ich sie nicht gefunden habe. Ihre Frau wurde gar nicht obduziert.«

»Sie meinen, die Obduktion hat noch nicht stattgefunden?« vergewisserte sich Yuri.

»Nein«, berichtigte die Vermittlerin. »Die Ärzte haben entschieden, die Leiche Ihrer Frau nicht zu obduzieren.«

»Warum denn nicht?« fragte Yuri. Es klang zu schön, um wahr zu sein.

»Einzelheiten erfahren wir Vermittler nicht. Da müssen Sie mit dem diensthabenden Pathologen sprechen. Heute ist Dr. Randolph Sanders zuständig. Einen Augenblick bitte!« Yuri wollte etwas einwenden, denn er war sich gar nicht so sicher, ob er mit dem diensthabenden Pathologen sprechen sollte; doch die Vermittlerin hatte ihn bereits in die Warteschleife gehängt. Aus dem Hörer ertönte einlullende Fahrstuhlmusik.

Beim Warten bemühte er sich, einigermaßen die Nerven zu behalten. Daß Connies Leiche nicht obduziert werden sollte, war eine gute Nachricht, mit der er nicht gerechnet hatte – vorausgesetzt, sie stellte sich auch als richtig heraus. Er trommelte unruhig mit den Fingern auf dem Küchentresen herum und gönnte sich einen weiteren Schluck Wodka.

»Dr. Sanders am Apparat«, wurde die Musik auf einmal unterbrochen. »Kann ich Ihnen helfen?«

Yuri erklärte nervös, wer er war und was man ihm mitgeteilt hatte.

»Ach ja«, entgegnete Dr. Sanders. »Ich habe den Fall vor Augen. Meiner Ansicht nach erübrigt sich hier eine Autopsie.«

»Dann ist die Leiche also freigegeben?« wunderte Yuri sich. »Richtig«, bestätigte Dr. Sanders. »Das Bestat-

tungsinstitut kann den Leichnam sofort abholen. Ich glaube, Sie hatten sich für Strickland's entschieden, stimmt das?»

»Ja«, erwiderte Yuri. »Soll ich das Institut verständigen?«

»Darum hat sich sicher schon unser Büro gekümmert«, entgegnete Dr. Sanders. »Und wenn nicht, werden sie das in den nächsten Minuten tun.«

»Vielen Dank«, entgegnete Yuri. Um sich nicht zu verraten, zwang er sich, seine Begeisterung in Grenzen zu halten. »Eine Frage habe ich noch – aus reiner Neugier, versteht sich. Warum haben Sie Ihr Vorhaben geändert? Ich bin natürlich erleichtert, daß Sie sich gegen eine Autopsie entschieden haben. Ganz wohl war mir bei dem Gedanken nämlich nicht, daß meine Frau in ihrer letzten Ruhe gestört werden sollte.«

»Im Grunde haben wir unsere Pläne gar nicht geändert«, erläuterte Dr. Sanders. »Von den Opfern, die uns übergeben werden, wird längst nicht jedes obduziert. Wir entscheiden bei jedem eingelieferten Fall, ob eine Autopsie wirklich erforderlich ist. Bei Ihrer Frau hat der behandelnde Arzt eine konkrete Todesursache festgestellt, und die war ohne jeden Zweifel mit der Asthma-Vorgeschichte vereinbar. Daß Ihre Frau extrem übergewichtig war, hat sich sicher nicht gerade vorteilhaft ausgewirkt.«

»Bestimmt nicht«, pflichtete Yuri ihm bei. »Danke, daß Sie sich mit mir unterhalten haben.«

»Keine Ursache«, entgegnete Dr. Sanders. »Mein aufrichtiges Beileid!«

»Es fällt mir schwer, mit diesem Schicksalsschlag fertig zu werden«, seufzte Yuri. »Danke für Ihre Anteilnahme.«

Yuri legte auf. Er spürte, wie ihn ein wunderbares Gefühl der Selbstzufriedenheit durchströmte. Es kam ihm so vor, als ob er soeben die letzte Hürde zum Erfolg von Operation Wolverine genommen hatte und das Ziel in Sicht war. Er konnte es kaum abwarten, Curt von der Neuigkeit zu berichten.

Zunächst spülte er das Müslischälchen aus, leerte sein Wodkaglas und ging hinunter in den Keller. Fröhlich vor sich hinpfeifend, öffnete er das Schloß zu der Eingangskammer. In seiner Hochstimmung war seine Müdigkeit wie weggeblasen.

Als nächstes entfernte er das Vorhängeschloß an der Tür zur Vorratskammer. Er ging zum Regal, wählte die Nährböden und die anderen Substanzen aus, die er benötigen würde, und brachte sie nach draußen. Dann stellte er sie neben der Labortür ab, schloß sich an sein Atemgerät an und zog sich den Schutzanzug über. Fertig ausstaffiert, öffnete er die Innentür zum Labor und trug die Substanzen hinein.

Als erstes nahm er die fest gewordenen Anthraxbrocken aus dem Trockner und legte sie in die Feinmahanlage. Kaum hatte er die Anlage eingeschaltet, war er dankbar für das Geräusch, das die Druckluft in seiner Haube verursachte. Wenigstens milderte dies den ohrenbetäubenden Lärm der in dem Metallzylinder rotierenden Stahlkugeln.

Sein nächster Arbeitsschritt bestand darin, weitere Anthraxsporen aus dem Fermenter zu holen und die dünnflüssige Masse in den Trockner zu befördern. Als er damit fertig war, füllte er den Fermenter erneut mit frischem Nährboden. Dadurch stellte er sicher, daß die Bakterien sich auch weiterhin rasend schnell reproduzierten und Sporen bildeten.

Schließlich wandte er sich dem zweiten Fermenter zu. Er prüfte, wie weit seine *Clostridium-botulinum*-Kultur gediehen war; wieder enttäuschte ihn das Ergebnis. Yuri verstand zwar beim besten Willen nicht, warum die Kultur einfach nicht wachsen wollte, zerbrach sich deswegen aber nicht mehr den Kopf. Er würde den Fermenter jetzt auf den *Bacillus anthracis* umstellen. Wenn beide Fermenter Anthraxsporen produzierten, würde er innerhalb weniger Tage über die erforderliche Menge von acht bis zehn Pfund des giftigen Pulvers verfügen.

Er unterbrach seine Arbeit für einen Augenblick und überlegte, wie er die *Clostridium-botulinum*-Kultur ent-

sorgen sollte. Auch wenn die Kultur erheblich langsamer gediehen war, als er gehofft hatte, enthielt der Fermenter eine ungeheure Menge der tödlichen Bakterien. Er sah sich nach einer geeigneten Aufbewahrungsmöglichkeit um; doch das einzige, was er verwenden konnte, waren die leeren Nährbodenbehältnisse, und die hatte er dummerweise größtenteils weggeworfen. Die noch übriggebliebenen reichten nicht für das gesamte Botulinustoxin.

Es gab nur eine andere Lösung: Er mußte den gesamten Inhalt des Fermenters direkt in die Kanalisation einleiten. Er grübelte, ob ein solches Vorhaben unter Umständen irgendwelche Konsequenzen provozieren würde. Würde er dadurch womöglich die Behörden alarmieren? Er hielt inne und ließ sich die Problematik gründlich durch den Kopf gehen, doch ihm fiel nichts Besseres ein. Vermutlich war es den Kläranlagen-Betreibern ziemlich egal, ob sich in dem Schmutzwasserzufluß Botulinusbakterien befanden. Sie interessierten sich sicherlich einzig und allein für den Wasserabfluß nach der Klärung.

Zuversichtlich, die richtige Entscheidung getroffen zu haben, holte er sein im Labor deponiertes Klemmwerkzeug hervor und machte sich an die Arbeit. Da er die Fermenter zum Spülen seiner Materialien von Anfang an an einen Abfluß angeschlossen hatte, mußte er lediglich ein paar Ventile lösen.

Diese öffnete er nun und beobachtete, wie der Inhalt der Fermentationsanlage langsam im Abfluß verschwand. Aus einem oben auf der Anlage angebrachten Überdruckventil gluckste es.

Als der Fermenter leer war, spülte Yuri ihn aus. Dann füllte er die Anlage mit neuen Nährböden und besäte sie mit frischen aus seiner ursprünglichen Kultur angezüchteten Anthraxerregern, die er aus einer Bodenprobe aus Oklahoma isoliert hatte.

Nach vollbrachter Tat klopfte er auf den Fermenter und flehte ihn an, ihn nicht im Stich zu lassen. Dann wandte er sich noch einmal der Feinmahanlage zu und sah nach, wie lange der Durchlauf noch brauchte. Sobald dieser beendet war und er das Pulver in den entsprechenden Behälter verfrachtet hatte, wollte er nach oben gehen und endlich ein Nickerchen halten. Er mußte sich dringend eine halbe Stunde aufs Ohr legen.

11. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 13.00 Uhr

Jack schleuderte das Fachbuch über Infektionskrankheiten beiseite, das er sich in der Bibliothek ausgeliehen hatte, und fluchte laut. Der Fall Jason Papparis wurmte ihn immer noch, deshalb wollte er unbedingt mehr über Anthrax erfahren. Leider konnte er sich nur schwer konzentrieren. Er machte mit seinem Stuhl eine schwungvolle Drehung und starrte auf Chets leeren Platz. Wo mochte sein Kollege bloß sein? Er brannte regelrecht darauf, ihm von seinem jüngsten Erlebnis mit Laurie zu berichten, das seine Vorurteile gegenüber Frauen wieder einmal voll und ganz bestätigte: Sie waren einfach unmöglich.

In der Nacht quälte ihn schrecklich der Gedanke, daß er Laurie enttäuscht hatte. Warum hatte er nicht etwas positiver auf ihren neuen Freund reagieren können? Natürlich war er eifersüchtig auf den Mann und mochte ihn schon allein deshalb nicht sonderlich; aber unabhängig von seiner Eifersucht war da noch etwas, das ihm an Paul Sutherland mißfiel. Wie er schon Lou gegenüber geäußert hatte, stieß ihn die übertrieben galante Tour des Mannes extrem ab. Laurie eben mal für einen Wochen-

endtrip nach Paris einzuladen roch für seinen Geschmack nach Bestechung. Wie die Erfahrung lehrte, entpuppten sich solche Männer unweigerlich als unverbesserliche Machos, sobald die Beziehung einmal gefestigt war und die Frau sich emotional gebunden hatte.

Gegen vier Uhr morgens hatte er beschlossen, klein beizugeben. Auch wenn es ihm schwerfiel, wollte er über seinen Schatten springen und sich bei Laurie entschuldigen. Außerdem nahm er sich vor, Paul bei ihrem nächsten Wiedersehen zu beglückwünschen. Was er konkret sagen würde, ließe er sich dann spontan einfallen. Sich zu diesem Entschluß durchzuringen hatte ihn die halbe Nacht gekostet. Den Ausschlag gab schließlich seine Erkenntnis, daß ihm die Freundschaft mit Laurie viel bedeutete.

Doch die Dinge entwickelten sich anders als vorgesehen. Als er seinen so mühsam gefaßten Beschluß in die Tat umsetzte, akzeptierte Laurie seine Entschuldigung nur äußerst wortkarg und marschierte einfach davon. Anstatt ihn mit ein paar anerkennenden Worten aufzumuntern, bemühte sie sich den ganzen Morgen, ihm aus dem Weg zu gehen. Wie er sich auch verhielt – es schien in jedem Fall falsch zu sein. Erst war sie sauer, weil er nichts Schmeichelhaftes über Paul gesagt hatte, und jetzt schien sie verstimmt über seine positiven Äußerungen. Er

schüttelte den Kopf. Wie konnte man es dieser Dame bloß recht machen?

Jack drehte sich mit seinem Stuhl wieder seinem Schreibtisch zu und griff zum Telefonhörer. Wenn er sich schon nicht auf seine Fachlektüre konzentrieren konnte, sollte er wenigstens ein paar Telefonate erledigen. Während der vergangenen Stunde hatte er ein halbes Dutzend New Yorker Krankenhäuser angerufen und mit den jeweiligen Fachärzten für Infektionskrankheiten beziehungsweise, falls das Krankenhaus nicht über einen solchen Spezialisten verfügte, mit den Leitern der Abteilung für Innere Medizin gesprochen.

Er hatte dem jeweiligen Facharzt berichtet, daß im Bronx General Hospital ein Fall von tödlichem Lungenmilzbrand aufgetreten sei und ihn gefragt, ob in seinem Krankenhaus Patienten mit Verdacht auf Anthrax lägen. Die Antworten waren durchweg negativ gewesen, aber Jack hatte bei seiner Aktion zumindest das Gefühl, bei den richtigen Leuten Aufmerksamkeit zu erzeugen. Auf die Weise würden sie die Möglichkeit einer Milzbrandinfektion zumindest erwägen, falls ein verdächtiger Fall eingeliefert wurde oder sie einen ungeklärten Todesfall hatten. Wenn es darum ging, Differentialdiagnosen zu stellen, stand Anthrax bei den New Yorker Krankenhausangestellten nicht gerade weit oben auf der Liste der in Frage kommenden Krankheiten.

Der für Infektionen zuständige Facharzt des Columbia Presbyterian Medical Center meldete sich, und Jack erklärte, warum er anrief. Der Arzt war geschockt, als er von dem Fall Papparis hörte; doch er versicherte Jack, daß sich in seinem Krankenhaus kein Kandidat für eine Anthrax-Diagnose befinde.

Dr. Stapleton legte auf und wollte sich gerade die Nummer des nächsten Krankenhauses aus den aufgeschlagenen Gelben Seiten heraussuchen, als sein Telefon klingelte. Hastig nahm er den Hörer ab. Leider war es kein Facharzt mit interessanten Neuigkeiten, sondern Mrs. Sanford, die Chefsekretärin. Ihre Bitte kam ihm bekannt vor. Der Chef wollte ihn sprechen.

Obwohl er nicht gerade in der Laune war, sich mit bürokratischem Unfug zu beschäftigen – wie er seine häufigen Konflikte mit der Leitung des Hauses bezeichnete –, nahm er unverzüglich den Fahrstuhl und fuhr hinunter ins Erdgeschoß. Wie ein Schuljunge, der vom Direktor gemäßigelt werden sollte, sprach er bei Mrs. Cheryl Sanford vor. Sie lächelte, als sie ihn sah, und zwinkerte ihm zu. Im Laufe der Jahre hatten Jack und Cheryl sich recht gut kennengelernt; denn jedesmal, wenn der Chef Jack auf der Stelle sehen wollte, ließ er ihn erst einmal ausgiebig warten, so daß Jack jede Menge Zeit gehabt hatte, sich nett mit der Sekretärin zu unterhalten.

Jack zwinkerte zurück. Dieses Spielchen war Teil ihrer gemeinsam entwickelten nonverbalen Kommunikation. Ein Zwinkern bedeutete, daß Jack sich entspannen konnte, da es bei der bevorstehenden Maßregelung nur um eine Verfahrensfrage gehen würde; das wiederum bedeutete, daß der Chef sich verpflichtet, jedoch nicht wirklich motiviert fühlte, Jack für ein erneutes Vergehen zusammenzustauchen – um was für ein Vergehen auch immer es sich handeln mochte.

»Was macht Ihr Sohn?« fragte Jack und ließ sich auf dem steinharten Vinylsofa gegenüber von Cheryls Schreibtisch nieder. Die Tür zum Büro des Chefs befand sich links von Cheryl und stand immer einen Spalt offen. Wie deutlich zu hören war, telefonierte er gerade.

»Im Augenblick läuft es prima«, berichtete Cheryl stolz. »Er bringt nur gute Noten nach Hause.«

»Freut mich zu hören«, entgegnete Jack. Er kannte Cheryls Sohn Arnold vom Basketball, denn sie spielten auf dem gleichen Platz. Arnold war ein junger, vorsichtiger Spieler, der aber ein angeborenes Talent zu besitzen schien. Cheryl war Afroamerikanerin, alleinerziehende Mutter und lebte in der 105th Street; Jack konnte das Haus von seinem Schlafzimmerfenster aus sehen.

»Er möchte mal so gut Basketball spielen können wie Sie«, sagte Cheryl.

Jack mußte lachen. »Bald wird er zehnmal besser spielen als ich.« Er übertrieb nicht; Arnold war erst vor kurzem fünfzehn geworden, und selbst Warren wußte seine Ballkünste bereits zu schätzen.

»Ich wünschte, er würde sich vornehmen, mal so ein guter Arzt zu werden wie Sie«, seufzte Cheryl.

»Er ist durchaus nicht uninteressiert«, versicherte Jack ihr. »Wir haben uns vergangene Woche ein bißchen unterhalten, als wir am Spielfeldrand auf unseren Einsatz warten mußten.«

»Davon hat er mir erzählt.« Cheryl lächelte. »Vielen Dank, daß Sie sich Zeit für ihn nehmen.«

»Ich unterhalte mich gerne mit ihm«, stellte Jack klar. »Er ist ein netter Kerl.«

In diesem Augenblick brüllte Dr. Harold Bingham aus seinem Büro, Jack solle sich schleunigst bei ihm einfinden.

Jack stand auf und steuerte auf das Allerheiligste zu. Als er Cheryls Schreibtisch passierte, flüsterte sie ihm zu: »Seien Sie freundlich und verärgern Sie ihn nicht! Sonst hat er den ganzen Tag schlechte Laune.«

Der Institutschef thronte hinter seinem massiven, überquellenden Schreibtisch. Er war gerade fünfundsechzig geworden, und man sah ihm sein Alter an. Jack arbeitete seit vier Jahren unter der Leitung von Dr. Bingham im

Gerichtsmedizinischen Institut, und in der Zeit schienen sich sowohl die Knollennase seines Chefs als auch das Netz der seine Nasenflügel umgebenden roten Äderchen kontinuierlich ausgeweitet zu haben. Das durch das Fenster hinter seinem Schreibtisch einfallende Licht spiegelte sich auf seiner mit Schweißperlen übersäten Glatze, und er blickte so finster drein, daß Jack zusammenzuckte.

»Setzen Sie sich!« forderte Dr. Bingham ihn auf.

Jack folgte dem Befehl und wartete ab. Er hatte keine Ahnung, warum er diesmal herzitiert worden war, aber es gab genügend potentielle Reizthemen.

»Haben Sie dieses Geduldsspiel nicht langsam satt?« fragte Bingham und nahm Jack durch seine Drahtgestellbrille unerschütterlich ins Visier. Seine stahlblauen Augen hatte er zusammengekniffen. Obwohl er älter aussah als Methusalem, war sein Verstand so scharf wie eh und je. Darüber hinaus war er ein wandelndes Lexikon für forensische Daten; er konnte auf einen enormen Erfahrungsschatz zurückgreifen. In seinem Bereich hatte er es zu weltweitem Ruhm gebracht.

»Ich freue mich, Sie ab und zu zu Gesicht zu bekommen, Boß«, entgegnete Jack und zuckte im gleichen Augenblick zusammen. Mit seiner respektlosen Bemerkung hatte er Cheryls Warnung schon jetzt in den Wind geschlagen.

Bingham nahm die Brille ab und rieb sich mit seinen dicken Fingern die Augen. Dann schüttelte er den Kopf. »Manchmal wünschte ich wirklich, Sie wären nicht so außerordentlich clever. Dann wüßte ich nämlich, wie ich mit Ihnen verfahren würde.«

»Danke für das Kompliment, Boß. Ein kleines Lob kann ich heute gut gebrauchen.«

»Das Problem ist nur, daß Sie ein entsetzlicher Plagegeist sind.«

Jack biß sich auf die Zunge. Aus Rücksicht auf Cheryl verzichtete er diesmal auf eine kesse Gegenbemerkung, auch wenn ihm sofort ein geeigneter Spruch einfiel. Schließlich mußte sie Bingham den Rest des Tages ertragen, und seine schlechte Laune war beinahe genauso legendär wie sein enormes Wissen auf dem Gebiet der Gerichtsmedizin.

»Wissen Sie, warum ich Sie bestellt habe?« knurrte Bingham. »Leider muß ich die Antwort verweigern«, erwiderte Jack. »Ich will mich schließlich nicht selbst belasten.«

Bingham mußte grinsen, doch im Nu war sein Gesicht wieder ernst. »Sie machen es einem nicht leicht. Jetzt hören Sie zu! Dr. Patricia Markham, die Gesundheitsbeauftragte der Stadt, hat mich vor ein paar Minuten angerufen. Wie es scheint, haben Sie den städtischen Epide-

miologen schon wieder auf die Palme gebracht, diesen Dr. ...«

Er setzte seine Brille wieder auf und durchwühlte die vor ihm liegenden Blätter, auf denen er sich den Namen notiert hatte. »Dr. Abelard«, half Jack ihm auf die Sprünge.

»Ja, den meine ich«, bestätigte Bingham.

»Wie lautet der Vorwurf?« fragte Jack.

»Er war wütend, weil Sie ihm angeblich seine Arbeit wegnehmen«, erwiderte Bingham. »Was ist los mit Ihnen? Haben Sie nicht genug zu tun?«

»Ich habe den Mann auf besonderen Wunsch von Dr. Washington angerufen«, erklärte Jack. »Wir waren davon ausgegangen, daß er vielleicht gern über den Anthraxfall informiert werden würde, den ich kürzlich diagnostiziert habe.«

»So habe ich es auch von Dr. Washington gehört.« Bingham wiegte seinen mächtigen Schädel.

»Die Nachricht schien Dr. Abelard aber nicht im geringsten zu interessieren«, fuhr Jack fort. »Er hat mir mitgeteilt, er werde sich darum kümmern, wenn er irgendwann mal Zeit habe oder so etwas Ähnliches.«

»Aber der Erregerherd befindet sich sicher versiegelt in einem Lagerhaus in Queens, nicht wahr?« hakte Bingham nach.

»Da ist richtig«, gestand Jack.

»Und warum, zum Teufel, stöbern Sie dann eigenmächtig in den Geschäftsunterlagen des Opfers herum?« wollte Bingham wissen. »Was ist los mit Ihnen? Sind Sie wahnsinnig geworden? Stellen Sie sich vor, irgendein Bürgerrechtsanwalt würde mitkriegen, was Sie da machen! Sie haben weder einen Haussuchungsbefehl noch sonst irgend etwas in der Hand gehabt!«

»Immerhin habe ich die Frau des Opfers um Erlaubnis gebeten«, versuchte Jack sich mit einem Schulterzucken zu verteidigen.

»Daß das vor Gericht irgendwas gezählt hätte, glauben Sie doch wohl selbst nicht!« entgegnete Bingham spöttisch.

»Ich habe mir Sorgen gemacht, daß das Opfer womöglich bereits einen Teil der letzten Lieferung weiterverkauft hatte. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte sich der Anthraxerreger verbreiten können – und wir hätten es womöglich mit einer kleinen Epidemie zu tun bekommen.«

»Dr. Abelard hat vollkommen recht«, schäumte Bingham. »Sich darum zu kümmern ist sein Job – und nicht Ihrer!«

»Wir Gerichtsmediziner haben die Öffentlichkeit zu schützen«, widersprach Jack. »Und ich habe stark den

Eindruck, daß Dr. Abelard nicht gewillt war, sich um besagte Risikoquelle zu kümmern. Er hat die Situation nicht gebührend ernst genommen.«

»Wenn Sie diesen Eindruck bei einem Kollegen haben, der dem öffentlichen Dienst angehört, kommen Sie gefälligst zu mir!« brüllte Bingham. »Statt wie von der Tarantel gestochen loszurennen und eigenwillig den Epidemiologie-Detective zu spielen. Ich hätte bloß Dr. Markham anrufen müssen. Als Gesundheitsbeauftragte ist sie sehr wohl imstande, die verantwortlichen Leute erforderlichenfalls von ihren fetten Ärschen hochzuscheuchen. So hat das System zu funktionieren – und nicht anders!«

»Ist ja schon gut«, gab Jack nach und schlug ein Bein über das andere. Aus Rücksicht auf Cheryl würde er diesmal keinen Streit über bürokratische Ineffizienz und die häufig anzutreffende Unfähigkeit öffentlicher Bediensteter vom Zaun brechen. Dabei hatte er schon allzuoft die Erfahrung gemacht, daß wichtige Dinge unerledigt blieben, wenn er nicht selbst die Initiative ergriff.

»Okay«, grummelte Bingham mit einer abwinkenden Handbewegung. »Dann verschwinden Sie jetzt!« In Gedanken war er schon bei dem nächsten Problem, das er anzugehen hatte.

Jack stand auf und verließ das Büro seines Chefs. An Cheryls Tisch hielt er kurz an. »Na, wie war ich heute?«

»Um ehrlich zu sein – mittelmäßig«, erwiderte Cheryl mit einem trockenen Lächeln. »Aber da Sie ihn normalerweise so auf die Palme bringen, daß er fast eine Herz-attacke bekommt, würde ich sagen, Sie machen Fortschritte.«

Jack winkte zum Abschied und machte sich auf den Weg. Doch er kam nicht weit. Dr. Washington erblickte ihn durch seine offenstehende Bürotür.

»Wie kommen Sie mit dem Fall Jefferson voran?« rief er ihm zu.

Jack lugte durch die Tür. »Ich habe noch keine Ergebnisse aus dem Labor. Haben Sie John DeVries aus der Toxikologie angerufen und ihm Dampf gemacht?«

»Sofort nachdem ich mit Ihnen gesprochen hatte«, versicherte Dr. Washington.

»Dann gehe ich jetzt rauf«, verkündete Jack. »Vielleicht hat er ja etwas für mich.«

»Ich will, daß der Fall bis Donnerstag erledigt ist«, mahnte Dr. Washington. »Vergessen Sie das nicht!«

Jack reckte dem stellvertretenden Institutsleiter den Daumen entgegen, obwohl er Zweifel hatte, ob er ihm den Wunsch würde erfüllen können. Es war unwahrscheinlich, daß die Werte aus den verschiedenen Labors bis dahin vorlagen; aber im Augenblick bestand kein Anlaß, Bedenken zu äußern. Pflichtbewußt nahm er den

Fahrstuhl hinauf in den dritten Stock. Es konnte ja ein Wunder geschehen sein.

Er entdeckte John DeVries in seinem winzigen fensterlosen Kämmerchen und sprach ihn auf die Proben des im Gefängnis verstorbenen Häftlings an, woraufhin John zu einer leidenschaftlichen Wehklage über seine Schwierigkeiten bei der Finanzierung von notwendigem Equipment für die Toxikologie anhub. Als Jack das Labor verließ, war er sich sicherer denn je, daß er den Fall am Donnerstag nicht abgeschlossen haben würde.

Bekümmert stieg er die Treppe hinauf in den fünften Stock und betrat das DNA-Labor. Ted Lynch, der Leiter dieses Laborbereichs, stand zusammen mit einem seiner Assistenten vor einer der High-tech-Anlagen. Auf dem Tisch lag ein geöffnetes Bedienungshandbuch. Offenbar funktionierte die Anlage nicht.

»Ah, da kommt ja der Mann, mit dem ich sprechen wollte«, rief Ted, als er Jack erblickte. Er richtete sich auf und streckte sich. Ted war ziemlich groß; er blickte auf eine Karriere als Fußballstar an einer Eliteuniversität der Ostküste zurück.

Jetzt strahlte Jack. »Soll das heißen, Sie haben positive Ergebnisse für mich?«

»Richtig«, erwiderte Ted. »Eine der Proben, die Sie mir vorbeigebracht haben, enthielt Anthraxsporen.«

»Das gibt's doch gar nicht!« staunte Jack. Er war wie vom Donner gerührt. Obwohl er keine Mühe gescheut hatte, so viele Oberflächenproben wie möglich zusammenzutragen, hatte er nicht ernsthaft mit einem positiven Ergebnis gerechnet. »Wissen Sie vielleicht auch noch, welche der Proben positiv war?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Ted. »Es war die mit dem winzigen blau schillernden Sternchen.«

»Ist ja unglaublich!« rief Jack aus. Er erinnerte sich noch, daß er das Sternchen inmitten einer auf dem Schreibtisch liegenden Kladde gefunden hatte und daß es irgendwie nicht in die spartanische Umgebung gepaßt hatte. Er hatte vermutet, daß es das letzte Überbleibsel einer vor langer Zeit stattgefundenen Feier gewesen war.

»Können Sie mir noch mehr über Ihren Befund sagen?« erkundigte Jack sich.

»Ja«, erwiderte Ted. »Ich habe Agnes gebeten, uns eine Probe zu schicken, die Sie dem Opfer entnommen haben. Wir sind gerade dabei, einen genetischen Fingerabdruck zu erstellen. Falls die beiden Erregerstämme identisch sind, können wir das feststellen. Man kann natürlich davon ausgehen, daß sie es sind – aber eine Bestätigung zu haben wäre auch nicht schlecht.«

»Auf jeden Fall«, versicherte Jack. »Haben Sie sonst noch irgend etwas?«

»Was denn zum Beispiel?« fragte Ted leicht gereizt. Er hatte erwartet, daß Jack mit dem, was er gerade erfahren hatte, mehr als zufrieden sein würde.

»Ich weiß nicht«, meinte Jack. »Sie sind doch derjenige, der diese ganze High-tech-Hexerei am besten durchschaut. Mir ist ja sogar schleierhaft, wonach ich eigentlich fragen sollte.«

»Und ich bin kein Hellseher«, stellte Ted klar. »Sie müssen mich schon genau fragen, was Sie wissen wollen.«

»Können Sie mir zum Beispiel sagen, ob das Sternchen stark mit Sporen verseucht war? Oder war es nur leicht kontaminiert?«

»Eine interessante Frage«, entgegnete Ted. Während er nachdachte, starrte er ins Leere und kaute auf der Innenseite seiner Wange herum. »Darüber muß ich mal in Ruhe nachdenken.«

»Und ich muß in Ruhe darüber nachdenken, wie dieses Sternchen überhaupt infiziert werden konnte«, fügte Jack hinzu.

»Sie haben es doch im Büro des Opfers gefunden, nicht wahr?« fragte Ted.

»Ja«, gab Jack Auskunft. »Es lag auf dem Schreibtisch. Aber die Anthraxerregerquelle befindet sich in einem Warenlager, nicht in dem Büro. Die Sporen sind

allem Anschein nach mit einer Ziegenfell- und Teppichlieferung aus der Türkei bei uns gelandet.«

»Verstehe«, murmelte Ted.

»Vermutlich befanden sich die Sporen an seinem Körper«, sinnierte Jack. »Als er dann vom Lager in sein Büro zurückgekehrt ist und sich hingesetzt hat, sind sie einfach abgefallen.«

»Klingt plausibel«, bemerkte Ted. »Vielleicht hat er auch ein paar Sporen ausgehustet. Sie sagten doch, er sei an Lungenmilzbrand gestorben.«

»So könnte es auch gewesen sein«, stimmte Jack zu. »Aber warum, zum Teufel, befinden sich die Sporen dann nur auf dem Sternchen? Ich habe von allen möglichen Stellen des Schreibtischs Proben genommen, und sie waren alle negativ.«

»Vielleicht hat er das Sternchen angehustet«, schlug Ted vor und lachte.

»Höchstwahrscheinlich«, schloß Jack sarkastisch.

»Die Detektivarbeit überlasse ich Ihnen«, beendete Ted das Gespräch. »Ich muß mich um meine streikende Anlage kümmern.«

»Alles klar«, entgegnete Jack geistesabwesend. Während er das DNA-Labor verließ und über die Treppe in den vierten Stock hinunterstieg, grübelte er weiter über das rätselhafte Sternchen nach. Er hatte das seltsame Ge-

fühl, daß das Sternchen ihn auf etwas hinweisen wollte; aber er wußte einfach nicht, auf was. Es kam ihm vor, als hätte er eine verschlüsselte Botschaft erhalten, ohne den Code zur Entschlüsselung zu kennen.

Er warf einen Blick in Lauries Büro, doch sie war nicht da. Riva, ihre Kollegin, sah von der Arbeit auf und teilte ihm in ihrem sanften, charmant klingenden indischen Akzent mit, daß Laurie noch im Sektionssaal sei.

Immer noch über das Sternchen sinnierend, steuerte er sein eigenes Büro an. Unterwegs fiel ihm ein, daß das Sternchen vielleicht statisch aufgeladen gewesen war; seine glänzende Oberfläche ließ immerhin vermuten, daß es aus Metall oder Plastik war. Das konnte durchaus der Grund gewesen sein, weshalb die Sporen an ihm geklebt hatten.

Wieder in seinem Büro, setzte er sich an den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände. Das mysteriöse azurblaue Sternchen ließ ihm keine Ruhe. Er zermarterte sich das Hirn.

»Von was für einem blauen Sternchen brabbelst du denn da vor dich hin?« fragte plötzlich jemand.

Erschrocken sah Jack auf. In der Tür stand Lou. Der Detective wirkte immer noch so niedergeschlagen wie am Abend zuvor an der Restaurant-Theke, nur daß er jetzt wieder in seinem typisch zerknitterten Outfit herum-

lief; keine Spur mehr von dem gebügelten Anzug und den gewienerten Schuhen.

»Habe ich Selbstgespräche geführt?« fragte Jack.

»Nein«, scherzte Lou. »Ich kann Gedanken lesen. Darf ich reinkommen?«

»Klar«, erwiderte Jack und zog einen der Besucherstühle, die er sich mit Chet teilte, näher an seinen Schreibtisch heran. Dann klopfte er einladend mit der Hand auf den Sitz.

Lou ließ sich schwerfällig nieder. Offenbar hatte er an diesem Morgen darauf verzichtet, sich zu rasieren.

»Falls du Laurie suchst«, begann Jack, »sie ist noch in der Grube.«

»Eigentlich wollte ich mit dir sprechen«, korrigierte Lou.

Jack runzelte die Stirn. »Ich fühle mich geschmeichelt. Was gibt's denn?«

»Ich muß dir etwas gestehen«, erklärte Lou.

»Na, da bin ich ja gespannt«, entgegnete Jack.

»Vor lauter schlechtem Gewissen konnte ich fast die ganze Nacht nicht schlafen.«

»Kommt mir bekannt vor«, versuchte Jack ihn aufzumuntern. »Also, ich möchte nicht, daß du mich für einen miesen Typen hältst.«

»Ich werde mich bemühen!« Jack begann ungeduldig mit den Fingern zu trommeln.

»Normalerweise tue ich so etwas nämlich nicht. Das mußt du mir glauben.«

»Verdammt noch mal, Lou! Jetzt rück endlich raus mit der Sprache! Wie soll ich dir denn sonst die Absolution erteilen?« Lou sah hinunter auf seine gefalteten Hände und seufzte.

»Okay, laß mich raten«, sagte Jack. »Du hast masturbiert und hattest schmutzige Gedanken.«

»Ich mache keine Witze!« ereiferte Lou sich. »Die Sache ist todernst!«

»Dann sag doch endlich, was du Schlimmes verbrochen hast. Dann muß ich nicht raten.«

»Okay«, sagte Lou zerknirscht. »Ich habe den Namen Paul Sutherland durch den Polizeicomputer gejagt.«

»Das ist alles?« fragte Jack und tat übertrieben enttäuscht. »Ich hatte schon gehofft, jetzt etwas richtig Anstößiges von dir zu hören.«

»Damit habe ich meine Polizeiprivilegien mißbraucht.«

»Mag sein«, gab Jack zu. »Aber ich hätte das gleiche getan.«

»Ehrlich?«

»Absolut«, versicherte Jack. »Und? Was hast du herausgefunden?«

Lou beugte sich konspirativ vor und flüsterte: »Er ist vorbestraft.«

»Wegen etwas Ernstem?« fragte Jack.

»So ernst auch wieder nicht«, erwiderte Lou. »Kommt darauf an, wie du es siehst. Er wurde wegen Kokainbesitzes verurteilt.«

»Ist das alles?«

»Er ist mit einer gehörigen Menge erwischt worden«, fuhr Lou fort. »Nicht genug, um ihn der Dealerei zu bezichtigen, aber für eine anständige Party hätte es gereicht. Er hat keine Einwände gegen eine Verurteilung vorgebracht. Die Strafe ist gegen Auflage der Verrichtung von Gemeinschaftsdienst zur Bewährung ausgesetzt worden.«

»Hast du vor, Laurie davon zu erzählen?« fragte Jack.

»Ich weiß nicht«, gestand Lou. »Eigentlich wollte ich dich darum bitten.«

»Ach herrje!« stöhnte Jack und rieb sich die Stirn. Warum sollte er das übernehmen?

»Wenn ich ihr die Vorstrafen ihres Lovers auf die Nase binde, müßte ich mir wohl die Frage stellen, warum ich das tue«, sinnierte Lou.

Jack nickte. »Ich weiß, was du meinst. Mit genau dieser Frage könnte sie dich nämlich auch konfrontieren. Und dann könnte es passieren, daß sie ihre Wut an dir ausläßt. Schließlich wärst du der Überbringer der schlechten Nachricht.«

»Du hast es erfaßt«, stimmte Lou zu. »Aber immerhin ist Laurie gut mit uns befreundet. Vielleicht hat er ihr die Geschichte ja auch schon längst gebeichtet.«

»Meine Intuition sagt mir, daß er das nicht getan hat«, äußerte Jack seine Ansicht. »Er ist viel zu sehr von sich eingenommen.«

»Da kann ich dir nur zustimmen«, bestätigte Lou.

Aus dem Augenwinkel sah Jack jemanden in der Türöffnung stehen, der so groß war, daß er beinahe oben anstieß. Es war Ted Lynch aus dem DNA-Labor.

»Ich wollte nicht stören«, sagte Ted. »Ich wußte nicht, daß Sie Besuch haben.«

»Ist schon okay«, versicherte Jack und stellte ihm Lou vor. Doch die beiden kannten sich bereits.

»Ihre Frage geht mir einfach nicht mehr aus dem Kopf«, erklärte Ted.

»Sie meinen, wie stark das blaue Sternchen mit dem Anthraxerreger kontaminiert ist?«

»Genau«, antwortete Ted aufgeregt. »Es gibt eine Möglichkeit, es herauszufinden – und zwar mit der sogenannten Taq-Man-Technologie. Das ist ein neuer Trick, den man bei der PCR anwenden kann.«

»Was heißt noch mal PCR?« fragte Lou.

»Polymerasekettenreaktion«, informierte Jack ihn. »Das ist eine Methode, mit der man einen winzigen Abschnitt DNA vervielfältigen kann, um ihn dann zu analysieren.«

»Ach ja!« entgegnete Lou und tat so, als ob er etwas verstanden hätte.

»Diese Methode ist absolut phantastisch«, fuhr Ted begeistert fort. »Man bringt ein bestimmtes Enzym in den PCR-Reaktions-Mix ein, und dann verschlingt das Enzym einzelne DNA-Abschnitte – wie in dem alten Videospiel Pac-Man. Erinnern Sie sich?«

Jack und Lou nickten.

»Das Tolle an der Sache ist, daß das Enzym, wenn es auf eine gekoppelte Sonde trifft, genau das anzeigt, wonach man sucht. Ist das nicht clever? Man kann also quantifizieren, was sich ursprünglich in der Probe befand, da man die Anzahl der Duplikationszyklen kennt, die die Reaktion vollzogen hat – denn die Zyklen finden ja in einer bestimmten Zeit statt.«

Jack und Lou starrten den aufgeregten DNA-Spezialisten verdutzt an.

»Soll ich die Methode anwenden?« fragte Ted.

»Ja«, spornte Jack ihn an. »Das wäre großartig.«

»Dann mache ich mich sofort an die Arbeit«, versprach Ted und verschwand genauso schnell, wie er gekommen war.

»Hast du irgend etwas verstanden?« fragte Lou.

»Kein Wort«, bekannte Jack. »Ted lebt da oben in seiner eigenen Welt. Es hat schon seinen Grund, warum sie das DNA-Labor im obersten Stock untergebracht haben. Wir sollen alle denken, daß uns die Ergebnisse vom Himmel geschickt werden.«

»Ich bräuchte dringend einen Crash-Kurs in Sachen DNA«, stellte Lou fest. »Bei der Polizei spielt das Thema auch eine immer wichtigere Rolle.«

»Das Problem ist nur, daß alle Nase lang neue Technologien auf den Markt kommen«, gab Jack zu bedenken.

»Was hat es eigentlich mit diesem blauen Sternchen auf sich?« fragte Lou. »Geht es um das Sternchen, von dem du gebrabbelt hast, als ich reinkam?«

»Genau darum«, bestätigte Jack und erzählte dem Detective die Geschichte von dem kleinen Glitzerding. Er berichtete ihm auch von der kuriosen Tatsache, daß außer dem Sternchen kein weiterer Gegenstand im Büro der Corinthian Rug Company mit den Anthraxsporen kontaminiert zu sein schien.

»Ich kenne diese Sternchen«, entgegnete Lou. »Sie steckten in meiner diesjährigen Einladung zum Polizeiball.«

»Du hast recht!« rief Jack. »So eine Einladung habe ich auch schon mal bekommen. Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, woher ich diese Biester kenne.«

»In einer Teppichfirma würde man sie allerdings nicht unbedingt vermuten«, stellte Lou fest. »Aber vielleicht hat es ja eine Büroparty gegeben.«

»Noch mal zu deiner Frage von vorhin«, wechselte Jack das Thema. »Willst du Laurie nun erzählen, daß ihr neuer Freund vorbestraft ist?«

»Na ja«, zögerte Lou. »Im Grunde hatte ich gehofft, du würdest dich anbieten, es ihr zu sagen.«

»Das kann doch wohl nicht angehen«, wehrte Jack ab. »Schließlich hast du herausgefunden, daß Lauries Neuer Dreck am Stecken hat. Also ist es auch deine Sache zu entscheiden, was du mit dieser Erkenntnis anfängst.«

»Da ist ja noch mehr«, brummte Lou.

»Ich bin ganz Ohr«, entgegnete Jack neugierig.

»Ich habe herausgefunden, womit er seine Geschäfte macht.«

»Das steht in seinem Strafregister?« fragte Jack. Lou nickte. »Er ist Waffenhändler.«

Jack blieb vor Staunen der Mund offenstehen. Daß Paul Sutherland mit Waffen handelte, war für Laurie mit Sicherheit eine viel wichtigere Information, als daß er irgendwann mal wegen Kokainbesitzes verurteilt worden war.

»Er hatte eine Art Monopolstellung als Importeur von bulgarischen AK-47ern«, führte Lou aus. »Zumindest bis der Senat 1994 die Omnibus-Crime-Bill verabschiedet hat, und die AK-47er ebenso wie achtzehn andere halb-automatische Maschinengewehre verboten wurden.«

»Das ist wirklich schlimm«, brachte Jack hervor.

»Natürlich ist es schlimm«, fand auch Lou. »Diese bulgarischen AK-47er sind vor allem bei ultrarechten

Terrorgruppen und anderen verrückten Survivalists äußerst beliebt.«

»Ich meine, im Hinblick auf Laurie«, stellte Jack klar. »Du weißt doch sicher, was sie von unseren Waffengesetzen hält.«

»Nicht so genau«, gestand Lou.

»Dann werde ich's dir sagen: Sie würde am liebsten die gesamten Vereinigten Staaten entwaffnen, Schutzpolizisten eingeschlossen. Schußverletzungen sind ihr Spezialgebiet innerhalb der forensischen Medizin. Sie hat schon ziemlich viele Opfer auf dem Autopsietisch gehabt.«

»Das hat sie mir nie erzählt«, murmelte Lou. Er klang ein wenig verletzt.

»Jedenfalls wäre es wesentlich wichtiger, sie auf die Waffengeschäfte ihres neuen Lovers hinzuweisen, als die Kokaingeschichte breitzutreten.«

»Heißt das, du sagst es ihr?«

»Ach verdammt!« sträubte sich Jack. »Warum tust du es nicht selbst? Du hast es doch herausgefunden! Sie würde mich mit Sicherheit fragen, woher ich meine Informationen habe, und dann müßte ich dich sowieso verraten.«

»Das macht nichts«, meinte Lou. »Ich glaube einfach, du stellst dich geschickter an als ich. Du hast viel mehr mit ihr gemeinsam.«

»Feigling!« spottete Jack.

»Du bist aber auch nicht gerade mutig«, stellte Lou klar. »Komm schon! Du siehst sie viel häufiger als ich. Ihr arbeitet doch im gleichen Gebäude.«

»Okay«, lenkte Jack ein. »Ich denke darüber nach. Aber ich verspreche nichts.«

Jacks Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab und meldete sich. Als ihm bewußt wurde, daß seine Stimme beinahe wütend klang, schlug er schnell einen umgänglicheren Ton an. Am anderen Ende meldete sich Marlene Wilson, die Rezeptionistin.

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht, Dr. Stapleton«, begann sie. Sie sprach mit einem leichten Südstaatendialekt.

»Ganz und gar nicht«, versicherte Jack ihr. »Was gibt's?«

»Hier sind zwei Herren, die Sie sprechen möchten«, erklärte sie. »Erwarten Sie Besuch?«

»Nein, nicht daß ich wüßte«, erwiderte Jack. »Wie heißen die beiden denn?«

»Einen Augenblick«, bat Marlene.

»Ich muß los«, sagte Lou und stand auf. »Sonst läuft mir gleich noch Laurie über den Weg.«

»Wir hören voneinander«, rief Jack ihm nach und winkte. »Da ist ja noch zu entscheiden, wie wir mit deinem heiklen Spionagematerial verfahren.«

Lou nickte und verschwand.

Marlene kam wieder an den Apparat. »Es handelt sich um einen Mr. Warren Wilson und einen Mr. Flash Thomas. Was soll ich den beiden ausrichten?«

»Das gibt's doch gar nicht!« Jack fiel aus allen Wolken. »Sagen Sie ihnen, sie sollen raufkommen!«

Verdutzt legte er den Hörer auf. Er konnte es kaum fassen, daß Warren ihn im Institut besuchte. Ein paarmal hatte er ihm vorgeschlagen vorbeizukommen; denn vielleicht fand Warren es interessant, aus erster Hand zu sehen, womit er, Jack, seinen Lebensunterhalt verdiente. Außerdem hatte er ihn durch eine Institutsbesichtigung indirekt ermutigen wollen, noch einmal die Schulbank zu drücken. Doch Warren hatte geschworen, daß er eine Leichenhalle nur auf einem Wege kennenlernen würde, und zwar als toter Mann. Jack nahm den zweiten Besucherstuhl, der neben Chets Schreibtisch stand, und stellte ihn neben den anderen. Dann trat er hinaus auf den Flur und ging zum Fahrstuhl. Kaum war er dort angekommen, ging die Tür auf, und seine beiden Basketballkumpels stiegen aus.

»Was für ein finsterer Ort!« stellte Warren zur Begrüßung fest und machte ein angeekeltes Gesicht. Dann grinste er und hob die Hand. »Wie steht's, Kumpel?«

Jack klatschte seine Hand gegen die von Warren. So begrüßten sie sich auch auf dem Basketballplatz. Flash be-

grüßte er mit der gleichen Geste. Dieser wirkte in der fremden Umgebung deutlich eingeschüchterter als Warren.

»Bei mir ist alles beim alten«, entgegnete Jack. »Abgesehen von eurem Besuch. Ich bin ziemlich überrascht, euch hier zu sehen. Aber kommt erst mal mit in mein Büro.«

Jack führte die beiden über den Korridor.

»Es riecht hier so komisch.« Flash schnupperte. »Wie im Krankenhaus«, fügte Warren hinzu.

»In so einem Krankenhaus möchte ich lieber nicht landen«, flachste Flash und lachte nervös.

»Du hast mir doch mal erzählt, daß du deine Autopsien in einem Saal durchführst, den ihr Grube nennt«, sagte Warren an Jack gewandt. »Mich erinnert hier alles an eine Gruft und Grube.«

»Eine kleine Renovierung täte in der Tat mal not«, stimmte Jack ihm zu und führte die beiden in seinen Arbeitsraum.

Sie nahmen Platz.

Jack grinste. »Habt ihr den weiten Weg extra auf euch genommen, um sicherzustellen, daß ich heute abend spiele?«

»Gestern hättest du dabeisein sollen«, prahlte Warren. »Da wärst du in unserem Team gewesen. Wir haben nicht ein einziges Mal verloren!«

»Ich versuche mein Glück heute abend«, versicherte Jack.

Warren sah Flash an. »Willst du ihn fragen, oder soll ich es tun?«

»Frag du ihn!« bat Flash und wippte mit dem Stuhl. Er war sichtlich aufgewühlt.

»Flash hat heute morgen eine schlimme Nachricht bekommen«, wandte sich Warren an Jack. »Seine Schwester ist gestorben.«

»Oje«, entgegnete Jack. »Das tut mir leid.« Er sah Flash an, doch der wich seinem Blick aus.

»Sie war noch nicht besonders alt«, fügte Warren hinzu. »Jünger als du. Und ist ganz plötzlich gestorben. Flash glaubt, daß irgendwas Finsteres vorgefallen ist. Sie hat sich nämlich nicht sonderlich gut mit ihrem Alten vertragen. Du verstehst doch sicher, was ich meine, nicht wahr?«

»Du meinst, es gab Gewalttätigkeiten in der Familie?« fragte Jack.

»Wenn du das so nennen willst«, entgegnete Warren. »Jedenfalls hat er ihr ab und zu eine runtergehauen.«

»So wird es meistens beschönigt«, stellte Jack klar.

»Er war extrem gewalttätig!« warf Flash wütend ein.

»Bleib cool!« Warren klopfte seinem Freund beruhigend auf die Schulter. Dann wandte er sich wieder an Jack: »Ich konnte ihn nur mit Mühe davon abbringen, zu

dem Macker seiner Schwester rauszufahren und ihn zu Brei zu schlagen.«

»Der Mistkerl hat sie umgebracht!« grollte Flash.

»Jetzt mach mal halblang, Alter!« riet Warren. »Das weißt du nicht hundertprozentig.«

»Ich weiß es hundertprozentig«, widersprach Flash.

»Siehst du, in was für einem Schlamassel ich stecke?« wandte sich Warren an Jack. »Wenn Flash zu dem Kerl rausfährt, gibt's Ärger. Einer von beiden wird dran glauben müssen, und ich will nicht, daß Flash derjenige ist.«

»Wie kann ich euch helfen?« fragte Jack.

»Finde heraus, was sie umgebracht hat!« forderte Warren. »Wenn sie eines natürlichen Todes gestorben ist, muß Flash seine Wut an etwas anderem auslassen, zum Beispiel an dir und mir auf dem Basketballplatz.« Warren verpaßte seinem Kumpel einen freundschaftlichen Rempler. Flash wehrte ihn wütend ab.

»Wo befindet sich die Leiche denn zur Zeit?« erkundigte sich Jack.

»In der Leichenhalle von Brooklyn«, berichtete Warren. »Das hat man Flash zumindest gesagt, als er mit jemandem vom Coney Island Hospital gesprochen hat. Dort hat man seine Schwester behandelt.«

»Dann dürfte es kein Problem sein«, stellte Jack in Aussicht.

»Ich spreche mit dem Pathologen, der die Autopsie durchführt, und wir haben die Antwort.«

»Es gibt keine Autopsie!« platzte Flash heraus. »Das ist es ja, was mich so sauer macht! Erst bringen sie meine Schwester zur Autopsie in die Leichenhalle, und dann passiert nichts. Da ist doch was faul! Verstehst du, was ich meine?«

»Das muß nichts heißen«, versuchte Jack ihn zu beruhigen. »Es wird längst nicht jede Leiche obduziert, die in einem Gerichtsmedizinischen Institut landet. Die Tatsache, daß deine Schwester nicht obduziert wurde, weist sogar darauf hin, daß man einen gewaltsamen Tod mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit ausschließen kann. Da sie in einem Krankenhaus gestorben ist, wird der behandelnde Arzt die Todesursache festgestellt haben, und in so einem Fall ist eine Autopsie nicht zwingend notwendig.«

»Flash vermutet dahinter eine Verschwörung.« Warren blieb hartnäckig.

»Ich kann dir versichern, daß keine Verschwörung dahintersteckt«, versuchte Jack Flash zu beschwichtigen. »Vielleicht trifft man gelegentlich auf inkompetente Leute, das mag sein, hingegen eine Verschwörung? Nein!«

»Aber ...«, setzte Flash an.

»Warte!« unterbrach Jack ihn. »Ich prüfe die Sache trotzdem. Wie heißt deine Schwester?«

»Connie Davydov«, gab Flash Auskunft.

Jack schrieb sich den Namen auf. Dann griff er zum Telefon und wählte die Nummer der Nebenstelle Brooklyn, die verwaltungstechnisch zum Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York gehörte. Theoretisch war Dr. Bingham der Leiter, doch die Nebenstelle hatte auch einen eigenen Chef. Sein Name war Jim Bennett.

»Wer ist diese Woche bei Ihnen für die Abwicklung der Autopsiefälle zuständig?« fragte Jack die Vermittlerin, nachdem er sich vorgestellt hatte.

»Dr. Randolph Sanders«, teilte die Dame ihm mit. »Soll ich Sie mit ihm verbinden?«

»Ja, bitte«, entgegnete Jack, obwohl er wenig begeistert war. Er kannte Dr. Sanders einigermaßen und ordnete ihn in die gleiche Kategorie ein wie seinen Kollegen George Fontworth: Sie waren beide oberflächlich und wenig ambitioniert. Während er wartete, trommelte er ungeduldig mit seinem Bleistift auf die Schreibtischplatte und wünschte sich, er hätte es mit einem der anderen vier Brooklyner Gerichtsmediziner zu tun.

Als Dr. Sanders sich meldete, kam er direkt auf den Punkt und fragte ihn, warum die Leiche von Connie Davydov nicht obduziert worden sei.

»Ich müßte mir erst die Akte holen«, erwiderte Dr. Sanders. »Warum wollen Sie das wissen?«

»Es ist meine Aufgabe, den Fall zu prüfen«, stellte Jack klar. Wer ihn beauftragt hatte, ließ er absichtlich offen. Falls Dr. Sanders annahm, daß Dr. Bingham oder Dr. Washington dahintersteckten, war ihm das nur recht.

»Einen Augenblick«, bat Dr. Sanders.

Jack legte die Hand auf die Muschel und sah Flash an. »Davydov klingt nicht wie ein afroamerikanischer Name.«

»Ist auch keiner«, bestätigte Flash. »Connie hat einen Weißen geheiratet.«

Jack nickte. Vermutlich war dies unabhängig von den angeblichen Gewaltausbrüchen ein weiterer Grund, warum Flash so schlecht auf den Mann seiner Schwester zu sprechen war. »Hat er sich mit dem Rest deiner Familie verstanden?«

»Ha!« schnaubte Flash verächtlich. »Zwischen meiner Familie und Connie und ihrem Mann herrschte Funkstille. Connie hat den Kerl gegen den Willen der Familie geheiratet.«

»Okay, ich habe die Akte«, meldete sich Dr. Sanders und zog Jacks Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Der Bericht der pathologischen Ermittlerin liegt mir ebenfalls vor.«

»Wie lautet die Quintessenz?« erkundigte sich Jack. »Ein gewisser Michael Cooper, der behandelnde Arzt, hat

die Diagnose gestellt«, erläuterte Dr. Sanders. »Sie lautet Status asthmaticus mit Todesfolge. Gemäß dem Bericht blickt die Patientin auf eine lange Asthmavorgeschichte mit etlichen Krankenhaus- und Notaufnahmeeinlieferungen zurück. Außerdem ist sie offenbar extrem übergewichtig gewesen. Das dürfte nicht gerade zur Besserung ihrer Atemprobleme beigetragen haben. Ferner heißt es in dem Bericht, daß sie unter Allergien gelitten hat.«

»Verstehe«, entgegnete Jack. »Haben Sie sich die Leiche angesehen?«

»Natürlich habe ich das!« empörte sich Dr. Sanders. Er faßte die Frage als Beleidigung auf.

»Sind Sie als Experte der Meinung, daß es irgendwelche Hinweise auf physische Gewaltanwendung im Familienbereich gibt?« fragte Jack.

»Wenn es solche Anzeichen gäbe, hätte ich die Leiche doch verdammt noch mal obduzieren lassen!« ereiferte sich Dr. Sanders. Er fühlte sich in die Enge getrieben.

»Gibt es Hinweise auf einen Erstickungstod?« fragte Jack unbeirrt weiter. »Zum Beispiel Blutungen in der Sklera des Auges oder irgend etwas in der Richtung?«

»Ihre Fragen sind brüskierend!« schoß Dr. Sanders zurück. »Wie sieht es mit der toxikologischen Untersuchung aus?« fragte Jack stur weiter. »Haben Sie dem Opfer Proben entnommen?«

»Es gab keine Autopsie!« raunzte Dr. Sanders. »Leichen, die nicht obduziert werden, werden auch nicht toxikologisch untersucht. Das tun Sie auch nicht!«

Mit diesen Worten beendete Dr. Sanders das Gespräch. Jack runzelte die Stirn und legte auf. »Der Mann scheint ein bißchen sensibel zu sein. Allerdings muß man zu seiner Verteidigung sagen, daß ich für meinen Mangel an diplomatischem Geschick bekannt bin. Aber egal. Habt ihr verstanden, was mein freundlicher Kollege aus Brooklyn gesagt hat?«

Warren und Flash nickten.

»Er hat behauptet, es habe keinen Hinweis auf Gewaltanwendung gegeben«, stellte Jack fest. »Auch wenn ich Dr. Sanders nicht zu den weitbesten Gerichtsmedizinern zähle, müßte er deutliche Spuren, die auf physische Gewaltanwendung hinweisen, eigentlich erkennen. Natürlich gibt es durchaus auch knifflige Fälle.«

»Wieso hast du ihn gefragt, ob er eine toxikologische Untersuchung durchgeführt hat?« wollte Warren wissen.

»Bei einer toxikologischen Untersuchung werden Körperproben auf Gifte untersucht«, erklärte Jack. »Man kann ja nie wissen.«

Warren sah Flash an.

»Willst du, daß ich mich weiter um die Sache kümmere?« wandte sich Jack an Flash.

Flash nickte. »Ich weiß genau, daß er sie umgebracht hat.«

»Warum glaubst du das immer noch – nach all dem, was Dr. Sanders gesagt hat?«

»Weil sie erstens nicht unter starkem Asthma gelitten hat und weil sie zweitens keine Allergien hatte.«

»Bist du sicher?« fragte Jack erstaunt.

»Natürlich bin ich sicher«, versetzte Flash grimmig. »Schließlich bin ich ihr Bruder. Als sie klein war, hatte sie ganz leichtes Asthma. Aber das war, als sie zehn war. Ich spreche seit vielen Jahren mindestens einmal pro Woche mit ihr, und ich weiß hundertprozentig, daß sie weder Asthma hatte noch unter Allergien litt.«

»Na so was!« staunte Jack. »Das läßt die Sache natürlich in einem anderen Licht erscheinen.«

»Kannst du noch irgend etwas tun?« schaltete Warren sich ein.

»Zum Beispiel könnte ich den Arzt anrufen, der Flashs Schwester im Coney Island Hospital behandelt hat«, erklärte Jack.

Da er die Krankenhausrubrik der Gelben Seiten sowie so schon aufgeschlagen auf dem Tisch liegen hatte, fand er die Nummer sofort. Er wählte und bat, mit Dr. Michael Cooper verbunden zu werden. Als der Arzt sich meldete, erklärte Jack wie immer zuerst, wer er war und warum

er anrief. Im Gegensatz zu Dr. Sanders war Dr. Cooper sehr hilfsbereit und fühlte sich in keiner Weise bedrängt.

»Ich erinnere mich an die Patientin«, sagte Michael. »Ein schwieriger Fall! Sie lag praktisch im Sterben, als sie bei uns ankam. Die Notarzhelfer haben sie blaurot verfärbt vorgefunden. Sie soll nur noch ganz flach geatmet haben, wenn überhaupt. Angeblich war sie im Bad zusammengebrochen, wo der Ehemann sie gefunden hat. Sie haben ihr sofort Sauerstoff verabreicht und sie an ein Beatmungsgerät angeschlossen. Als sie in der Notaufnahme eintraf, war sie azidotisch: Wir haben einen Überschuß an Kohlendioxid und eine verminderte arterielle Sauerstoffversorgung festgestellt. Mit der entsprechenden Beatmung konnten wir diese Werte zwar verbessern, nicht aber ihren klinischen Zustand. Wir konnten keinerlei periphere Reflexe bei ihr feststellen, sie hatte starre und geweitete Pupillen, und das Elektroenzephalogramm war fast durchgängig flach. Da konnten wir nicht mehr viel machen.«

»Wie klang ihre Brust?« wollte Jack wissen.

»Klar«, erwiderte Dr. Cooper. »Jedenfalls als sie bei uns eintraf. Aber das hat uns nicht gewundert bei der geringen Sauerstoffversorgung und der fortgeschrittenen Azidose. Ihre Muskeln waren bereits allesamt gelähmt, die glatten Muskeln eingeschlossen. In Anbetracht ihres

Gewichts konnte man sie mit einem gestrandeten Wal vergleichen.«

»Gab es Hinweise auf einen Herzinfarkt?«

»Nein«, antwortete Dr. Cooper. »Das EKG schien einigermaßen normal. Die Herzfrequenz war allerdings sehr niedrig, und es gab aufgrund der verminderten arteriellen Sauerstoffversorgung ein paar Abweichungen.«

»Wie sieht es mit einem Schlaganfall aus?«

»Die Möglichkeit haben wir durch eine CT-Aufnahme ausgeschlossen«, berichtete Dr. Cooper. »Sie war normal. Darüber hinaus haben wir eine Lumbaipunktion vorgenommen, und die Flüssigkeit war klar.«

»Hatte die Patientin Fieber, Hautverletzungen oder andere Anzeichen einer Infektion?« fragte Jack.

»Nichts dergleichen«, verneinte Dr. Cooper. »Ihre Temperatur war sogar zu niedrig.«

»Woher wissen Sie von der ausgeprägten Asthma-Vorgeschichte und den Allergien der Patientin?« hakte Jack nach. »Haben Sie das aus den Krankenhausunterlagen?«

»Nein«, stellte Dr. Cooper klar. »Darüber hat uns der Ehemann informiert. Er war trotz der nervlichen Belastung relativ gefaßt und konnte uns eine ausführliche Anamnese liefern.«

Jack bedankte sich und legte auf. Dann wandte er sich seinen beiden Freunden zu. »Das wird ja immer interessanter.

Die Angaben stützen sich lediglich auf Auskünfte des Ehemannes. Vielleicht sollte ich mir Connie mal selber ansehen.«

»Könntest du das tun?« fragte Warren.

»Warum nicht?« entgegnete Jack.

Er griff erneut zum Telefon und wählte die Durchwahlnummer von Dr. Sanders. Als niemand abnahm, versuchte er sein Glück bei der Vermittlung. Er nannte seinen Namen und wartete. Ein paar Sekunden später teilte ihm die Vermittlerin mit, daß Dr. Sanders gerade beschäftigt sei. Jack bat sie, ihn zu benachrichtigen, daß er auf dem Weg zu ihm sei.

»Scheint mir fast so, als wollte dieser Dr. Sanders passiven Widerstand leisten«, bemerkte Jack und stand auf. Er nahm sein Handy und seinen kleinen Fotoapparat und steckte beides ein. »Was ist mit euch beiden? Ihr könnt gerne mitkommen.«

»Was meinst du?« Warren sah Flash fragend an. »Ich hätte Zeit.«

Flash nickte. »Und ich ziehe die Sache bis zum bitteren Ende durch.«

»Wie seid ihr hier?« fragte Jack.

Warren hielt seinen Autoschlüssel hoch. »Mein Wagen steht direkt vor dem Eingang auf der 30th Street.«

»Gut«, Jack zog seine Jacke an. »Machen wir uns auf den Weg!«

Sie nahmen den Fahrstuhl und fuhren hinunter ins Kellergeschoß. Gerade wollten sie das Institut durch den Ladebereich verlassen, als Jack innehielt.

»Mir ist eben etwas eingefallen«, sinnierte er. »Wer weiß, wie man mich in Brooklyn empfängt? Vielleicht sollte ich besser meine eigenen Utensilien mitnehmen.«

»Was denn für Utensilien?« fragte Warren.

»Dir das zu erklären würde jetzt zu lange dauern«, erwiderte Jack. »Wartet mal kurz hier, oder geht schon zum Auto! Ich bin sofort zurück.«

Er betrat die Leichenhalle und ging an der Wand mit den Kühlfächern vorbei, in denen die Leichen vor der Obduktion aufbewahrt wurden. Durch eine glückliche Fügung lief er ausgerechnet Vinnie in die Arme, der gerade aus dem Sektionssaal kam. Er bat seinen Gehilfen, ihm ein paar Reagenzgläser für diverse Körperflüssigkeiten, eine Maske, Gummihandschuhe, Spritzen, Skalpelle sowie eine transnasale Magensonde zu besorgen.

»Was, zum Teufel, hast du damit vor?« forschte Vinnie und musterte ihn mißtrauisch.

»Wahrscheinlich begeben sich mal wieder in heißes Wasser«, frotzelte Jack.

»Planst du einen Ausflug nach draußen?«

»Ich fürchte, ja.«

»Soll ich mitkommen?« bot Vinnie an.

»Danke«, erwiderte Jack. »Aber das ist nicht nötig.«

Vinnie hatte die Materialien im Nu zusammengetragen. Als er zurückkam, hatte Jack schon seine Tasche geholt, in der er immer Ersatzunterwäsche zwischen seiner Wohnung und dem Institut hin und her transportierte. Vor allem im Sommer schwitzte er während seiner morgendlichen Fahrradtour zum Institut so heftig, daß er sich danach duschen und umziehen mußte.

Er packte die Utensilien in die Tasche, bedankte sich bei Vinnie und eilte zurück zur Laderampe. Warren und Flash warteten auf dem Bürgersteig. Sie stritten schon wieder darüber, ob Flash sich seinen Schwager direkt vorknöpfen sollte oder nicht.

Die beiden lebenslangen Freunde benahmen sich, als wären sie zutiefst zerstritten. Sie stiegen vorne ein, Jack nahm auf der geräumigen Rückbank Platz. Warren fuhr einen fünf Jahre alten Cadillac.

»Was haltet ihr davon, euer Kriegsbeil zu begraben?« versuchte Jack die aufgeladene Atmosphäre ein wenig zu besänftigen.

»Er dreht vollkommen durch!« klagte Warren und hob verzweifelt die Hände. »Wenn er zu dem Kerl rausfährt, handelt er sich unweigerlich einen Riesenärger ein – oder läßt sich massakrieren. Das kapiert er einfach nicht.«

»Immerhin hat er meine Schwester auf dem Gewissen«, bellte Flash. »Wenn es um deine Schwester ginge, würdest du dem Mistkerl auch an den Kragen gehen.«

»Aber du weißt doch gar nicht, ob er sie wirklich umgebracht hat«, widersprach Warren. »Das ist genau der Punkt, weshalb wir hier sind und den Doc eingeschaltet haben.«

»Jetzt paß mal auf, Flash!« unterbrach Jack. »Ich bin ziemlich zuversichtlich, daß ich dir bald sagen kann, ob deine Schwester eines natürlichen Todes gestorben ist oder ob Gewalt im Spiel war. Aber du wirst dich gedulden müssen. Die endgültige Antwort kann ich dir erst in ein paar Tagen geben.«

»Wieso erst in ein paar Tagen?« wollte Flash wissen. Er drehte sich um und starrte Jack fassungslos an. »Ich dachte, du mußt nur einen Blick auf sie werfen.«

»Vielleicht reicht das ja«, entgegnete Jack. »Aber das bezweifle ich eher. Immerhin hat Dr. Sanders nichts Außergewöhnliches entdeckt, und so ein schlechter Pathologe ist er nun auch wieder nicht. Ich überlege im Augenblick eher, ob sie vielleicht vergiftet wurde.«

»Mit was?« Warren musterte Jack im Rückspiegel.

»Zum Beispiel mit Zyanid«, überlegte Jack laut und nahm seine Mutmaßung gleich wieder zurück. »Zyanid war es natürlich nicht, dafür war der Sauerstoffgehalt in

ihrem Blut zu niedrig. Aber man sollte die Möglichkeit einer Vergiftung durchaus in Betracht ziehen.«

»Womit kann man einen Menschen denn sonst noch vergiften?« fragte Warren.

»Mit Kohlenmonoxid«, gab Jack Auskunft. »Aber das kommt vermutlich auch nicht in Frage, weil die Notarzhelfer sie als zyanotisch beziehungsweise bläulich verfärbt beschrieben haben.«

»Ist das alles?« beharrte Warren. »Andere Gifte kommen nicht in Frage?«

»Was soll das?« fragte Jack zurück. »Ist das ein Test?«

»Nein«, erwiderte Warren. »Es interessiert mich einfach.«

»Na, jetzt willst du es aber wissen«, stellte Jack fest. »Im Augenblick fallen mir Barbiturate und Benzodiazepine ein wie zum Beispiel Valium, Äthylenglykol und solche Dinge. All diese Stoffe verursachen Atemnot, und darunter hat Connie ja offenbar gelitten.«

»Wie könnte der Mistkerl es denn angestellt haben, sie zum Beispiel mit Kohlenmonoxid umzubringen?« war nun Flash wieder an der Reihe.

»Hat dein Schwager ein Auto?«

»Ja«, erwiderte Flash. »Sogar eine Garage.«

»Er könnte sie betrunken gemacht oder ihr Drogen eingeflößt haben, sie in der Garage ins Auto gesetzt und

den Motor angestellt haben«, erläuterte Jack. »Noch besser funktioniert es, wenn man die Auspuffgase direkt ins Wageninnere leitet. Dann könnte er sie bewußtlos zurück ins Bad getragen und den Notarzt gerufen haben.«

»Das kann nicht sein«, wandte Flash ein. »Er hätte sie niemals tragen können. Meine Schwester hat mehr als dreihundert Pfund gewogen.«

»Ich wollte euch ja nur ein Beispiel nennen«, erklärte Jack. »Kommt, Leute! Laßt uns aufbrechen!«

»Wohin soll ich fahren?« fragte Warren.

»Zum Kings County Hospital«, antwortete Jack. »Das ist in Brooklyn, südöstlich vom Prospect Park.«

»Soll ich den FDR Drive nehmen?« fragte Warren.

Jack war einverstanden. »Dann fahren wir über die Brooklyn Bridge und nehmen die Flatbush Avenue.«

Warren startete den Motor und fuhr los.

»Flash!« rief Jack seinem Basketballkumpel vom Rücksitz aus zu, als sie am East River entlangfuhren. »Könnte deine Schwester unter Umständen auch Selbstmord begangen haben?«

»Auf keinen Fall!« erwiderte Flash wie aus der Pistole geschossen. »Dafür war sie nicht der Typ.«

»Hat sie gelegentlich unter Depressionen gelitten?«

»Nicht im eigentlichen Sinne«, meinte Flash. »Aber ein bißchen vielleicht schon. Kann sein, daß sie deshalb

so viel gegessen hat. Irgendwann merkte sie, daß sie einen Irren geheiratet hat.«

»Wieso einen Irren?« hakte Jack nach.

»Der Kerl hat nichts gemacht«, schnaubte Flash. »Er ist von der Arbeit nach Hause gekommen und hat sich vor dem Fernseher volllaufen lassen. Zumindest bis vor ein paar Monaten. Da hat er angefangen, seine gesamte Zeit im Keller zu verbringen.«

»Und was hat er im Keller getrieben?« fragte Jack.

»Herumgebastelt, schätze ich«, schnaubte Flash. »Connie hat es mir nicht verraten. Ich glaube, sie wußte es selber nicht.«

»Hat deine Schwester auch viel getrunken?«

»Nein«, protestierte Connies Bruder. »Jedenfalls keinen Alkohol. Bei Milchshakes sieht die Sache vielleicht anders aus.«

»Hat sie irgendwelche Drogen genommen?« setzte Jack die Untersuchung fort.

»Nein«, erwiderte Flash. »Noch nie.«

»Wo in Brooklyn hat sie gelebt?« wollte Jack nun wissen. »Oceanview Lane Nummer fünfzehn«, antwortete Flash.

»Wo ist das?«

»In Brighton Beach. Das ist eine ganz nette Gegend mit lauter kleinen Holzhäuschen. Im Sommer konnte sie

zu Fuß zum Strand gehen und schwimmen. Wirklich nicht schlecht, da zu wohnen.«

»Hmm«, grummelte Jack und überlegte, wie es dort wohl aussehen mochte. Holzhütten innerhalb der New Yorker Stadtgrenzen konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen.

In der Nähe des Kings County Hospital einen Parkplatz zu ergattern, war ein Alptraum, doch Warren interessierte das wenig. Er hatte einen alten abmontierten Abfalleimer im Kofferraum, aus dem der Boden entfernt war. So mußte er sich nur einen Platz vor einem für die Feuerwehr reservierten Hydranten suchen, den Wagen abstellen und die bodenlose Mülltonne über den Hydranten stülpen. Jack war perplex, auf was für Ideen man kommen mußte, um sich das Leben in der Stadt zu erleichtern.

Vor dem Eingang des anderen Gerichtsmedizinischen Instituts blieben Flash und Warren stehen.

»Vielleicht sollten wir lieber draußen warten«, schlug Warren vor und sah Flash an, der sofort nickte.

»Von mir aus«, gestand Jack ihnen zu. »Ich versuche mich zu beeilen.«

Er betrat das Gebäude und hielt der Rezeptionistin, die ihn noch nie gesehen hatte, zielstrebig seine Dienstmarke unter die Nase. Offenbar beeindruckt, betätigte sie sofort den Türöffner.

Da er keine Zeit verlieren wollte, marschierte er auf direktem Weg in das Büro der Leichenhalle, das sich neben dem Sektionssaal befand. Die Tür stand offen. Ein Sektionsgehilfe saß über seine Arbeit gebeugt am Schreibtisch.

»Hallo, ich bin Dr. Jack Stapleton aus dem Gerichtsmedizinischen Institut Manhattan«, stellte Jack sich überschwenglich vor und präsentierte noch einmal seine Dienstmarke.

»Doug Smithers«, nannte der Mann seinerseits seinen Namen. »Was kann ich für Sie tun?« Er war sichtlich überrascht. Besuch von anderen Nebenstellen stand nicht gerade auf der Tagesordnung.

»So einiges«, leitete Jack ein. »Zunächst seien Sie so freundlich und rufen Dr. Sanders an, daß er bitte herunterkommt.«

»Okay«, entgegnete Doug ein wenig verunsichert. Eigentlich gehörte es nicht zu den Aufgaben eines Sektionsgehilfen, einen Gerichtsmediziner herbeizuzitieren. Doch er befolgte Jacks Bitte. Als er Dr. Sanders am Apparat hatte, wiederholte er wörtlich, was Jack ihm aufgetragen hatte.

»Wunderbar«, lobte Jack. »Als nächstes bin ich Ihnen dankbar, wenn Sie eine Leiche holen und sie irgendwo hinbringen, wo ich sie untersuchen kann.«

»Soll ich sie auf einen Tisch im Sektionssaal legen?«

»Das ist nicht nötig«, bremste Jack den Mann. »Ich will mich nicht extra umziehen. Ich möchte nur einen Blick auf die Tote werfen und ihr ein paar Körperflüssigkeiten entnehmen. Wenn Sie nur irgendwo ein helles Plätzchen finden, wäre das vollkommen in Ordnung.«

Doug Smithers erhob sich. »Welche Eingangsnummer?«

»Tut mir leid«, erwiderte Jack. »Die kenne ich nicht. Der Name lautet Connie Davydov. Sie muß heute morgen gebracht worden sein, ziemlich früh wahrscheinlich.«

»Diese Leiche ist nicht mehr hier«, meldete Doug.

»Sie machen wohl Witze.«

»Nein. Eben ist sie abgeholt worden. Vielleicht vor einer halben Stunde.«

»So ein Mist!« fluchte Jack. Er schüttelte den Kopf und knallte seine Tasche auf den Schreibtisch. Sein Gesicht lief vor Wut rot an.

»Tut mir leid«, bedauerte Doug und duckte sich, als befürchte er, einen Kinnhaken verpaßt zu kriegen.

»Ist doch nicht Ihre Schuld!« fuhr Jack ihn an und knackte vor Frust mit den Fingerknöcheln. »Wohin wurde die Leiche gebracht?«

Doug beugte sich ängstlich über die dicke Kladde, die auf dem Schreibtisch lag, und fuhr mit dem Zeigefinger

die Namensspalte abwärts. »Zum Bestattungsinstitut Strickland.«

»Und wo, zum Teufel, ist das?«

»Ich glaube, auf der Caton Avenue, nicht weit vom Greenwood Cemetery.«

»Um Himmels willen!« stöhnte Jack. Um besser nachdenken zu können, was er jetzt tun sollte, begann er, in dem kleinen Büro auf und ab zu wandern.

»Dr. Stapleton, nehme ich an«, ertönte plötzlich eine deutlich herablassend klingende Stimme. »Könnte es sein, daß Sie sich ein bißchen zu weit vorwagen?«

Jack sah zur Tür. Im Rahmen stand Dr. Sanders. Er war etwas älter als er, hatte ein schmales Gesicht und trug sein überwiegend ergrautes Haar nach hinten gekämmt. Mit seiner dunkel getönten, dick eingefassten Brille hatte er etwas Eulenhaftes an sich. In der Hierarchie des Gerichtsmedizinischen Instituts stand Dr. Sanders weit über ihm; er hatte fast zwanzig Jahre Berufserfahrung auf dem Buckel.

»Ich dachte, ich komme am besten schnell mal rüber, um Ihnen zu helfen«, schoß Jack zurück. »Das scheint mir dringend erforderlich zu sein.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an«, entgegnete Dr. Sanders verächtlich.

»Warum haben Sie die Davydov-Leiche abholen lassen?« erkundigte sich Jack. »Sie wußten doch, daß ich komme.«

»Ich habe eine mysteriöse Nachricht erhalten, daß Sie uns einen Besuch abstatten wollen. Von der Bitte, die Leiche hier zu behalten, war keine Rede.«

»Eigentlich sollte ich mich nicht wundern. Darauf zu kommen, bedarf es schließlich eines Intelligenzquotienten von fünfzig oder mehr.«

»Ich muß mir Ihre juvenilen Beleidigungen nicht länger anhören«, stellte Dr. Sanders klar. »Eine angenehme Rückfahrt nach Manhattan wünsche ich!« Mit diesen Worten machte er kehrt und verschwand außer Sichtweite.

Jack trat hinaus auf den Flur und rief dem davonschreitenden Dr. Sanders hinterher: »Eins sollten Sie noch wissen! Connie Davydov hatte weder Asthma noch irgendwelche Allergien. Sie war eine vollkommen gesunde Frau, deren Atmung wie aus heiterem Himmel versagte – und zwar ohne daß sie einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall erlitten hat. Wenn das nicht ein Fall ist, der dringend hätte obduziert werden müssen – was dann?«

Dr. Sanders blieb vor dem Fahrstuhl stehen und drehte sich um.

»Woher wissen Sie, daß sie kein Asthma und keine Allergien gehabt haben soll?« erhob er seine Stimme.

»Von ihrem Bruder«, erwiderte Jack.

»Dann sage ich Ihnen jetzt mal etwas«, schnarrte Dr. Sanders verächtlich. »Meine Informationsquelle im Hinblick auf die Krankengeschichte der Toten ist die erfahrenste gerichtsmedizinische Ermittlerin dieses Instituts. Sie können von mir aus glauben, wem Sie wollen. Ich jedenfalls verlasse mich auf unsere Expertin.«

Mit diesen Worten drehte er sich wieder um und drückte in aller Seelenruhe auf den Fahrstuhlknopf. Während er wartete, grinste er herablassend zu Jack hinüber.

Jack wollte gerade wütend zurückschießen, als ihm klar wurde, wie grotesk es war, mit einem solchen Quaderschädel zu diskutieren. Außerdem würde ein Streit ihn in keiner Weise voranbringen. Schließlich wollte er nichts weiter als einen Blick auf die Leiche von Connie Davydov werfen. Kopfschüttelnd ging er zurück in das Büro der Leichenhalle und schnappte sich seine Tasche. Der Gehilfe sah ihn neugierig an, blieb aber stumm.

Immer noch schäumend vor Wut verließ Jack die Brooklyner Nebenstelle des Gerichtsmedizinischen Instituts und steuerte auf Warrens Auto zu. Warren und Flash hatten sich gegen die Kotflügel des Cadillacs gelehnt und musterten ihn erwartungsvoll. Doch Jack verlor kein Wort und nahm schweigend auf dem Rücksitz Platz.

Warren und Flash sahen einander ratlos an, zuckten mit den Schultern und stiegen ebenfalls ein. Als sie sa-

ßen, drehten sie sich zu Jack um; er hatte Mund und Lippen zusammengepreßt.

»Du siehst aus, als ob du stinksauer wärst«, stellte Warren fest.

»Das bin ich auch«, entgegnete Jack und starrte ins Leere. Er mußte nachdenken.

»Was ist passiert?« wollte Flash wissen.

»Die Leiche ist zu einem Bestattungsinstitut überführt worden.«

»Wie kann das sein?« fragte Warren. »Sie wußten doch, daß du kommen würdest.«

»Das hat etwas mit Konkurrenzdenken unter Ärzten zu tun«, erläuterte Jack. »Ich kann es dir nur schwer erklären, und vermutlich würdest du es sowieso nicht glauben wollen.«

»Du mußt es wissen«, sagte Warren. »Und was machen wir jetzt?«

»Keine Ahnung«, stöhnte Jack. »Ich überlege ja schon.«

»Ich weiß, was ich tue«, stellte Flash klar. »Ich fahre nach Brighton Beach.«

»Halt die Klappe, Alter!« wies Warren seinen Kumpel zurecht. »Durch dieses kleine Mißverständnis lassen wir uns doch nicht aus der Fassung bringen.«

»Ein kleines Mißverständnis nennst du das?« brauste Flash auf. »Wenn meine Schwester eine Weiße wäre, wäre das nicht passiert.«

»Das stimmt nicht, Flash«, widersprach Jack. »Auch wenn es jede Menge Rassismus gibt – in diesem Fall liegt das Problem woanders.«

»Kannst du das Bestattungsinstitut nicht einfach anweisen, die Leiche zurückzuschicken?« fragte Warren.

»Ich wünschte, es wäre so einfach«, entgegnete Jack. »Das Problem ist, daß dieser Fall in die Zuständigkeit der Nebenstelle Brooklyn fällt, ich aber in der Gerichtsmedizin Manhattan arbeite. Das wiederum bedeutet, daß jede Menge politische Machenschaften eine Rolle spielen. Zunächst müßte ich die Genehmigung des obersten Chefs einholen. Falls ich die überhaupt bekäme, würde der Leiter der Nebenstelle Brooklyn sich mit Sicherheit auf den Schlips getreten fühlen, denn er würde die ganze Geschichte als Affront gegen seine Abteilung verstehen. Das Ergebnis wäre ein Krieg der Bürokratien. Das Ganze würde sich eine Ewigkeit hinziehen, und bis der ganze Papierkrieg und die unzähligen Telefonate geführt und alle Kämpfe durchgefochten wären, hätte das Bestattungsinstitut die Leiche vermutlich längst einbalsamiert – oder schlimmer noch – bereits eingeäschert.«

»Mist!« fluchte Warren.

»Das war's dann wohl«, faßte Flash zusammen. »Ich fahre nach Brighton Beach.«

»Nein!« widersprach Jack. »Wir fahren jetzt gemeinsam zu dem Bestattungsinstitut. Das wird zwar wahrscheinlich Ärger geben, aber ich sehe keine andere Möglichkeit, Flash von seinem wahnwitzigen Vorhaben abzubringen. Vielleicht haben wir ja Glück. Das Institut liegt an der Caton Avenue, nicht weit vom Greenwood Cemetery. Habt ihr einen Stadtplan?«

Warren nickte und bat Flash, den Plan aus dem Handschuhfach zu holen. Während die beiden die Caton Avenue suchten, versuchte Jack sich auszumalen, was sie in dem Bestattungsinstitut erwartete. Vermutlich würde der Geschäftsführer sich nicht gerade kooperativ zeigen.

»Wir sollten wie eine Art Überfallkommando in das Bestattungsinstitut hineinplatzen«, verkündete Jack schließlich seinen Plan.

Warren sah auf. »Wie meinst du das?«

»Wir müssen versuchen, die Sache durchzuziehen, bevor der Geschäftsführer oder die Mitarbeiter überhaupt dazu kommen, über unser Anliegen nachzudenken.«

»Aber du bist doch Gerichtsmediziner«, wandte Warren ein. »Und noch dazu Angestellter der Stadt New York.«

»Das stimmt«, entgegnete Jack. »Aber was ich vorhabe, ist ein wenig ungewöhnlich, um es gelinde auszudrücken. Das System funktioniert nämlich so, daß eine

Leiche an die Angehörigen freigegeben wird, in diesem Fall also an den Ehemann, auch wenn das Bestattungsinstitut die Leiche abgeholt hat. Sobald der Leichnam sich in der Obhut des Bestattungsinstituts befindet, darf nur noch nach Wunsch des Ehemanns mit ihm verfahren werden. Deshalb müssen wir unbedingt verhindern, daß der Ehemann eingeschaltet wird; denn wenn Flash mit seinem Verdacht richtig liegt, würde er ein Mordsspektakel veranstalten und eine Untersuchung der Leiche mit Sicherheit untersagen.«

»Warum erzählst du nicht einfach, daß du Pathologe der Gerichtsmedizin Brooklyn bist und bei der Obduktion ein paar wichtige Untersuchungen vergessen hast?« schlug Warren vor.

»Weil der Leiter des Bestattungsinstituts sich das auf jeden Fall durch diese Nebenstelle bestätigen ließe«, belehrte ihn Jack. »Er würde sich nämlich wundern, warum das Gerichtsmedizinische Institut die Leiche in so einem Fall nicht telefonisch zurückbeordert hat. Du darfst nicht vergessen, daß diese Leute ständig miteinander zu tun haben; die Angestellten des Bestattungsunternehmens kennen die Gerichtsmediziner. Es ist absolut unüblich, einfach dort aufzukreuzen und eine Leiche begutachten zu wollen. Glaub mir!«

»Was schlägst du also vor?« fragte Warren.

Jack stellte eine Gegenfrage: »Habt ihr die Straße gefunden?«

»Ich glaube, ja«, meldete Flash.

»Dann laßt uns die Sache durchziehen, bevor ich kalte Füße kriege«, riet Jack.

Als sie ein paar Blocks hinter sich gelassen hatten, fiel Jack etwas ein. Er kramte sein Handy hervor und wählte die Nummer des Vorzimmers von Dr. Bingham. Erwartungsgemäß meldete sich Cheryl Sanford mit ihrer zuckersüßen Stimme. Jack nannte seinen Namen und fragte, ob der Chef in Hörweite sei.

»Nein«, berichtete Cheryl. »Die Gesundheitsbeauftragte hat eine Sofort-Sitzung einberufen. Er ist gar nicht im Hause.«

»Um so besser«, stellte Jack fest. »Ich habe nämlich ein kleines Problem und brauche Ihre Hilfe.«

»Wollen Sie mich etwa wieder mal in die Bredouille bringen?« fragte Cheryl. Jack war schon so oft zu Dr. Bingham zitiert worden, daß sie ihn inzwischen recht gut kannte.

»Da liegen Sie vielleicht nicht ganz falsch«, gestand Jack. »Aber falls es Ärger gibt, nehme ich alle Schuld auf mich. Außerdem würden Sie es für eine gute Sache tun.«

Er berichtete ihr von dem plötzlichen Tod von Flashs Schwester, von dem Dilemma, daß Connies Leiche bereits freigegeben worden war, und von den Widersprüchen im

Hinblick auf die Krankengeschichte der Toten, die auf einen gewaltsamen Tod hindeuteten. Da Cheryl von Natur aus großmütig war und über einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit verfügte, hatte sie ein offenes Ohr für Jacks Anliegen.

Jack räusperte sich. »Falls in der nächsten halben Stunde jemand vom Bestattungsinstitut Strickland anruft und den Chef verlangt, teilen Sie dem Anrufer bitte mit, daß Dr. Bingham bei der Gesundheitsbeauftragten ist, was ja sogar der Wahrheit entspricht. Aber ich würde Sie bitten hinzuzufügen, daß Dr. Jack Stapleton beauftragt wurde, dem Leichnam von Connie Davydov ein paar Körperflüssigkeiten zu entnehmen.«

»Das ist alles?« fragte Cheryl.

»Das ist alles«, meinte Jack lässig. »Aber wenn Sie sich noch ein bißchen weiter aus dem Fenster lehnen wollen, können Sie gern hinzufügen, daß Sie den Besuch von Dr. Stapleton eigentlich längst hatten avisieren wollen, daß Sie es aber aufgrund des plötzlichen Aufbruchs Ihres Chefs leider vergessen hätten.«

»Wie gerissen Sie sind!« bewunderte Cheryl ihn. »Was Sie vorhaben, finde ich in Ordnung – vor allem wenn tatsächlich Mordverdacht besteht. Ich helfe Ihnen gern.«

»Nennen Sie mich lieber einfallsreich statt gerissen«, flachste Jack. Er bedankte sich auch im Namen von Flash und beendete die Verbindung.

»Klingt ja so, als hättest du alles geregelt«, stellte Warren fest.

»Mal abwarten«, entgegnete Jack. Er hegte längst nicht so große Zuversicht. Nach seiner Erfahrung waren die Geschäftsführer von Bestattungsinstituten meistens schwierige Typen, die peinlich genau auf jedes Detail achteten. Und Unwägsamkeiten gab es reichlich. Falls das Institut über ausreichend Personal verfügte, konnte er sich sogar vorstellen, daß man ihn mit Gewalt von seinem Vorhaben abzuhalten versuchte.

Das Bestattungsinstitut Strickland befand sich in einem zweistöckigen stuckverzierten Haus, das früher einmal die Prachtvilla einer reichen Brooklyn-Familie gewesen war. Offenbar hatte man versucht, dem Gebäude durch einen weißen Anstrich einen freundlicheren Touch zu verleihen, doch es wirkte trotzdem schwerfällig und klotzig; der Stil war undefinierbar. Vor den Fenstern hingen schwere Vorhänge. Der Parkplatz grenzte an den Greenwood Cemetery mit seinen unzähligen Grabsteinen.

Warren zog die Handbremse an und stellte den Motor ab. »Sieht irgendwie unheimlich aus, findet ihr nicht?« fand Jack.

»Was machen die da drinnen eigentlich?« rätselte Warren laut. »Das habe ich mich schon immer gefragt.«

»Besser, du weißt es nicht«, entgegnete Jack. »Okay, bringen wir die Sache hinter uns! Sonst verliere ich noch die Nerven.«

»Wir warten hier«, bestimmte Warren und sah Flash an. Flash nickte.

»Kommt gar nicht in Frage!« widersprach Jack. »Diesmal nicht. Als ich vorhin ›wir‹ gesagt habe, habe ich auch gemeint, daß wir die Sache gemeinsam durchziehen. Außerdem brauche ich euch. Ihr sollt den Leuten während unserer Invasion ein bißchen Respekt einflößen. Im übrigen ist Flash der Bruder der Toten. Das rechtfertigt unseren Auftritt wenigstens halbwegs.«

»Meinst du das im Ernst?« fragte Warren.

»Natürlich«, versicherte Jack. »Kommt schon! Keine lange Debatte!«

Jack schnappte sich seine Utensilientasche und schritt energisch auf den Eingang zu. Warren und Flash folgten ihm. Daß sie ihn nur widerwillig begleiteten, konnte er ihnen nicht verdenken. Der Anblick, der sie erwartete, würde sie vermutlich völlig aus dem Gleichgewicht bringen.

Die Inneneinrichtung des Bestattungsinstituts entsprach dem üblichen Standard. Die Räume waren in dunklem Holz gehalten, vor den Fenstern hingen dicke Samtvorhänge, das Licht war gedämpft, und im Hinter-

grund spielte leise Kirchenmusik, die den Ort in eine ruhige und seriöse Atmosphäre tauchte. Auf einem Tisch in der Eingangshalle lag ein aufgeschlagenes Besucherbuch. Daneben stand eine asketisch aussehende schwarz gekleidete Frau. Weiter hinten war auf der rechten Seite auf einem taillenhohen Podest ein geöffneter Sarg aufgebahrt; davor standen einige Klappstühle. Die Innenwände des Sargs bekleidete weißer Satin. Jack konnte soeben das Profil des in dem Sarg liegenden Toten erkennen.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte die Frau kaum lauter als im Flüsterton.

»Ja«, erwiderte Jack. »Wo finden wir den Geschäftsführer?«

»In seinem Büro«, erteilte die Frau Auskunft. »Soll ich ihn holen?«

Jack reagierte schnell: »Bitte! Es handelt sich um einen Notfall.«

Er vergewisserte sich mit einem Blick über die Schulter, daß Warren und Flash dicht hinter ihm standen.

»In was für eine Situation bringst du uns hier?« wisperte Warren. »Bist du sicher, daß du uns brauchst?«

»Auf jeden Fall«, zischte Jack. »Cool bleiben!«

Ein paar Minuten später trat der besorgte Geschäftsführer aus einer Seitentür. Neben ihm gingen zwei muskulöse Männer in Anzügen, die auch als Rausschmeißer

eine gute Figur abgegeben hätten. Mit seinem tadellosen schwarzen Anzug, dem frischen weißen Hemd und dem mit Pomade nach hinten frisierten Haar entsprach der Mann exakt dem Klischee eines Beerdigungsinstitutsleiters. Nur seine sonnengebräunte Haut paßte nicht recht ins Bild. Er sah aus, als wäre er gerade von einem Florida-Urlaub zurückgekehrt.

»Mein Name ist Gordon Strickland«, stellte er sich mit gedämpfter Stimme vor. »Es soll einen Notfall geben, habe ich gehört. Wie können wir Ihnen weiterhelfen?«

»Dr. Jack Stapleton«, entgegnete Jack und wedelte mit seiner Dienstmarke. Er wollte sich möglichst forsch und offiziell geben. »Ich komme im Auftrag von Dr. Bingham, dem Leiter des Gerichtsmedizinischen Instituts Manhattan.«

Strickland neigte den Kopf, um Jack an der Dienstmarke vorbei ins Visier zu nehmen. »Der Name kommt mir bekannt vor. Aber was haben Sie mit uns hier in Brooklyn zu tun?«

»Ich habe den Auftrag, mir die Leiche von Connie Davydov anzusehen und ihr ein paar Körperflüssigkeiten zu entnehmen«, erklärte Jack. »Ich nehme an, mein Besuch wurde Ihnen telefonisch angekündigt.«

»Nein«, sagte Strickland reserviert. »Wir haben keinen Anruf erhalten.« Seine Oberlippe begann zu zucken.

»Dann bitte ich Sie, unser unangemeldetes Eindringen zu entschuldigen«, versuchte Jack ihn zu beruhigen. »Wir werfen nur kurz einen Blick auf die Leiche.« Er machte einen Schritt auf die Doppeltür zu, die in die Innenräume des Beerdigungsinstituts führte.

»Einen Augenblick bitte!« hielt Strickland ihn zurück und hob die Hand. »Wer sind die anderen beiden Herren?«

»Warren Wilson«, stellte Jack mit einem Nicken in Warrens Richtung vor. »Er ist mein Assistent. Der andere Herr ist Frank Thomas, der Bruder der Verstorbenen.« Im gleichen Augenblick fragte er sich, wie das bloß gutgehen sollte; seine beiden Freunde trugen leicht variierte Hip-hop-Kleidung. Warren sah beim besten Willen nicht aus wie eine gerichtsmedizinische Fachkraft.

»Ich verstehe das nicht«, stellte Strickland fest. »Der Leichnam ist doch an einen gewissen Mr. Davydov freigegeben worden. Er hat uns nichts gesagt.«

»Wir ermitteln in einem potentiellen Mordfall«, erklärte Jack. »Da wir neue Erkenntnisse gewonnen haben, müssen wir uns die Leiche leider noch einmal ansehen.«

»In einem Mordfall?« wiederholte Strickland. Seine Oberlippe zuckte jetzt schneller.

»Sie haben richtig gehört«, näselte Jack und ging einen weiteren Schritt nach vorn. Der Geschäftsführer

mußte ein Stück zurückweichen. »Wenn Sie uns jetzt bitte in Ihren Kühlraum führen würden – oder dorthin, wo Sie die neu eingelieferten Leichen aufbewahren! Dann erledigen wir fix unsere Arbeit und sind wieder weg.«

»Die Leiche befindet sich im Einbalsamier-Raum«, entgegnete Strickland. »Wir warten noch auf Anweisungen von Mr. Davydov. Er wollte sich nach der Freigabe der Toten bei uns melden.«

»Dann führen Sie uns eben in den Einbalsamier-Raum«, verlangte Jack. »Wo wir die Untersuchung vornehmen, spielt keine Rolle.«

Vollkommen perplex drehte Strickland sich um und stürmte durch die Doppeltür. Jack, Warren und Flash folgten ihm. Die schweigsamen Begleiter des Beerdigungsinstitutsleiters bildeten den Schluß.

»Ihr Wunsch ist absolut ungewöhnlich«, bemerkte Strickland, als sie über den Flur gingen. »Außerdem wundert es mich, daß die Nebenstelle des Gerichtsmedizinischen Instituts von Brooklyn uns nicht informiert hat. Vielleicht sollte ich erst einmal dort anrufen.«

»Sie sparen sich Zeit, wenn Sie Dr. Bingham direkt anrufen«, schlug Jack vor. »Sie wissen ja sicher, daß Brooklyn dem Gerichtsmedizinischen Institut von Manhattan unterstellt ist.«

»Nein.« Strickland war einigermaßen verwirrt. »Das wußte ich nicht.«

Jack zog sein Handy aus der Tasche und wählte mit der Schnellwahltaste die Nummer seines Chefs. Dann reichte er Strickland das Telefon, der es entgegennahm und an sein Ohr preßte. Jack hörte, wie Cheryl Sanford sich mit ihrer üblichen Begrüßungsfloskel meldete. »Gerichtsmedizinisches Institut. Vorzimmer von Dr. Bingham. Guten Tag. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Während Strickland mit Cheryl sprach, blieb der Rest der Gruppe vor der zweiten Doppeltür stehen. Jack verstand nur ein paar Worte von dem, was Cheryl sagte. Strickland nickte und sagte mehrmals ›Verstehe‹, ›Ja‹ und ›In Ordnung‹. »Vielen Dank, Mrs. Sanford. Das kann ich voll und ganz begreifen, und Sie müssen sich wirklich nicht entschuldigen. Ich werde Dr. Stapleton helfen, so gut ich kann.«

Strickland beendete die Verbindung und gab das Handy zurück. Jack fiel auf, daß die Lippe des Geschäftsführers jetzt beinahe ohne Unterlaß zuckte. Der Mann schien sich in der gegenwärtigen Situation ganz und gar nicht wohl zu fühlen; aber zumindest war er für den Augenblick besänftigt.

»Hier hinein«, sagte Strickland und zeigte auf die Doppeltür.

Die Gruppe betrat den Einbalsamier-Raum. Ein widerlich-süßlicher Deodorantgeruch strömte ihnen entgegen. Der Raum war größer, als Jack erwartet hatte, nämlich in etwa so groß wie der Sektionssaal, in dem er fast täglich seine Obduktionen vornahm. Im Gegensatz zum Sektionssaal gab es hier jedoch nicht acht, sondern nur vier Tische, von denen zwei belegt waren. Auf dem hintersten Tisch lag eine männliche Leiche, die gerade einbalsamiert wurde. Auf dem vorderen lag eine dicke Frau.

»Mrs. Davydov liegt gleich hier vorne«, erklärte Strickland und zeigte auf die vor ihnen liegende Tote.

»Okay«, Jack hatte verstanden. Er stellte seine Utensilentasche auf dem nächstbesten Rolltisch ab und zog ihn heran. Dann öffnete er die Tasche und fixierte seine beiden Freunde. Sie standen wie angewurzelt in der Nähe der Tür. Warren starrte gebannt auf die Leiche am Ende des Raums, die gerade einbalsamiert wurde; Flash betrachtete seine tote Schwester. Der Anblick verschlug beiden den Atem. Jack konnte sich nur vage vorstellen, wie sie sich wohl fühlen mochten.

Da ihm nichts Besseres einfiel, klatschte er laut in die Hände. Die Situation durfte ihm nicht entgleiten. In dem gekachelten Raum klang das Klatschen wie ein Gewehr-schuß. Sämtliche Anwesenden zuckten vor Schreck zusammen. Sogar die Männer, die gerade die Leiche ein-

balsamierten, sahen von ihrer grausigen Arbeit auf. »Okay, Leute«, forderte er seine Kumpels schwungvoll auf. Er tat so, als ob er Gefallen an seiner Aufgabe fände. »Kommt, laßt uns loslegen, damit wir diese Herren nicht allzu lange aufhalten! Frank Thomas – würden Sie diese Frau bitte identifizieren?« Flash nickte. »Das ist meine Schwester. Connie Thomas Davydov.«

»Absolut sicher?« vergewisserte Jack sich und warf zum ersten Mal einen Blick auf das Gesicht der Verstorbenen. Überrascht stellte er fest, daß sie deutliche Gesichtsverletzungen aufwies. Das linke Auge war lila, beinahe zugeschwollen, und die Haut über dem Wangenknochen ebenfalls blutunterlaufen.

»Todsicher«, stellte Flash fest. Er trat einen Schritt näher und wies auf das geschwollene Auge. »Der Mistkerl hat sie wieder geschlagen. Das hat er früher auch schon getan.«

»Wir wollen keine voreiligen Schlüsse ziehen«, versuchte Jack ihn zu bremsen. »Immerhin haben die Notarzhelfer sie zusammengebrochen im Bad vorgefunden. Das Bad ist ein gefährlicher Ort. Wer zwischen Waschbecken, Badewanne und Toilette kollabiert, kann sich ganz schön verletzen – von Handtuchhaltern und Wasserhähnen ganz zu schweigen.«

»Als ich vor einem Monat mit ihr Mittag gegessen habe, sah ihr Auge genauso aus wie jetzt«, fuhr Flash fort,

ohne Jack zu beachten. »Sie hat mir erzählt, daß er sie schlägt. Ich hätte schon längst Hackfleisch aus dem Kerl gemacht, wenn ich ihr nicht hätte versprechen müssen, mich nicht einzumischen.«

»Ganz ruhig bleiben!« redete Jack auf ihn ein. Jetzt wo er kurz davor war, seine Proben zu bekommen, mußte er Flash unbedingt davon abhalten, die ganze Aktion zu vermasseln. Deshalb riet er seinem Freund, draußen zu warten. Flash ließ sich das nicht zweimal sagen. Er drehte sich um, stieß die Schwingtür auf und stürmte hinaus. Auf ein Nicken des Geschäftsführers hin setzten die beiden Schwergewichte sich umgehend in Bewegung und folgten ihm.

»Es fällt ihm schwer, mit dem Verlust fertig zu werden«, erklärte Jack. »Wir erledigen jetzt am besten zügig unseren Job und sehen zu, daß wir ihn so schnell wie möglich von hier wegbringen.«

Als er seine Latexhandschuhe überstreifte, trat Strickland an den Tisch heran. »Sie haben ja hoffentlich nicht vor, den Leichnam zu verunstalten«, warnte er Jack. »Es könnte durchaus sein, daß Mr. Davydov den Sarg noch offenlassen möchte.«

»Wir entnehmen der Leiche lediglich ein paar Körperflüssigkeiten«, zerstreute Jack seine Zweifel, während er Warren mit einer Handbewegung bedeutete, näher zu

kommen und ihm die Reagenzgläser zu reichen. Um Warrens furchteinflößendes Erscheinungsbild ein wenig zu mildern, mußte er unbedingt so tun, als ob er wirklich sein Assistent sei. Er hatte nämlich genau das vor, wovor Strickland ihn gewarnt hatte: Er wollte eine Probe der blutunterlaufenen Gesichtshaut haben. Wenn ihm eine Rechtfertigung eingefallen wäre, hätte er der Leiche am liebsten auch Hirn-, Leber-, Nieren-, Lungen- und Fettgewebeproben entnommen.

Als erstes holte er seinen Fotoapparat hervor. Bevor Strickland etwas einwenden konnte, knipste er rasch eine ganze Serie von Bildern, wobei er sich vor allem auf die Gesichtsverletzungen konzentrierte. Um die Läsionen möglichst gut aufs Bild zu bekommen, rückte er vorsichtig den Kopf der Leiche zurecht. Dabei untersuchte er den Nacken auf subtile Strangulations- und Erstickungshinweise, doch er entdeckte nichts.

Als er genügend Fotos gemacht hatte, beendete er seine schnelle, aber gründliche äußerliche Untersuchung der Toten. Während er arbeitete, beschrieb er seinem Ad-hoc-Assistenten Warren den Status der Leiche. Er berichtete unter anderem, daß es keine Hinweise auf Injektionen oder andere durch ärztliche Einwirkung entstandene Verletzungen gebe, daß sie außer der Augen- und Wangenverletzung keine weiteren Hautabschürfungen auf-

weise und zudem nichts auf eine Infektionskrankheit hindeute.

Als nächstes holte er seine diversen Spritzen hervor und begann mit der Entnahme der Flüssigkeitsproben. Er entnahm Blut aus dem Herzen, Urin aus der Blase, Glaskörper aus dem Augapfel und Zerebrospinalflüssigkeit aus dem zentralen Nervensystem. Danach führte er die transnasale Magensonde ein und entnahm einen Teil des Mageninhalts. Aus Angst, vor Beendigung seines Werks unterbrochen zu werden, arbeitete er äußerst schnell. Warren hielt während der ganzen Prozedur die Augen geschlossen.

Der Geschäftsführer des Bestattungsinstituts war einen Schritt zurückgetreten und stand mit verschränkten Armen wie ein Wachtposten an der Wand. Seinem Gesichtsausdruck und dem fortwährenden Beben seiner Oberlippe war zu entnehmen, daß Jacks Aktivitäten ihn ganz und gar nicht begeisterten. Immerhin sagte er nichts, zumindest bis in dem hellen, fluoreszierenden Licht Jacks Skalpell aufblitzte.

»Warten Sie!« schrie Strickland, als er das Skalpell erblickte. Er stieß sich von der Wand ab und schoß auf den Tisch zu. »Was haben Sie damit vor?«

»Ist schon erledigt«, winkte Jack ab. Er richtete sich auf und ließ einen keilförmigen Gesichtsfetzen und ein

Stück Augenlid in ein Reagenzglas plumpsen. Er hatte die Schnitte in rasantem Tempo vorgenommen.

»Sie hatten mir Ihr Wort gegeben«, stammelte der Geschäftsführer und starrte angeekelt auf das klaffende Loch in Connies Wange.

»Stimmt«, bestätigte Jack. »Aber mir ist gerade klar geworden, daß wir verpflichtet sind sicherzustellen, daß das geschwollene Auge nicht die Folge eines Infektionsprozesses ist. Außerdem habe ich wie immer chirurgische Präzisionsarbeit geleistet. Sehen Sie doch, was für ein winziges Stückchen ich nur herausgetrennt habe! Ich habe vollstes Vertrauen, daß Sie das kleine Loch mit Ihren kosmetischen Zauberkünsten wieder verschwinden lassen.«

»Das ist ja wohl unerhört!« ereiferte sich Strickland und beugte sich über die Leiche, um die Verschandelung aus der Nähe zu betrachten. Er war entsetzt. Seiner Ansicht nach handelte es sich keineswegs um ein kleines Loch. Connies Gesicht sah entstellt und unwiderruflich verändert aus.

Jack warf die Proben, die benutzten Utensilien und sogar die umgestülpten Gummihandschuhe hektisch in die Tasche und schloß den Schnappverschluß. Er fühlte sich wie ein Bankräuber, der gerade das Bargeld entgegengenommen hat und jetzt zusehen muß, daß er entkommt. Er

packte Warren am Ärmel seines Kapuzenshirts und zog ihn zur Tür.

»Wir machen jetzt einen zügigen und gesitteten Abgang«, flüsterte er seinem Kumpel zu.

Beim Passieren der ersten Doppeltür hörten sie den Leiter des Bestattungsinstituts im Hintergrund wüst schimpfen. Als sie die zweite Doppeltür hinter sich gelassen hatten, hielten sie nach Flash Ausschau. Er war nirgends zu sehen. Sie gingen nach draußen und entdeckten ihn auf dem Gehweg, wo er nervös auf und ab marschierte.

»Los!« rief Jack. »Wir hauen ab!«

Zügigen Schrittes eilten sie zum Auto. Jack befürchtete zwar nicht, daß sie verfolgt wurden, aber er wollte so schnell wie möglich weg. Mit dem Gesichtshautmanöver hatte er den Bogen überspannt. Für den Geschäftsführer eines Bestattungsinstituts war es die schlimmste Sünde, bei einer Leiche das Gesicht zu entstellen.

Sie stiegen ein. Warren startete den Motor, und sie fuhren schweigend zurück in Richtung Prospect Park. Flash fand schließlich als erster die Sprache wieder: »Habt ihr nichts zu berichten? Was habt ihr herausgefunden?«

»Ich habe herausgefunden, daß ich nie wieder ein Beerdigungsinstitut betrete«, wiederholte Warren seinen Entschluß. »Es sei denn, ich werde hineingetragen. Was,

zum Teufel, haben sie bloß dem armen Kerl auf dem anderen Tisch angetan? Seine Innereien mit einem Vakuumsauger herausgeholt? Ich wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, das könnt ihr mir glauben! So etwas Furchtbares habe ich noch nie mit ansehen müssen.«

»Ihr habt also keinen Schimmer, was mit Connie passiert ist«, schnauzte Flash aufgebracht.

»Immerhin haben wir die erforderlichen Proben«, stellte Jack klar. »Du mußt jetzt ein bißchen Geduld haben. Ich habe es dir ja vorhin schon gesagt – etwas Definitives läßt sich erst sagen, wenn alles untersucht ist.«

»Aber ich habe doch gesehen, daß er sie brutal geschlagen hat«, krächzte Flash nun heiser. »Das reicht mir als Beweis.« Warren sah Jack im Rückspiegel an. »Siehst du jetzt, in was für einem Schlamassel ich stecke? Bei Flash redest du gegen eine Wand – egal, mit was für Engelszungen du es auch versuchst.«

»Jetzt hör mir mal gut zu, Flash!« fuhr Jack seinen Freund wütend an. »Ich habe gerade Kopf und Kragen für dich riskiert! Ist dir das eigentlich klar?«

»Jaha«, gestand Flash zögernd.

»Falls dieser Strickland oder die Nebenstelle Brooklyn wegen dieser Geschichte Alarm schlagen, kann ich schwer Ärger kriegen – erst recht, wenn die Proben auch noch negativ sind. Das mindeste, was ich dafür im Ge-

genzug von dir erwarte, ist, daß du mir versprichst, deinem Schwager vorerst keinen Besuch abzustatten.«

»Aber was ist mit dem blauen Auge?« blaffte Flash.

»Ich wiederhole es noch einmal«, erhob Jack seine Stimme. »Wir wissen nicht, woher sie die Verletzung hat. Ich habe ihr eine Hautprobe entnommen, und wir werden sehen, was bei der Untersuchung herauskommt. Womöglich hast du recht, und sie wurde wirklich geschlagen; vielleicht hat sie sich die Verletzungen aber auch selber zugezogen. Ich habe schon Leute gesehen, die im Bad gestürzt sind und noch viel schlimmer aussahen. Es ist sogar vorgekommen, daß ein Opfer an den Folgen seines Sturzes gestorben ist – und nicht an der akuten Krankheit, die zu dem Sturz geführt hat.«

»Versprich es ihm!« rückte Warren seinem Freund zu Leibe. »Sonst kannst du mich gleich mal richtig sauer werden sehen. Ich habe schließlich auch noch Besseres zu tun, als in einem Bestattungsinstitut rumzustehen, bis sich mir der Magen umdreht.«

»Ist ja schon gut«, gab Flash nach. »Ich verspreche es. Seid ihr jetzt zufrieden?«

»Erleichtert ist sicher der bessere Ausdruck«, entschied Jack. Er starrte durch das Fenster auf den Rush-hour-Verkehr und fragte sich, welchen Preis er wohl diesmal für seine Tollkühnheit würde zahlen müssen.

12. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 16.35 Uhr

Der Schnee bedeckte den steilen Vaterlandshügel wie eine makellos weiße Decke. Yuri und sein Bruder Yegor hatten den Hügel so genannt, weil sie ihn für die beste Rodelpiste in der ganzen Sowjetunion hielten. Sie hatten sich auf ihren selbstgezimmerten Schlitten aus ausrangiertem Holz und Metall gequetscht und sausten den steilen Hang hinunter. Yegor saß vorne, Yuri hinten.

Yuri fühlte sich wie im Märchenland. Von kristallklarem Schnee umwirbelt, rasten sie auf die Bauernhäuser zu, die den Niznije-See säumten. Yuri hatte das Gefühl zu fliegen, und er jauchzte vor Freude.

In der Ferne sahen sie einen von zwei Schimmeln gezogenen Pferdeschlitten näher kommen; die Pferde waren so weiß wie der Schnee. Als sich ihre Wege beinahe kreuzten, hörte Yuri das Bimmeln der im Takt zum leichten Galopp der Pferde klingelnden Schlittenglöckchen. Das Bimmeln wurde immer lauter, bis es Yuri schließlich aus seinem Lieblingstraum riß. Leider waren es keine Schlittenglöckchen, die ihn geweckt hatten; sein Telefon läutete.

Er richtete sich so abrupt auf, daß ihm schwarz vor Augen wurde. Als er sein Gleichgewicht nach ein paar Sekunden einigermaßen wiedergefunden hatte, beugte er sich vor und brachte seinen Kopf zwischen die Knie. Das Schwindelgefühl verschwand allmählich, doch das Telefon klingelte weiter.

Er stand auf, taumelte mit wackligen Beinen in die Küche und warf einen Blick auf die Uhr. Er war auf dem Sofa eingedöst und hatte mehr als vier Stunden tief geschlafen. Als er den Hörer abnahm und sich melden wollte, brachte er nur ein Krächzen hervor und mußte sich erst einmal kräftig räuspern.

»Hier ist Gordon Strickland. Ich möchte Sie nicht belästigen, Mr. Davydov. Aber es hat ein Problem gegeben, und ich möchte Sie darüber in Kenntnis setzen.«

Yuri rieb sich die Stirn und überlegte, immer noch völlig verschlafen, wer, zum Teufel, Mr. Strickland sein mochte. Er wußte, daß er den Namen schon mal gehört hatte, konnte sich aber nicht erinnern, in welchem Zusammenhang. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der Mann rief von dem Bestattungsinstitut an, das sich um Connies Leichnam kümmern sollte.

»Was für ein Problem?« fragte er und bemühte sich mit aller Kraft, wach zu werden. Bei dem Wort ›Problem‹ schrillten in seinem Kopf die Warnglocken.

»Es ist etwas sehr Ungewöhnliches passiert«, berichtete Strickland. »Kurz nachdem Ihre arme verstorbene Frau in unserem Institut eingetroffen war, sind drei Männer erschienen, die ihre Leiche untersucht und ihr Proben entnommen haben.«

»Was für Proben?« wollte Yuri wissen.

»Körperflüssigkeitsproben, die im Labor untersucht werden sollen«, erwiderte Strickland. »Ich möchte mich für diesen unangenehmen Zwischenfall entschuldigen. Es tut mir leid, daß ich Sie nicht sofort anrufen und Ihre Erlaubnis eingeholt habe. Aber es ging alles so schnell. Die Herren sind im Auftrag des Leiters des Gerichtsmedizinischen Instituts gekommen; aber nachdem sie jetzt weg sind, frage ich mich, ob sie überhaupt berechtigt waren, diese Untersuchungen durchzuführen. Vielleicht sollten Sie sich einen Anwalt nehmen. Ich könnte mir vorstellen, daß die Stadt Ihnen wegen dieses Vorfalls eine dicke Entschädigung zahlen muß.«

»Ich verstehe das alles nicht«, entgegnete Yuri. »Meine Frau wurde doch gar nicht obduziert.«

»Deshalb kommt mir das Ganze ja so seltsam vor«, erklärte Strickland. »Ich bin jetzt fast dreißig Jahre im Bestattungsgeschäft tätig, mein Vater hat sein Leben lang ein Beerdigungsinstitut geleitet – aber so etwas ist uns beiden noch nie passiert.«

»Was waren das denn für Männer, die meine Frau untersucht haben?« fragte Yuri aufgeregt, während er sich die Muschel zwischen Schulter und Nacken klemmte. Er mußte sofort die Wodkaflasche aus dem Kühlschrank holen, denn er brauchte dringend einen Schluck für seine Nerven.

»Der eine war Gerichtsmediziner«, erklärte Strickland. »Ein gewisser Dr. Stapleton. Und dann hatte er noch einen Assistenten dabei ...«

»Wie war der Name des Arztes?« unterbrach Yuri ihn mitten im Satz. Selbst in seinem schläfrigen Zustand versetzte ihn der Name in höchste Alarmbereitschaft.

Strickland wiederholte den Namen, woraufhin Yuri einen besonders kräftigen Schluck Wodka nahm. Jack Stapleton war der Mann, dem er im Büro der Corinthian Rug Company begegnet war!

»Der andere Begleiter des Gerichtsmediziners war ein Verwandter Ihrer verstorbenen Frau«, fuhr Strickland fort. »So wurde es uns zumindest gesagt. Dr. Stapleton hat ihn als Frank Thomas vorgestellt. Allerdings habe ich mitbekommen, daß der Mediziner ihn einmal mit dem Spitznamen Flash angesprochen hat.«

Yuri spürte, wie ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief. Er zog sich einen der Küchenstühle heran und setzte sich. Seine Beine waren auf einmal so wacke-

lig, daß er befürchtete umzufallen. Flash Thomas war der einzige Mensch auf der Welt, vor dem er sich wirklich fürchtete. Denn er war nicht nur ein riesiger Muskelprotz, er hatte ihn auch schon etliche Male bedroht. Das letzte Mal hatte er ihm am Telefon angekündigt, nach Brighton Beach zu kommen und ihn umzubringen, wenn er, Yuri, Connie noch ein einziges Mal zu schlagen wagte.

»Sind Sie noch dran?« fragte Strickland. Yuri hatte auf seine letzte Bemerkung nichts erwidert.

»Ja«, brachte Yuri hervor. Sein Herz raste wie verrückt. Warum war Flash Thomas mit diesem mysteriösen Dr. Stapleton im Bestattungsinstitut aufgekreuzt? So einen merkwürdigen Zufall konnte es doch gar nicht geben!

»Sie müßten uns ein paar Anweisungen erteilen«, informierte Strickland ihn. »Haben Sie zum Beispiel die Absicht, den Sarg aufbahren zu lassen?«

»Nein!« schrie Yuri in die Muschel, beruhigte sich aber gleich wieder. »Ich will, daß die Sache mit so wenig Aufsehen wie möglich über die Bühne gebracht wird. So hätte Connie es auch gewollt.«

»Aber Sie müssen noch einen Sarg auswählen.«

»Welcher ist der billigste?« erkundigte Yuri sich.

»Es wäre wirklich besser, Sie würden vorbeikommen«, stellte Strickland mit seiner salbungsvollen Ge-

schäftsstimme klar. »Dann könnten wir Ihnen unser gesamtes Angebot vorführen und Ihnen die jeweiligen Vor- und Nachteile erläutern.«

»Können Sie die Leiche auch verbrennen?« fragte Yuri.

»Selbstverständlich können wir eine Feuerbestattung arrangieren«, erklärte Strickland. »Aber auch dann müßten Sie vorbeikommen und eine Urne aussuchen.«

»Ich will, daß sie verbrannt wird«, ordnete Yuri an. »Und zwar noch heute!«

»Sie wollen den Leichnam also weder aufbahren noch eine Trauerfeier abhalten lassen?« hakte Strickland nach.

Yuris Stimme wurde schrill. »Ich möchte, daß meine Frau so schnell wie möglich eingäschert wird. So entspricht es meinem Glauben.«

»Wie Sie wünschen«, entgegnete Strickland.

»Was für Proben hat Dr. Stapleton meiner Frau entnommen?« fragte Yuri jetzt.

»Ein kleines Stück Hautgewebe und ein paar Flüssigkeitsproben«, gab Strickland nervös Auskunft.

»Wie konnten Sie nur zulassen, daß dieser Gerichtsmediziner ihren Körper schändet!« beschwerte Yuri sich. Was mochte diesen Dr. Stapleton bloß bewegt haben, seiner Frau Proben zu entnehmen, nachdem die Behörde in Brooklyn beschlossen hatte, auf eine Autopsie zu verzichten?

»Hier ist nur meine nochmalige Entschuldigung«, wiederholte Strickland. »Aber wir konnten einfach nichts tun, das müssen Sie verstehen.«

»Ich komme demnächst vorbei«, meldete Yuri sich an.

»Dann suche ich ein Gefäß für ihre Asche aus und bezahle die Rechnung.«

»Das wäre sehr freundlich«, entgegnete Strickland.

»Sehen Sie zu, daß ihre Leiche vor der Einäscherung nicht noch einmal geschändet wird!«

»Das wird auf keinen Fall passieren«, versprach Strickland. Yuri legte auf und starrte gedankenversunken ins Leere. Ob die Behörden womöglich Botulinustoxin als Todesursache in Erwägung zogen? Das war eigentlich so gut wie ausgeschlossen. Flash Thomas stellte da schon eine unmittelbarere Gefahr für ihn dar. Was sollte er tun, wenn sein Schwager plötzlich vor der Tür stand? Wenn Flash auf ihn losgehen sollte, hatte er keine Chance. Er mußte sich irgendwie schützen, soviel stand fest. Schließlich hatte er noch eine Weile in seinem Labor zu tun, zumindest bis zur letzten Anthraxernte.

Ein Blick auf die Uhr über dem Kühlschrank brachte ihn auf eine Idee. Es war kurz vor fünf, also hatte Curt in wenigen Minuten Feierabend. Er nahm den Hörer ab, erkundigte sich bei der Auskunft nach der Nummer der Feuerwache Duane Street und wählte. Es meldete sich

ein Feuerwehrmann, den er bat, ihn mit Lieutenant Curt Rogers zu verbinden.

»Einen Moment bitte«, ließ sich der Feuerwehrmann vernehmen.

Während Yuri wartete, fiel sein Blick auf die Küchentür, durch die er am Morgen ins Haus gekommen war. Er hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, sich zu vergewissern, ob sie richtig abgeschlossen war. Sie war es nicht, denn er hatte vergessen, den Sicherheitsriegel vorzuschieben. Er stand auf, zog die Telefonschnur, soweit sie reichte, mit und schob den Riegel mit einem energischen Ruck vor die Tür.

»Lieutenant Rogers«, meldete sich Curt in einem zackigen Ton, der sich für seinen Rang schickte.

»Hi Curt, hier ist Yuri. Ich brauche deine Hilfe.«

Eine Weile sagte niemand ein Wort.

»Curt, hörst du mich?«

»Was fällt dir ein, mich hier auf der Feuerwache anzurufen?« fuhr Curt ihn mit gedämpfter Stimme an. »Hatte ich mich nicht klar genug ausgedrückt, daß so etwas nicht in Frage kommt?«

»Du hast gesagt, ich soll nicht vorbeikommen«, widersprach Yuri. »Daß ich nicht anrufen soll, hast du nicht gesagt.«

»Muß ich dir denn alles buchstabieren, verdammt?« fluchte Curt. »Wie wär's, wenn du mal dein Gehirn einschal-

ten würdest? Du sprichst mit russischem Akzent, und das hört man am Telefon genauso, wie wenn du leibhaftig hier aufkreuzt. Meine Kollegen müssen nicht unbedingt mitbekommen, daß ich mich mit einem Russen eingelassen habe.«

»Ich muß dich aber sprechen«, beharrte Yuri. »Ich habe ein Problem.«

»Was für eins denn?« fragte Curt genervt.

»Ich brauche eine Waffe«, erwiderte Yuri. »Du hast mir doch erzählt, daß die PAA jede Menge Gewehre hat. Ich brauche nur ein einziges.«

»Wofür, zum Teufel, brauchst du ein Gewehr?«

»Um mich vor Connies Bruder zu schützen«, erklärte Yuri. »Gerade habe ich erfahren, daß er im Bestattungsinstitut war und sich die Leiche angesehen hat.«

»Na und!«

»Das sagst du so!« fuhr Yuri auf. »Du hast doch gestern abend ihr blaues Auge gesehen. Das hatte sie von meiner Faust. Ihr Bruder hat mir vor kurzem gedroht, mich umzubringen, wenn ich mich noch mal an seiner Schwester vergreife.«

»Ach herrje!« stöhnte Curt.

»Die Lage ist ziemlich ernst«, beschwor Yuri ihn. »Connies Bruder ist ein riesiges schwarzes Muskelpaket. Ich weigere mich, ohne irgendeinen Schutz im Labor weiterzuarbeiten.«

»Ist ja schon gut. Wir besorgen dir dein beschissenes Gewehr.«

»Ich brauche es sofort«, forderte Yuri.

»Wir machen um fünf Uhr Feierabend und bringen es dir vorbei«, versprach Curt.

»Danke.«

»Alles klar«, entgegnete Curt und legte auf.

Yuri schüttelte niedergeschlagen den Kopf und legte ebenfalls auf. Eigentlich hatte er Curt auch von Dr. Stapleton berichten wollen, doch der scharfe Ton seines vorgeblichen Freundes hatte ihn veranlaßt, lieber davon abzusehen. Wie schon am Abend zuvor war Curt ihm wütend und feindselig begegnet. Yuri konnte sich beim besten Willen nicht erklären, warum Curt so abweisend zu ihm war, schließlich arbeiteten sie doch an einem gemeinsamen Projekt. Ob Curt womöglich gar nicht sein Freund war? Diese Frage drängte sich förmlich auf.

Er spülte den Rest seines Wodkas in einem Zug hinunter, stellte das Glas in die Spüle und überlegte, ob er noch genug Zeit hatte, sich seinen Schutzanzug anzuziehen und im Labor den zweiten Fermenter zu checken, bevor Curt eintraf. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß er sich in der Nähe seines Anthraxpulvers am sichersten fühlte.

13. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 17.00 Uhr

Jack bat Warren, ihn am an der 30th Street gelegenen Nebeneingang des Gerichtsmedizinischen Instituts abzusetzen. Er wollte unbemerkt über die Laderampe ins Gebäude huschen, damit er auf keinen Fall als erstes Dr. Bingham oder Dr. Washington in die Arme lief. Schließlich mußte er damit rechnen, daß sein abenteuerlicher Ausflug nach Brooklyn bereits die Runde machte und für Aufruhr sorgte. Er hoffte allerdings, die Laborergebnisse der Proben von Connie Davydov vorliegen zu haben, bevor er, von wem auch immer, wegen seines Vorgehens attackiert wurde. Sie sollten ihm quasi als Rechtfertigung für seine Handlungsweise dienen.

Seine Intuition sagte ihm, daß Flash wahrscheinlich recht hatte. Es sah einiges danach aus, daß seine Schwester tatsächlich Opfer eines gewaltsamen Todes geworden war. Da die Krankenhausärzte einen Herzinfarkt, einen Schlaganfall sowie gängige Infektionskrankheiten ausgeschlossen hatten, lag der Verdacht auf eine Vergiftung nahe, erst recht, wenn man auch noch den seit langem brodelnden Streit zwischen den Eheleuten in Betracht zog. Das blaue

Auge untermauerte diese Theorie. Auch wenn Jack sich Flash gegenüber zurückgehalten hatte, sagte ihm sein Expertenauge, daß das blaue Auge von einer äußerlichen Verletzung und nicht von einer Infektion herrührte und daß diese Verletzung eher durch eine Faust als durch ein lebloses Objekt im Bad der Frau hervorgerufen worden war.

In der Hoffnung, so schnell wie möglich an sein Alibi zu kommen und Beweismaterial für die sofort einzuleitenden Mordermittlungen zur Verfügung stellen zu können, fuhr er auf direktem Weg hinauf in den dritten Stock, in dem sich das Toxikologie-Labor befand. John DeVries, dem Leiter des Labors, ging er gezielt aus dem Weg, da dieser ihn vermutlich mindestens eine Woche oder sogar noch länger auf die Ergebnisse warten lassen würde. Statt dessen suchte er nach Peter Letterman, einem dünnen blonden, eher weiblich wirkenden Assistenten, der stets so tat, als ob er mit dem Labor verheiratet wäre. Jack hatte ihn schon mal um zehn Uhr abends in seine Arbeit vertieft angetroffen.

»Ich brauche dringend Ihre Hilfe«, begrüßte Jack den Laborassistenten, der gerade am Gaschromatographen arbeitete.

Peter runzelte die Stirn. Ständig traten Mitarbeiter mit allen erdenklichen Bitten an ihn heran und versuchten so, das lange Warten auf toxikologische Ergebnisse zu ver-

kürzen. Der Abteilung standen ohne jeden Zweifel zuwenig Mitarbeiter und Geräte zur Verfügung, doch davon konnte fast jede Sektion des Gerichtsmedizinischen Instituts ein Lied singen. »Wenn keine dieser Proben positiv ist, muß ich wahrscheinlich demnächst Bleistifte verkaufen«, erklärte Jack und stellte seine Tasche ab. Während er die Reagenzgläser auspackte, beschrieb er Peter in Umrissen, wie er seinen Nachmittag verbracht hatte. Als er zu seinen Erlebnissen in dem Bestattungsinstitut kam, mußte der ansonsten eher ernste Laborassistent lächeln.

»Glauben Sie, ich habe mir das alles nur ausgedacht?« fragte Jack, dem Peters Heiterkeit nicht entging.

»Nein«, erwiderte Peter. »Dafür klingt Ihre Geschichte viel zu aufsehenerregend.«

»Okay«, fuhr Jack fort. »Dann können Sie ja sicher nachvollziehen, daß ich mich in ziemlich heißes Wasser begeben habe.«

»O ja!« entgegnete Peter, ohne zu zögern.

»Sie helfen mir also?« vergewisserte sich Jack.

»Nach was für einem Stoff suchen Sie?«

»Nach irgend etwas, das die Atmung lähmt. Sie wissen schon, was da in Frage kommt: Testen Sie auf die üblichen verschreibungspflichtigen Medikamente, außerdem auf Zyanid, Kohlenmonoxid, Äthylenglykol und alles, was Ihnen sonst noch so einfällt. Einen quantitati-

ven Nachweis brauche ich vorerst noch nicht. Es reicht mir, wenn Sie irgend etwas finden.«

»Okay«, meinte Peter. »Schauen wir mal.«

»Wie schnell haben Sie die Ergebnisse?« fragte Jack.

»Was halten Sie davon, wenn ich die Untersuchungen sofort durchführe?« schlug der Laborassistent vor. »Auf die Stoffe, die Ihnen vorschweben, kann ich die Proben ziemlich schnell testen.«

Vor lauter Freude fiel Jack seinem netten Kollegen um den Hals.

Der wirkte beschämt, als Jack ihn wieder losließ. Er war rot geworden und vermied jeglichen Augenkontakt.

»Ich bin oben in meinem Büro«, sagte Jack. »Mein Schreibtisch quillt über vor Arbeit. Rufen Sie doch kurz durch, wenn Sie soweit sind.«

Peter nickte.

»Ich lade Sie demnächst zum Dinner ein«, versprach Jack und klopfte dem Assistenten zum Dank auf die Schulter.

»Ist schon in Ordnung«, murmelte Peter und sammelte die Gläschen ein.

»Als erstes sollte ich wohl ein paar Formulare ausfüllen«, entschied Jack jetzt. »Falls sich diese Geschichte tatsächlich als Mordfall entpuppt, müssen wir lückenlos nachweisen, in wessen Gewahrsam sich die Proben befanden.«

Er verließ das Toxikologielabor, nahm die Treppe hinauf in den vierten Stock und betrat federnden Schrittes das histologische Labor. Dank Peter fühlte er sich erheblich besser. Maureen O’Conner, die Leiterin dieses Laborbereichs, hatte sich gerade ihren Mantel angezogen und wollte nach Hause gehen.

»Na, da habe ich ja ein Glück!« rief Maureen mit ihrem melodisch klingenden irischen Akzent. »Jetzt komme ich zwar zu spät zu meiner Pathologie-Konferenz – aber was soll’s? Man erhält ja nicht alle Tage Besuch von so einem charmanten und wißbegierigen Herrn.«

Das ganze Labor brach in Gelächter aus.

Jack und sein Kollege Chet waren im gesamten Institut die einzigen unverheirateten Männer, und Maureen und ihren Laborassistentinnen bereitete es einen Heiden Spaß, die beiden aufzuziehen. Da das Büro von Jack und Chet sich nur ein paar Meter den Gang hinunter befand, hatten sie dazu reichlich Gelegenheit.

»Ich muß zu keiner Konferenz«, rief eine Kollegin. »Ich stehe zur Verfügung.« Ihre Bemerkung löste eine weitere Lachsalve aus.

Jack öffnete seine Tasche und holte das Probeglas mit dem Hautfetzen hervor, den er aus Connies Gesicht geschnitten hatte.

»Oh, verflixt!« stöhnte Maureen. »Sieht ja doch nicht so aus, als ob Sie aus reiner Geselligkeit da sind!«

Jack grinste. »Heute interessiere ich mich lediglich für ein paar präparierte Schnitte von dieser Hautprobe. Aber morgen ist ein anderer Tag.«

»Habt ihr das gehört, Mädels?« rief Maureen in den Raum. Die Assistentinnen antworteten im Chor mit einem lauten »Ja«.

Maureen nahm das Probeglas entgegen und reichte es an die am nächsten sitzende Assistentin weiter. »Betrachten Sie die Sache als erledigt. Welche Färbungsverfahren sollen wir anwenden?«

»Die üblichen«, erwiderte Jack. »Ich möchte die Bestätigung, daß es sich um eine von außen zugefügte Verletzung und nicht um eine Infektion handelt.«

»Wann brauchen Sie die Schnitte?«

»Je früher, desto besser«, drängte Jack.

»Warum frage ich überhaupt?« entgegnete Maureen und legte den Kopf in den Nacken, als ob sie zum Himmel spräche.

Jack verließ das Histologielabor und machte sich auf den Weg in sein Büro. Im Vorbeigehen sah er, daß in Lauries Büro Licht brannte. Er schwenkte um und blieb im Türrahmen stehen. Drinnen saßen Laurie und Lou, doch sie sprachen nicht miteinander, sondern starrten in

unterschiedliche Richtungen. Die Stimmung war gereizt, da lag etwas in der Luft.

»Findet hier gerade eine Totenwache statt?« fragte Jack.

Die beiden sahen auf. Laurie wirkte unverkennbar verärgert. Lou sah eher zerknirscht aus.

»Wie ich gehört habe, steckt ihr beiden unter einer Decke«, fuhr Laurie Jack an, als sie ihn erblickte.

Jack hob die Hände. »Ich ergebe mich. Welches Verbrechen wird mir vorgeworfen?«

»Ich habe ihr von Paul Sutherlands Vorstrafenregister erzählt«, gestand Lou. »Und ihr gebeichtet, daß du ebenfalls Bescheid weißt.«

»Verstehe«, murmelte Jack. »Und jetzt passiert genau das, was wir befürchtet haben: Der Überbringer der schlechten Nachricht muß die Sache ausbaden.«

»Haltet nur zusammen!« keifte Laurie. »Lou hat nicht das Recht, in Pauls Akte herumzuschnüffeln. Ich habe ihn bestimmt nicht darum gebeten.«

»Da magst du recht haben«, pflichtete Jack ihr bei. »Aber unter den gegebenen Umständen solltest du doch besser wissen, in welcher Branche dein Zukünftiger tätig ist.«

»Wie meinst du das?« fragte Laurie noch wütender als zuvor. »Und was, zum Teufel, willst du damit andeuten?«

»Ich habe ihr nur von dem Kokainbesitz erzählt«, erklärte Lou.

»Ach je!« brachte Jack hervor. Er fühlte sich auf einmal unbehaglich und mußte schlucken.

»Paul dealt nicht mit Drogen«, stellte Laurie empört klar. »Falls du das denken solltest.«

»Darf ich reinkommen?« fragte Jack.

»Bitte!« fuhr Laurie ihn an. »Ich würde sagen, du schuldest mir eine Erklärung.«

Jack zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben Lou. Dann sah er Laurie in die Augen. Sie starrte trotzig zurück. »Paul Sutherland ist ein Waffenhändler«, teilte Jack ihr als nächstes mit.

Lauries blaugrüne Augen schossen zwischen Jack und Lou hin und her. »Woher wollt ihr das wissen?« Sie klang nicht mehr ganz so aufgebracht.

»Lou hat es herausgefunden«, erwiderte Jack. »Es steht in seinem Strafregister – ebenso wie die Kokaingeschichte.«

Der Detective nickte schuldbewußt und senkte den Blick auf seine im Schoß liegenden Hände.

»Und wenn schon!« entgegnete Laurie leichthin, als ob die Neuigkeit sie nicht im geringsten berührte. »Dann handelt er eben mit Waffen.«

Jack und Lou antworteten nicht auf ihre Bemerkung. Sie kannten Laurie so gut, daß sie ihnen nichts vormachen konnte.

»Mit was für Waffen?« fragte Laurie auf einmal scharf.

»Welche es zur Zeit sind, weiß ich nicht mit Sicherheit«, erwiderte Lou. »Aber 1994 hatte er sich auf in Bulgarien hergestellte AK-47-Sturmgewehre spezialisiert.«

Laurie wurde kreidebleich.

»Lou und ich haben hin und her überlegt, wer es dir beibringen soll«, fuhr Jack fort. »Aber über eins waren wir uns einig: daß du es unbedingt erfahren solltest. Schließlich kenne ich deine Meinung über unsere Waffengesetze.«

Laurie nickte. Dann seufzte sie und sah aus dem Fenster. Jack war nicht sicher, ob sie wütend oder traurig oder beides gleichzeitig war. Für eine geschlagene Minute sagte niemand ein Wort. Schließlich fand Laurie die Sprache wieder: »Danke, daß ihr euren Bürgerpflichten nachgekommen seid. Jetzt bin ich also informiert. Wenn ihr mich nun bitte entschuldigen würdet – ich habe noch jede Menge zu tun.«

Jack sah Lou an. Dann standen sie beide auf, stellten ihre Stühle dorthin, wo sie ihrer Meinung nach hingehörten, und verabschiedeten sich. Laurie blieb stumm. Sie hatte sich bereits einen ihrer unerledigten Fälle vorgenommen und schien in die Papiere vertieft.

Die beiden Männer traten auf den Flur und steuerten auf Jacks Büro zu. Sie sprachen erst, als Laurie sie nicht mehr hören konnte.

»Ich wollte dich gerade zu deinem Mut beglückwünschen«, begann Jack. »Bis ich deine Inszenierung durchschaut habe, daß ich ihr den eigentlichen Hammer bebiegen mußte.«

»Ein Glück, daß du vorbeigekommen bist«, seufzte Lou.

»Sie hat mich total mies drauf gebracht, wozu bei meinem schlechten Gewissen allerdings nicht viel gehörte. Ich habe mich gefühlt wie der letzte Dreck.«

»Ich bin immer noch davon überzeugt, daß es richtig war, die Karten offenzulegen«, stellte Jack klar. »Auch wenn wir es nicht nur ihr, sondern auch uns zuliebe getan haben.«

»Vielleicht sollte ich die Sache genauso sehen«, entgegnete Lou wenig begeistert.

»Hast du noch einen Augenblick Zeit? Ich würde gern kurz über einen meiner Fälle mit dir reden.«

Lou warf einen Blick auf die Uhr. »Ich bin sowieso schon zu spät. Dann kommt es auf eine weitere halbe Stunde auch nicht mehr an.«

»Ich brauche nicht lange«, versicherte Jack.

Er führte Lou in sein Büro und knipste das Licht an. »Wo, zum Teufel, treibt sich Chet bloß rum? Ich habe ihn den ganzen Morgen noch nicht gesehen. Es paßt gar nicht zu ihm, sich so sang- und klanglos aus dem Staub

zu machen.« Lou nahm Platz. Jack entdeckte einen Zettel auf seinem Schreibtisch.

»Hmm«, grummelte er, nachdem er die Nachricht überflogen hatte. »Eine Mitteilung von Ted Lynch, unserem DNA-Spezialisten. Offenbar war das kleine blaue Sternchen aus dem Büro der Corinthian Rug Company extrem stark mit Anthraxsporen verseucht. Ted meint, daß auf der Oberfläche des Sternchens keine einzige weitere Spore Platz gefunden hätte. Das ist wirklich höchst seltsam.«

»Und was schließt du daraus?« wollte Lou wissen.

»Gute Frage«, bemerkte Jack und warf den Zettel zurück auf den Schreibtisch. »Wahrscheinlich sollte es mir etwas sagen – aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was. Klingt ja beinahe so, als ob das Sternchen in eine mit Anthraxsporen gefüllte Schale getunkt worden wäre.«

»Über was für einen Fall wolltest du eigentlich mit mir reden?« fragte Lou.

Jack berichtete von dem plötzlichen Tod Connie Davydovs. Lou hörte aufmerksam zu und grinste, als Jack seine Aktion im Bestattungsinstitut zum besten gab. »War Warren vorher schon mal in einem Bestattungsinstitut?« fragte Lou. Er kannte Warren durch Jack.

Jack schüttelte den Kopf.

»Dem Ärmsten muß sich beim Anblick der Einbalsamierung der Magen umgedreht haben.«

»Wie er mir gesagt hat, war es für ihn die schlimmste Erfahrung seines Lebens.«

»Das kann ich mir vorstellen«, stellte Lou fest.

»Aber ich konnte ihm das nicht ersparen«, erklärte Jack. »Schließlich brauchte ich ihn, um den Geschäftsführer des Bestattungsinstituts einzuschüchtern. Eigentlich wundere ich mich, daß alles so glatt gelaufen ist und wir ungeschoren davongekommen sind.«

»Warum erzählst du mir das überhaupt alles?« wunderte Lou sich. »Kann ich dir bei dem Fall irgendwie weiterhelfen?«

»Ich wollte dich fragen, ob du die Bestattung der Leiche vielleicht verzögern kannst«, erkundigte Jack sich. »Ich habe keine Ahnung, ob sie einbalsamiert oder eingäschert werden soll; aber was auch immer der Ehemann mit ihr vorhat – fürs erste soll sie unversehrt bleiben. Ich würde nämlich gern eine vollständige Autopsie vornehmen. Siehst du irgendeine Möglichkeit, da einzuschreiten?«

»Nur unter Einschaltung des Gerichtsmedizinischen Instituts«, erwiderte Lou.

»Das habe ich befürchtet«, sagte Jack enttäuscht. »Aber Fragen kostet ja nichts. Heute abend habe ich hof-

fentlich die Ergebnisse der Proben vorliegen. Falls sie irgendein Gift oder Hinweise auf eine Überdosis aufweisen, gebe ich dir Bescheid.«

»Du kannst mich immer über mein Handy erreichen«, erinnerte Lou ihn und stand auf. Auf dem Flur warf er einen Blick in die Richtung, in der sich Lauries Büro befand. »Meinst du, ich sollte noch mal zurückgehen und mit ihr sprechen?«

»Ich glaube, da gibt es nicht mehr viel zu sagen«, erwiderte Jack. »Sie wird den Schock erst einmal verarbeiten und entscheiden müssen, wie wichtig sie die Sache findet.«

»Vermutlich hast du recht«, stimmte Lou zu. »Bis demnächst.«

»Paß auf dich auf«, rief Jack ihm nach.

Er hängte seine Jacke hinter der Tür auf, rückte die Stapel unerledigter Fälle auf seinem Schreibtisch zurecht und machte sich an die Arbeit. Nachdem er zwei Nachmittage außerhalb des Instituts verbracht hatte, war er mehr denn je ins Hintertreffen geraten.

14. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 18.30 Uhr

Curt bog in die Oceanview Lane ein und schaltete das Licht an, obwohl es noch nicht besonders dunkel war. Wie am Abend zuvor säumten unzählige Mülltonnen den Straßenrand und warfen tiefe Schatten auf die enge Durchfahrt. Neben Yuris Garage hielt er an, schaltete das Licht aus und stellte den Motor ab.

»Ich bin ja mehr oder weniger mit allem einverstanden, was wir bisher gemacht haben«, räumte Steve ein. »Aber daß wir diesem Alt-Kommunisten jetzt eine Waffe aushändigen, gefällt mir ganz und gar nicht. Nur damit du es weißt.«

»Wir haben keine andere Wahl!« entgegnete Curt. »Er hat eine Mordsangst vor seinem Schwager, das habe ich dir doch erzählt. Der Typ hat Yuri gedroht, ihn umzubringen!«

»Ich weiß«, winkte Steve ab. »Aber Yuri hat sich in letzter Zeit so seltsam verhalten und ständig verrücktes Zeug von sich gegeben. Denk nur daran, wie er unsere Kultur verunglimpft hat. Als wurzellos hat er sie bezeichnet. Daß er jetzt in den Besitz einer Waffe gelangen

soll, gefällt mir einfach nicht – und daß sie von uns stammt, gefällt mir noch viel weniger. Was ist, wenn er sie auf uns richtet?«

»Das wird er nicht tun«, entgegnete Curt gereizt. »Wir sind schließlich seine einzigen Freunde. Außerdem kann er wahrscheinlich so schlecht zielen, daß er eine Scheune nicht einmal trafe, wenn er drinnen stünde. Du hast hoffentlich deine Pistole dabei!«

»Natürlich«, stellte Steve klar.

»Gut«, entgegnete Curt. »Ich auch. Wäre ja wohl noch schöner, wenn wir beiden nicht mit diesem dicklichen kleinen Russen fertig würden! Komm! Bringen wir es hinter uns!«

Sie stiegen aus, gingen um den Wagen herum und steuerten auf Yuris Haustür zu. Curt hatte eine braune Papiertasche in der Hand.

»Hauptsache, er arbeitet weiter für uns im Labor«, versuchte Curt seinen Komplizen zu überzeugen. »Wenn er dafür eine Waffe verlangt – was soll's? Wir sind kurz vorm Ziel! Wir können Operation Wolverine doch nicht platzen lassen, weil Yuri Schieß vor seinem verdammten Nigger-Schwager hat!«

»Aber wenn er über eine Waffe verfügt, haben unsere Leute unter Umständen kein so leichtes Spiel mit ihm«, gab Steve zu bedenken.

Curt hielt seinen Partner am Ärmel fest und blieb stehen. »Meinst du im Ernst, eine Glock-Automatik könnte etwas gegen ein halbes Dutzend Kalaschnikows ausrichten? Jetzt mach aber mal einen Punkt!«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Steve kleinlaut.

»Mit Sicherheit nicht!« stellte Curt klar. »Sobald wir im Besitz des Anthraxpulvers sind und das Zeug sicher in die White Pride Bar geschafft haben, schicken wir die Truppe los. Ob mit oder ohne Glock – der Auftrag ist in fünf Sekunden ausgeführt. Wir erteilen den Jungs den Befehl, diese beschissene Hütte bis auf die Grundmauern abzufackeln.«

»Okay, du hast recht«, entgegnete Steve. »Ich will ja nur auf Nummer Sicher gehen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich mich damit abfinden, daß er seine Anthraxbakterien im Central Park freisetzen will.«

»Geht mir genauso«, stimmte Curt ihm zu. »Der Central Park ist kein militärisches Ziel – im Gegensatz zum Jacob Javits Federal Building.«

»Außerdem ärgert mich, wie er damit herumprahlt, daß sein Anschlag angeblich viel mehr Opfer verursacht als unserer. Das kaufe ich ihm nicht ab! Die Hochleistungs-Klimaanlage in dem Bundesverwaltungsgebäude bläst doch alles nach draußen! Wir werden nicht nur das

gesamte Gebäude auslöschen, die Anthraxbakterien werden sich auch im ganzen Stadtbezirk ausbreiten.«

»Das stimmt absolut«, pflichtete Curt ihm bei. »Der Wind bläst das Zeug in Richtung Osten, direkt auf die Gerichtsgebäude zu. Perfekter geht's doch gar nicht, oder?«

»Da kann ich dir nur zustimmen«, versicherte Steve.

»Sobald wir unseren Jungs den Befehl erteilen, ist Yuri ein toter Mann«, fügte Curt hinzu. »Das weißt du so gut wie ich. Ende der Geschichte.«

Steve nickte, und sie gingen weiter.

»In seiner Wohnung brennt gar kein Licht«, stellte Curt fest, als sie die Tür erreichten. Die auf dem linken Türpfosten angebrachte Außenlampe blendete ihn so sehr, daß er blinzeln mußte. »Wehe, er ist nicht zu Hause!«

Er zog die Fliegentür auf und klopfte laut gegen die Innentür. Fast im gleichen Augenblick wurde sie aufgerissen. Yuri starrte ihnen aus der Dunkelheit entgegen.

»Gott sei Dank«, seufzte er erleichtert auf. »Kommt rein!« Curt und Steve gingen an Yuri vorbei. Das grelle Außenlicht hatte sie so geblendet, daß sie im düsteren Inneren des Hauses zunächst kaum etwas sehen konnten.

»Warum zum Teufel sitzt du hier in der Stockfinsternis?« fragte Curt.

»Tut mir leid«, entgegnete Yuri und knipste schnell die Lampe neben dem Sofa an. »Ich hatte Angst, daß Connies Bruder womöglich vor euch hier aufkreuzt. Deshalb wollte ich es so aussehen lassen, als wäre ich nicht zu Hause.«

»So ist es besser«, lobte Curt, als er wieder sehen konnte.

»Wollt ihr Wodka mit Eis?« fragte Yuri.

»Ich nicht«, erwiderte Curt.

»Ich auch nicht«, echote Steve.

»Habt ihr die Knarre dabei?« wollte Yuri wissen.

»Klar«, erwiderte Curt und hielt die Tasche hoch.

»Aber zuerst müssen wir reden.«

»Okay«, sagte Yuri. »Habt ihr etwas dagegen, wenn ich mir einen Wodka genehmige?«

»Wieso sollten wir?« entgegnete Curt.

Während Yuri in die Küche ging, nahmen Curt und Steve Platz. Curt ließ sich auf dem Sofa nieder, Steve setzte sich auf einen der beiden Stühle. Yuri blieb nur der Stuhl in der Mitte zwischen ihnen.

»Ist es nicht unglaublich, was im Keller dieser Schrotthütte gedeiht?« flüsterte Curt. »Wenn ich nur daran denke, bekomme ich eine Gänsehaut.«

»Kann ich verstehen«, flüsterte Steve zurück. »Jesus wurde auch in einem Stall geboren. In niederem Milieu

können die erstaunlichsten Dinge entstehen. Diese Biowaffe verändert wahrscheinlich die Welt.«

»Wollen wir uns vorerst damit zufriedengeben, wenn sie unser Land rettet«, bemerkte Curt.

Yuri kehrte mit einem Glas in der Hand zurück und setzte sich auf den freien Stuhl.

»Worüber wollt ihr mit mir reden?« fragte er und nahm einen genußvollen Schluck. Auch wenn ihm in letzter Zeit Zweifel gekommen waren, ob die beiden seine Freunde waren, war er im Augenblick froh und erleichtert über ihr Erscheinen.

»In Anbetracht all der plötzlich aufgetretenen Probleme haben wir beschlossen, die Operation zu beschleunigen«, erläuterte Curt. »Wir machen uns Sorgen um die Sicherheit, das haben wir dir ja gestern abend schon klarzumachen versucht. Wir haben heute den ganzen Tag hin und her diskutiert und den Entschluß gefaßt, die Operation am Freitag durchzuführen. Das heißt, wir brauchen unseren Anthrax-Anteil Donnerstag abend. In genau zwei Tagen also.«

»Wie bitte?« entgegnete Yuri sichtlich geschockt. »Das kommt aber ziemlich plötzlich.« Ursprünglich hatten sie geplant, erst einmal abzuwarten, bis er ausreichend Biokampfstoff produziert hatte, um dann gemeinsam den Tag der Freisetzung festzulegen.

»Mag sein«, entgegnete Curt. »Aber wir sind nun mal fest davon überzeugt, daß der Anschlag bald durchgeführt werden muß.«

»Das dürfte schwierig werden«, gab Yuri zu bedenken und sah nervös zwischen Curt und Steve hin und her. »Wir brauchen für jeden Anschlag mindestens vier oder fünf Pfund. Sonst erzielen wir keine optimale Wirkung.«

»Was heißt, du übergibst uns am Donnerstag abend mindestens vier Pfund, besser fünf«, ordnete Curt an. »Darüber gibt es keine Diskussion. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, stammelte Yuri.

»Sag einfach: ›Wunderbar, Curt.« Du hast uns irgendwann mal erzählt, daß du das Pulver in durchsichtigem Plastik versiegelst und die einzelnen Pakete wie große Würste aussehen. Bleibt es dabei?«

»Ja«, erwiderte Yuri und nahm mit zittriger Hand einen Schluck von seinem Wodka.

»Können wir das Pulver in dieser Form risikolos transportieren?« hakte Curt nach. »Ich meine, ohne Schutzanzug?«

»Wenn das Plastik nicht bricht«, bejahte Yuri. »Ich werde die Pakete heißsiegeln und von außen dekontaminieren.«

»Wie stark ist das Plastik?« fragte Curt. »Wäre es ein Problem, wenn ein Paket auf den Boden fiel?«

»Das habe ich nicht getestet«, gestand Yuri. »Aber ich empfehle euch, lieber nichts fallen zu lassen und euch auch mit spitzen Gegenständen in acht zu nehmen. Immerhin kann man unter idealen Bedingungen mit jedem einzelnen Paket bis zu hunderttausend Menschen auslöschen.«

»Wieviel Pfund hast du fertig?« fragte Curt.

»Das weiß ich nicht genau«, erwiderte Yuri.

»Gestern abend hast du gesagt, du könntest Ende der Woche ausreichend Stoff produziert haben«, erinnerte Curt ihn. »Also mußt du doch wissen, wieviel du hast. Donnerstag abend ist schließlich sozusagen Ende der Woche.«

»Ich habe heute morgen eine weitere Ration geerntet«, erklärte Yuri. »Aber ich habe sie nicht gewogen.«

»Dann hast du also fast genug?« bohrte Curt weiter.

»Fast«, erwiderte Yuri und nickte ein paarmal gedankenverloren, als würde er sich nach reiflicher Überlegung selbst beipflichten. Dann atmete er tief ein und schürzte die Lippen. Während er die Luft geräuschvoll entweichen ließ, sah er aus, als ob er gerade unter Streß gestanden hätte und sich jetzt sichtbar entspannte. Er prostete mit seinem Glas in Curts und Steves Richtung und nahm einen weiteren kräftigen Schluck. Als ob er einen edlen Wein verköstigte, behielt er den Wodka eine Weile genüsslich im Mund, bevor er schluckte.

»Was ist mit der zweiten Fermentationsanlage?« fragte nun Steve. »Hast du sie schon auf Anthrax umgestellt?«

»Ja«, erwiderte Yuri. »Heute morgen.«

»Und wie funktioniert sie?« wollte Curt wissen.

»Hervorragend«, antwortete Yuri und rang sich ein Lächeln ab. »Die Anthraxbakterien lassen sich viel besser züchten als die Clostridium-botulinum-Erreger. Kurz bevor ihr gekommen seid, habe ich nachgesehen. Ich war total baff. Ich kann schon heute abend eine ordentliche Portion abernten.«

»Wenn es dir weiterhilft, könnten wir dir heute nacht noch eine weitere Fermentationsanlage besorgen«, schlug Steve vor.

»Das ist nicht nötig«, lehnte Yuri sofort ab. »Jetzt wo auch die zweite Anlage Anthraxsporen produziert, bin ich mir sicher, daß ich euch am Donnerstag abend euren Stoff liefern kann.«

»Wirklich?« hakte Curt nach. »Unbedingt«, beteuerte Yuri. »Vor ein paar Minuten klangst du aber noch ganz anders«, stellte Curt fest.

»Stimmt«, gestand Yuri. »Aber da hatte ich den zweiten Fermenter vergessen. Gott sei Dank hat Steve mich an ihn erinnert. Wenn er weiter so gut funktioniert und ich nonstop durcharbeite, habe ich die zehn Pfund bis

Donnerstag zusammen, wenn nicht sogar ein bißchen mehr.«

»Hindert dich irgendwas daran durchzuarbeiten?« fragte Curt.

»Nein«, versicherte Yuri. »Ich lasse einfach mein Taxi in der Garage stehen.«

»Wir brauchen noch etwas von dir«, rückte Curt jetzt raus. »Und zwar bis morgen abend.«

Das Lächeln verschwand schlagartig aus Yuris Gesicht.

»Jetzt guck nicht gleich wie sieben Tage Regenwetter!« wies Curt ihn zurecht, dem Yuris Stimmungswechsel nicht entgangen war. »Die Bitte ist nicht schwer zu erfüllen, zumindest nicht für dich. Ich möchte, daß du aufschreibst, wie du das Anthraxpulver hergestellt hast. Damit wir den Stoff bei einem eventuellen Wiederholungsmanöver nachproduzieren lassen können. Schließlich bist du ja dann in Rußland.«

Yuri lächelte wieder und nickte. »Kein Problem. Das mache ich gern.«

»Wunderbar!« Curt grinste triumphierend. Dann nahm er die Papiertasche vom Sofa und reichte sie Yuri. In dem Moment, in dem Yuri die Tasche entgegennahm, glitt seine andere Hand nach hinten und umklammerte den Kolben seiner eigenen Pistole, die an seinem Hosen-

gurt im Halfter steckte. Yuri öffnete beglückt die Tasche und ahnte nicht, daß auch Steve seinen Finger am Abzug hatte.

Yuri packte die Automatikwaffe am Lauf und zog sie aus der Hülle. Dann ließ er die Tasche fallen und nahm sein Geschenk gründlich ins Visier. »Schön leicht«, stellte er fest, als er sie anhub.

»Ja«, stimmte Curt ihm zu. »Das ist eine Glock. Eine hervorragende Kanone. Die bevorzugte Handfeuerwaffe unserer Truppenmitglieder.«

»Muß ich irgendwas Besonderes über sie wissen?« fragte Yuri. Er löste den Magazinhalter, ließ die Trommel nach außen gleiten und zählte die Patronen.

»Du zielst einfach auf deinen Schwager und drückst ab«, erklärte Curt. »Den Rest erledigt das Gerät.«

Yuri lachte, legte seinen Finger um den Abzugsbügel und zielte auf seinen Kühlschrank. »Bang!« rief er und tat so, als hätte er mit dem Rückstoß zu kämpfen. Er freute sich wie ein kleiner Junge und zielte als nächstes auf den Beistelltisch. Curt und Steve entspannten sich und lehnten sich gemütlich zurück.

»Da ist noch etwas für dich in der Tasche«, sagte Curt.

»Was denn?« fragte Yuri. Er hob die Tasche wieder auf und zog einen Zellophanbeutel hervor, in dem sich offenbar schwarze Haare befanden. Yuris Mundwinkel

verzogen sich zu einem halbherzigen Lächeln. Er vermutete, daß es sich um eine Art Witz handelte. »Was ist das?«

»Ein Bart«, erklärte Curt. »Wir haben ihn auf dem Weg hierher in einem Kostümgeschäft entdeckt.«

»Und was soll ich damit?« Yuri war etwas ratlos.

»Wir wollen dir klarmachen, daß du die Waffe nur im absoluten Notfall benutzen darfst«, stellte Curt klar. »Du ballerst nicht damit herum, kapiert? Halt dich von deinem Schwager fern und zieh das Telefon aus der Steckdose! Sprich einfach nicht mit ihm! Wenn du das Haus verläßt, vergewissere dich, daß er nicht in der Nähe ist, und kleb dir diesen dämlichen Bart ins Gesicht! Wenn er bei dir aufkreuzt, läßt du ihn nicht rein und siehst zu, daß du ihn irgendwie los wirst! Falls du nämlich die Dummheit begehen solltest zu schießen, hast du sofort die Polizei am Hals. Und wenn die Polizei dir einen Besuch abstattet und in deinem Haus herumschnüffelt, geht die Operation Wolverine den Bach runter. Sollte das passieren, wären Steve und ich und die PAA gar nicht glücklich. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Keine Sorge«, versicherte Yuri mit einer abwinkenden Handbewegung. »Wenn ich schieße, dann nur, um meinen eigenen Kopf zu retten. Mit der Waffe fühle ich mich einfach sicherer.«

»Genau das hatte ich gehofft«, bemerkte Curt.

»Operation Wolverine ist mir schließlich genauso wichtig wie euch«, versicherte Yuri, während er die Zellophantüte aufriß. »Sie platzen zu lassen wäre das letzte, was ich wollte.«

Er holte den unechten Bart hervor und hielt ihn sich vors Gesicht. »Wie sehe ich aus?«

»Zum Totlachen!« Curt feixte.

Yuri lachte tatsächlich und legte die Zellophantüte und den Bart zurück in die Papiertasche.

Curt erhob sich, Steve und Yuri taten es ihm gleich. Curt reichte Yuri zum Abschied die Hand. Yuri schüttelte sie begeistert. »Um wieviel Uhr sollen wir am Donnerstag abend vorbeikommen?« fragte Curt.

»Wann ihr wollt«, erwiderte Yuri. »Sag mir eine Zeit, und ich halte den Stoff bereit.«

»Hervorragend«, freute sich Curt. »Wir kommen nach Einbruch der Dunkelheit. Ich bringe eine Werkzeugtasche der Feuerwehr mit. Sie ist ungefähr fünfzig Zentimeter lang, fünfundzwanzig breit und fünfundzwanzig hoch. Reicht das, um die Plastikpakete darin zu verstauen?«

»Auf jeden Fall«, erwiderte Yuri. »Du mußt dich aber unbedingt vorher vergewissern, ob die Tasche innen keine scharfen Ecken und Kanten hat. Ich wickle die Pakete vorsichtshalber am besten in ein Handtuch ein.«

»Klingt gut«, stellte Curt fest und salutierte halbherzig. Yuri erwiderte die Geste zurückhaltend.

Curt ging zur Tür, Steve folgte ihm. Draußen hörten sie, wie Yuri die Tür hinter ihnen verriegelte. Sie gingen zu ihrem Wagen und stiegen ein.

»Wie war dein Eindruck?« fragte Curt und ließ den Motor an. »Ganz gut«, meinte Steve. »Zuerst hatte ich meine Zweifel, weil er so nervös wirkte. Ich dachte schon, er würde uns Ärger machen und versuchen uns zu überreden, nur den Anschlag im Central Park durchzuführen und das Verwaltungsgebäude sausenzulassen.«

»Ging mir genauso«, gestand Curt. »Aber dann muß er plötzlich klargesehen und kapiert haben, daß wir Operation Wolverine so schnell wie möglich durchziehen müssen – bevor noch irgend etwas schiefgeht. Gut, daß wir rausgefahren sind und ihn unter Druck gesetzt haben! Wahrscheinlich hätten wir das schon vor einer Woche tun sollen. Aber egal. Hauptsache Operation Wolverine wird in die Tat umgesetzt. Am Freitag wird im Big Apple die Hölle losbrechen.«

»Ein Glück, daß er sich am Ende kooperativ gezeigt hat«, stellte Steve fest. »Aber ein komischer Kauz ist er trotzdem. Bist du nervös geworden, als du ihm die Waffe überreicht hast?«

»Ein bißchen«, gab Curt zu. »Aber das lag eher an deiner Panikmache von vorhin. Ich glaube vielmehr, er

ist ein armer Irrer. Hast du gesehen, wie er sich über die Knarre gefreut hat? Wie ein kleiner Junge. Als er sich den Bart vorgehalten hat, konnte ich mich kaum noch zusammenreißen.«

»Ihn zu bitten, uns das Rezept für die Herstellung des Anthraxpulvers aufzuschreiben, war eine Superidee«, lobte Steve.

»Fand ich auch genial«, stimmte Curt ihm grinsend zu und bog in die Ocean Avenue ein. »Die Idee ist mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen. Wenn alles glattgeht, wollen wir doch bestimmt weitere Anschläge durchziehen. Und es wird alles glattgehen, da bin ich absolut sicher!«

15. KAPITEL

Dienstag, 19. Oktober, 19.30 Uhr

Jack arbeitete gern außerhalb der üblichen Bürozeiten. Wenn kaum noch Kollegen da waren und ihn keine Telefonate ablenken konnten, schaffte er wesentlich mehr als während des Tages. Außer der Putzfrau, die mit einem großen Mop den Flur gewischt hatte und an seiner Tür vorbeigekommen war, hatte er in der vergangenen Stunde niemanden gesehen.

Um effizienter voranzukommen, hatte er sich im gesamten Büro ausgebreitet und seine Fälle nach jeweils gleichartigen, noch zu erledigenden Aufgaben sortiert. Er hatte sogar Chets Schreibtisch in Beschlag genommen, wo sein Mikroskop aufgebaut stand und er die Schnitte aus dem Histologielabor untersuchte. Da sein Stuhl Rollen hatte, konnte er problemlos zwischen den Arbeitsplätzen hin und her wirbeln.

»Wie sieht es hier denn aus?« durchbrach plötzlich jemand die Stille.

Jack sah auf und erblickte Chet, der verzweifelt seinen okkupierten Arbeitsplatz ins Visier nahm.

»Der vermißte Gerichtsmediziner!« rief Jack. »Und mir erzählst du, daß ich zu viele Ausflüge nach draußen

machte! Wo hast du bloß den ganzen Tag gesteckt? Ich habe dich seit heute morgen in aller Herrgottsfrühe nicht mehr gesehen.«

»Ich war auf der Pathologen-Konferenz«, gab Chet Auskunft. »Das hatte ich dir doch angekündigt.«

»Ach ja?«

»Allerdings«, bekräftigte Chet. »Und zwar heute morgen beim Kaffee im ID-Raum.«

»Tut mir leid«, entgegnete Jack. »Dann habe ich es wohl vergessen.« Zu dem Zeitpunkt war er vermutlich mit seinen Gedanken auf der Suche nach einer Entschuldigung für Laurie gewesen. »Ich war offenbar ein bißchen benebelt. Im Augenblick passieren so viele Dinge, daß ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht.«

»Hier sieht es aus wie nach einem Hurrikan«, stellte Chet fest.

»Kann schon sein«, gab Jack zu. »Warte, ich mache dir Platz.«

»Von mir aus kannst du alles so lassen«, sagte Chet großzügig. »Ich wollte nur meine Tasche mit den Sportklamotten holen. Ich bin auf dem Sprung ins Fitneßstudio.«

»Meinst du wirklich, ich kann meinen Kram bei dir liegenlassen?«

»Klar«, versicherte Chet und stieg vorsichtig über die Aktenstapel, die Jack am Boden aufgetürmt hatte. »Du

hast wirklich etwas verpaßt. Die Konferenz war die beste, an der ich je teilgenommen habe.«

»Tatsächlich?« fragte Jack ohne besonderes Interesse. Er konzentrierte sich schon wieder auf den Fall des im Gefängnis verstorbenen Häftlings. Auf wundersame Weise hatte das Histologielabor ihm die präparierten Schnitte in kürzester Zeit zukommen lassen.

»Die letzte Arbeitsgruppe hat mich am meisten fasziniert«, fuhr Chet unbeirrt fort. Er zog die oberste Schublade seines Aktenschranks auf und nahm seine Tasche heraus. »Es ging um Zoonosen. Das sind von Tieren auf Menschen übertragbare Infektionskrankheiten.«

»Ich weiß, was Zoonosen sind«, stellte Jack geistesabwesend klar.

»Von den städtischen Veterinären haben auch einige an der Diskussion teilgenommen«, berichtete Chet weiter. »Gegen wie viele Tierkrankheiten die ständig anzukämpfen haben, hat mich wirklich umgehauen. Kaum zu glauben, was es alles gibt.«

»Das darf doch nicht wahr sein!« entgegnete Jack gedankenverloren. Er suchte nach den Gewebeschnitten von David Jeffersons Gehirn, vor allem nach den Schnitten aus den Temporallappen.

»Ich meine nicht nur Krankheiten, über die du ständig in den Medien hörst, wie Tollwut bei Waschbären und so

weiter. Einer der Veterinäre hat über einen spektakulären Zwischenfall berichtet, der sich gerade heute zugetragen hat: Draußen in Brighton Beach sind auf mysteriöse Weise Unmengen von Ratten in der Kanalisation verendet.«

Jack hob den Kopf. »Was hast du gerade gesagt?«

»Du hörst mir mal wieder nicht zu«, beklagte sich Chet.

»Ich habe nur den letzten Teil nicht mitbekommen.«

Chet wiederholte, was er über die Ratten gesagt hatte.

»Das war in Brighton Beach?« fragte Jack und starrte ins Leere.

»Ja!« erwiderte Chet leicht genervt. Jack schaffte es immer wieder, ihn zu irritieren. »Warum wunderst du dich so über Brighton Beach?«

Jack antwortete nicht. Er war wie in Trance.

»Hallo!« rief Chet und wedelte mit der Hand vor Jacks Gesicht herum. »Wach werden!«

»Woran sind die Ratten gestorben?« fragte Jack. »An Pest oder irgendwas in der Richtung?«

»Nein«, erwiderte Chet. »Das ist ja das große Rätsel. Die Veterinäre tappen noch völlig im dunkeln. Aber sie machen sich große Sorgen. Hinzu kommt, daß zwei von den Hunderten toter Ratten, die sie aufgesammelt haben, Hautgeschwüre hatten, die von Anthraxbakterien hervorgerufen wurden.«

»Wirklich seltsam!« wunderte sich Jack. »Geht man davon aus, daß die anderen Ratten sich auch mit Anthrax infiziert haben?«

»Nein«, erwiderte Chet. »Offenbar sind an dem Massensterben in der Kanalisation keine Bakterien schuld, also auch keine Anthraxerreger. Die Spezialisten prüfen jetzt, ob irgendein Virus als Ursache in Frage kommt. Wie es scheint, sind die beiden Anthraxfälle nur eine kuriose Begleiterscheinung.«

»Ich höre heute schon zum zweiten Mal von Brighton Beach«, grübelte Jack laut nach. »Dabei wußte ich bis heute nachmittag nicht einmal, daß ein Ort dieses Namens überhaupt existiert.«

»Jedenfalls hat es mich ziemlich überrascht, daß solche Probleme angeblich alle naselang auftreten«, erklärte Chet. »Auch wenn sie meist natürlich nicht so dramatisch sind wie das Massensterben der Ratten. Liegt wohl daran, daß man nie davon hört. Diese Veterinär-Epidemiologen haben offenbar alle Hände voll zu tun.«

»Haben sie schon eine Ahnung, woher die Anthraxbakterien stammen können?« fragte Jack.

»Nein«, informierte Chet ihn. »Aber sie überlegen jetzt, ob womöglich einige der Ratten als Wirte fungieren, was man bislang eigentlich ausgeschlossen hatte. Ein interessantes Thema, finde ich.«

»Hast du noch ein paar Minuten Zeit?« fragte Jack.
»Dann erzähle ich dir schnell noch von meinem Brighton-Beach-Fall.«

»Wenn du dich kurz faßt«, entgegnete Chet und warf einen Blick auf die Uhr. »Ich darf auf keinen Fall den Aerobic-Kurs verpassen. Die Frau mit der Superfigur kommt nämlich immer nur dienstags.«

Jack berichtete ihm von dem plötzlichen Tod Connie Davydovs und dem Rätsel um die Todesursache – er nannte ihm alle Giftstoffe, die seiner Meinung nach in Frage kamen. Dann fragte er Chet, ob ihm noch etwas anderes einfalle.

Chet verzog das Gesicht, dachte einen Augenblick nach und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, du hast die gesamte Palette an Möglichkeiten in Betracht gezogen.«

»Ist doch irgendwie seltsam, daß Connie Davydov am gleichen Tag, an dem in ihrem Stadtviertel massenweise Ratten dahinsiechen, förmlich hinterrücks an einer mysteriösen Vergiftung stirbt – vorausgesetzt natürlich, ich liege mit meiner Vermutung richtig.«

»Ach, du lieber Himmel!« staunte Chet. »Ein rasanter Gedankensprung. Ich kann da keine Verbindung erkennen – es sei denn, du gehst davon aus, daß Mrs. Davydov einen Großteil der vergangenen vierundzwanzig Stunden in der Kanalisation verbracht hat. Oder glaubst du etwa, die Ratten haben sie in ihrer Wohnung heimgesucht?«

Jack fuhr sich mit den Händen durchs Haar und lachte über Chets absurde Bemerkung. »Du hast natürlich recht! Aber ist es nicht in der Tat ein seltsamer Zufall? Vor allem wenn du auch noch die mit Anthrax infizierten Ratten in Betracht ziehst und bedenkst, daß ich gestern hier in Manhattan einen Mann obduziert habe, der ebenfalls mit Anthrax infiziert war! Die vergangenen Tage waren wirklich spannend.«

»Ich lasse dich jetzt mit deinen Überlegungen allein«, beendete Chet Jacks Ausführungen, »und konzentriere meine Gedanken lieber auf etwas Erfreulicheres, nämlich auf ein ganz bestimmtes weibliches Wesen in meinem Aerobic-Kurs.«

»Entschuldigen Sie bitte, Dr. Stapleton.«

Jack und Chet sahen auf. In der Tür stand Peter Leterman. Er trug einen langen weißen Kittel, der mit den unvermeidlichen bunten Flecken übersät war. In der Hand hielt er einen Computerausdruck.

»Peter!« rief Jack begeistert und versuchte zu ergründen, was der Laborassistent für Neuigkeiten bringen mochte; doch seine feinen Gesichtszüge gaben nichts preis.

»Ich habe die Proben auf alle Stoffe getestet, die Sie mir genannt haben«, erklärte der junge Mann.

»Und?« fragte Jack. Er war so gespannt wie Millionen Zuschauer vor der Öffnung des Briefumschlags bei der Verleihung des Academy Award.

Peter reichte Jack den Ausdruck. Jack überflog ihn. Leider hatte er keine Ahnung, was er mit dem Papier anfangen sollte. »Alles negativ«, erklärte Peter ein bißchen schuldbewußt. »Ich habe nichts gefunden.«

»Nichts?« fragte Jack. Er sah betroffen auf.

Der Assistent schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich wußte ja, daß Sie fest mit einem positiven Ergebnis gerechnet haben. Deshalb habe ich einige Tests mehrmals wiederholt. Sie waren immer negativ.«

»So ein Mist!« fluchte Jack und rang die Hände. »So viel zu meiner Intuition. Vielleicht habe ich doch den falschen Beruf ergriffen.«

»Haben Sie auf Kohlenmonoxid getestet?« fragte Chet.

»Selbstverständlich«, erwiderte Peter.

»Und Zyanid?« wollte Chet wissen.

»Ich habe die Proben auf alles getestet, was Dr. Stapleton erwähnte, und zusätzlich noch auf ein paar Medikamente, die er nicht genannt hat.«

»Vielen Dank, Peter«, sagte Jack. »Vielleicht kann ich mich im Augenblick nicht so erkenntlich zeigen, wie ich sollte; aber ich weiß es sehr zu schätzen, daß Sie so lange dageblieben sind.«

»Falls Ihnen noch irgend etwas einfällt, auf das ich die Proben testen kann, rufen Sie einfach kurz durch.«

»Mache ich!« Jack bedankte sich noch mal, und Peter verschwand.

»Das darf nicht wahr sein!« seufzte Jack nun und schleuderte seinen Kugelschreiber auf den Schreibtisch. Frustriert raffte er die Dokumente der verschiedenen Fälle zusammen und stopfte sie in ihre jeweiligen Mappen.

Chet sah ihm eine Weile dabei zu. »Falls mir noch etwas einfällt, auf das du die Proben testen lassen könntest, rufe ich dich an.«

Jack bedachte ihn mit einem halbherzigen Lächeln und richtete sich auf.

»Fährst du nach Hause?« fragte Chet.

»Ja«, erwiderte Jack. »Ich glaube, ein bißchen Sport täte auch mir ganz gut.«

Sie verabschiedeten sich, und Chet verließ das Büro. Während Jack das Mikroskop auf seinen eigenen Schreibtisch zurücktransportierte, ließ er die seltsamen Ereignisse der vergangenen vierundzwanzig Stunden noch einmal Revue passieren. Obwohl er im Augenblick ziemlich ratlos war, mußte er lächeln. Im Grunde waren es genau diese mysteriösen Rätsel, die seinen Job so interessant machten.

Er schloß die Tür hinter sich ab und sah sich um. Lauries Büro war zu. Offenbar war sie nach Hause gegangen, ohne ihm tschüs zu sagen. Er zuckte mit den Schultern.

Was konnte er bloß tun, um ihr Verhältnis zu entkrampfen?

Unten angelangt, schloß er sein Fahrrad auf und schob es über die Laderampe nach draußen. Dann radelte er in Richtung First Avenue.

Wie immer gelang es ihm auch an diesem Abend, sich während seiner Heimfahrt nicht nur räumlich, sondern auch gedanklich von der Arbeit zu lösen. Die Rush-hour war schon vorbei, so daß er voll in die Pedale treten konnte. Die Sonne war etwa eine Stunde zuvor untergegangen, und der Himmel hatte eine silbrige, blauviolette Farbe angenommen, die von Sekunde zu Sekunde mehr in ein tiefes Indigoblau überging. Inmitten des dunklen Central Park entdeckte er sogar ein paar Sterne am Firmament.

Er bog in die Straße ein, in der er wohnte, steuerte direkt auf den Maschendrahtzaun zu, der den Basketballplatz vom Bürgersteig trennte, und hielt an. Was er sah, erfreute ihn: Es war gerade ein Spiel im Gange. Als die Spieler in seine Richtung gerannt kamen, erblickte er auch Warren und Flash. Heute spielten sie allerdings in gegnerischen Mannschaften.

Jack spürte das dringende Bedürfnis, so schnell wie möglich auf den Platz zu kommen. Er trug sein Fahrrad hinauf in die Wohnung, riß sich hastig die Bürokleidung

vom Leib und streifte seine Basketballsachen über. Ein paar Minuten später stürmte er die Treppe wieder hinunter, überquerte die Straße und erreichte leicht aus der Puste den Spielfeldrand. Leider war in der Zwischenzeit ein Neubeginn angepfiffen worden, was bedeutete, daß er ein oder zwei Runden warten mußte, bis auch er in die freundschaftliche Balgerei einsteigen konnte. Wie immer hatte Warren mit seinem Team gewonnen, so daß er noch auf dem Platz war. Flash hatte aussetzen müssen und stand inmitten der anderen auf ihren Einsatz Wartenden am Rand. Jack ging zu ihm.

»Hi, Alter, wie steht's?« rief Flash, als er Jack entdeckte. Mit dieser lässigen Floskel begrüßten sie sich immer auf dem Basketballplatz. Daß sie fast den ganzen Nachmittag zusammen verbracht hatten, spielte keine Rolle.

»Gut«, erwiderte Jack. »Alles okay mit dir?«

»Einigermaßen«, gestand Flash. Anstatt Jack in die Augen zu sehen, starrte er auf das Spielfeld. »Wirklich zu dumm, daß wir eben verloren haben.«

»Ich habe die Proben von deiner Schwester im Labor abgegeben«, berichtete Jack. »Sie sind also in Arbeit. Vergiß nicht, was du versprochen hast! Du mußt dich gedulden. Tu bloß nichts Unüberlegtes!«

»Ich bin absolut cool«, beteuerte Flash.

»Freut mich zu hören«, entgegnete Jack. Von den bereits vorliegenden Ergebnissen erzählte er Flash lieber noch nichts. Auch wenn die Tests, die Peter durchgeführt hatte, allesamt negativ ausgefallen waren, setzte er weiter auf seine Intuition und ging nach wie vor davon aus, daß Connie auf irgendeine Weise vergiftet worden war.

»Was ist das eigentlich für eine Gegend, in der deine Schwester gewohnt hat?« fragte Jack. »Du hast von kleinen Holzhäusern erzählt. Ist Brighton Beach ein historisches Stadtviertel?«

»Ich würde es eher alt als historisch nennen«, erwiderte Flash.

»Wie alt?«

»Keine Ahnung, Mann«, brummte Flash. »Warum willst du das wissen?«

Jack zuckte mit den Schultern. »Reine Neugier. In New York gibt es nicht gerade viele Gegenden, in denen noch Holzhäuser stehen. Sind sie vielleicht um die hundert Jahre alt?«

»Könnte schon sein«, überlegte Flash. »Ich glaube, sie dienten irgendwann einmal als Sommerhäuser.«

Jack nickte und versuchte sich eine Siedlung mit alten Holzhäusern vorzustellen, die vor etwa hundert Jahren als Sommerhäuser errichtet worden waren. Der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf schoß, war, daß die Rohr-

leitungen dieser Häuser vermutlich nicht dem heutigen Standard entsprachen. Vielleicht hatten sie sogar noch Klärgruben und waren gar nicht an das städtische Kanalsystem angeschlossen.

»Wie lautete die Adresse noch?« fragte Jack. »Oceanview Lane Nummer fünfzehn?«

»Könnte sein«, erwiderte Flash. »Gerichtsmediziner müssen gelegentlich auch die Orte inspizieren, an denen die Obduktionsoffer gestorben sind. Nur so läßt sich rekonstruieren, was vor dem Tod mit dem jeweiligen Menschen geschehen ist. Normalerweise tut man das natürlich, wenn die Leiche sich noch an Ort und Stelle befindet.«

»Aber man hat mir gesagt, daß Connie im Coney Island Hospital gestorben ist«, wandte Flash ein.

»Das ist ja auch richtig«, bestätigte Jack und klopfte ihm auf die Schulter. »Aber wahrscheinlich ist irgend etwas mit ihr passiert, als sie bei sich zu Hause im Bad war. Ich halte dich auf jeden Fall auf dem laufenden.«

»Danke, Doc«, entgegnete Flash.

Jack hob einen herumliegenden Ball auf und steuerte einen der seitlichen Körbe an. Er wollte sich mit ein paar Sprungwürfen aufwärmen. Während er dribbelte und auf den Korb zielte, grübelte er über den unglaublichen Zufall nach, daß Connie Davydov an einem bislang unbekannten

Gift gestorben war, mit dem sie womöglich in ihrem Bad in Kontakt gekommen war – und daß sich das Ganze in dem gleichen Vorort zugetragen hatte, in dem jede Menge Kanalaratten an einem ebenfalls noch nicht bekannten Stoff verendet waren. Er warf den Ball durch den Ring und sah ihm nach, wie er noch ein paarmal in die Luft sprang und schließlich liegenblieb. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. So verrückt die Idee auch sein mochte, ihm drängte sich einfach die Frage auf, ob Connie und die Ratten an dem gleichen Gift gestorben waren. Ob vielleicht irgendein Gas das Unglück verursacht hatte? Womöglich waren die Verschlüsse der Abwasserleitungen in Connies Bad defekt. Dagegen sprach allerdings, daß aus dem Gully aufsteigende Gase heftig stanken, den Notarzhelfern aber kein übler Geruch aufgefallen war.

»Nein, das ist unmöglich«, sagte er laut zu sich selbst und hob den Ball wieder auf. Während er sein Aufwärmtraining fortsetzte, versuchte er mit aller Kraft, an etwas anderes zu denken; doch vor seinem geistigen Auge tauchten immer wieder Connie, die Ratten und die Sommerhäuser von Brighton Beach auf.

Laurie legte die Dessertkarte beiseite und schüttelte den Kopf. »Ich platze. Ich glaube, ich muß auf den Nachtsch verzichten.«

»Wollen wir uns vielleicht ein Dessert teilen?« schlug Paul vor. »Ich weiß doch, wie du auf Schokolade stehst.«

»Von mir aus gern«, entgegnete Laurie. »Aber du mußt neun Zehntel essen. Ich trinke einen koffeinfreien Cappuccino.«

»Wird sofort geordert!« Paul hob die Hand, um den Kellner auf sich aufmerksam zu machen.

Der Abend war nett gewesen, und Laurie fühlte sich erheblich besser als nach dem Gespräch mit Jack und Lou. Als sie nach Hause gekommen war, war sie drauf und dran gewesen, den seit einer Woche mit Paul geplanten Ballettbesuch im Lincoln Center und das darauffolgende Dinner abzublasen. Doch nachdem sie eine Weile in Ruhe nachgedacht hatte, war sie zu dem Schluß gekommen, daß die Informationen, die Jack und Lou ihr gesteckt hatten, nicht unbedingt eine wütende Auseinandersetzung nach sich ziehen mußten. Sie war ja nicht einmal hundertprozentig sicher, ob sie überhaupt der Wahrheit entsprachen, und selbst wenn, wollte sie nur zu gern von Paul eine Erklärung hören. Daß ihre beiden alten Freunde sie wie aus heiterem Himmel mit den schlechten Nachrichten überfallen hatten, hatte ihr am meisten die Laune verdorben.

»Hast du Appetit auf einen Dessertwein?« fragte Paul.

Laurie lächelte und schüttelte den Kopf. Sie hatten einen hervorragenden Rotwein zum Essen getrunken, und

der Nachgeschmack lag ihr noch angenehm auf der Zunge. Außerdem wußte sie, daß sie genug Alkohol zu sich genommen hatte.

Paul hatte ihr am Abend einen weiteren Blumenstrauß überreicht und sich für sein unsensibles Verhalten am Morgen entschuldigt. Er hatte ihr versichert, daß er vollstes Verständnis für ihre Berufsauffassung habe, und sogar eingestanden, daß er ihr enormes Engagement aufrichtig bewundere.

Im Laufe der Unterhaltung und im Zusammenhang mit der Diskussion über ihr Engagement in der Gerichtsmedizin war Laurie drauf und dran gewesen, Paul noch einmal zu fragen, womit er denn nun eigentlich sein Geld verdiene, doch dann hatte sie lieber davon abgesehen. Seine Entschuldigung hatte so aufrichtig geklungen, daß sie nicht undankbar oder unsensibel sein mochte. Sie wollte lieber einen geeigneteren Augenblick abwarten.

Und dann hatte Paul ihr noch eine weitere Überraschung beschert. In der Hoffnung, daß ihr Arbeitsplan es erlauben würde, hatte er ihr stolz mitgeteilt, es sei ihm gelungen, den Trip nach Budapest auf das folgende Wochenende zu verschieben. Er hatte sogar hinzugefügt, daß sie die ganze Woche Bedenkzeit habe.

Der Kellner brachte das Dessert. Es war ein wahres Kunstwerk aus Schokolade. In der Mitte des Tellers be-

fand sich ein dunkles, ohne Mehl gebackenes Stück Kuchen, dem Laurie nicht widerstehen konnte. Sie kostete undleckte sich genüsslich die Lippen.

Paul hatte sich einen Brandy bestellt. Als er gebracht wurde, schwenkte er den guten Tropfen, beschnupperte ihn und nahm einen Schluck. Dann lehnte er sich zurück und lächelte. Er fühlte sich rundum wohl.

»Ich möchte dich etwas fragen, Paul«, begann Laurie. Sie hatte das Gefühl, daß es keinen günstigeren Zeitpunkt geben konnte, ihn auf seine Arbeit anzusprechen. »Ich weiß, daß meine Frage heute morgen ein bißchen provokativ geklungen hat. Das habe ich bestimmt nicht gewollt und will es auch jetzt nicht – aber ich wüßte wirklich gerne, was du so geschäftlich treibst.«

Ihr Begleiter hörte auf, seinen Brandy zu schwenken, und sah Laurie mit seinen pechschwarzen Augen an. »Warum willst du das wissen?« fragte er ruhig.

»Als deine zukünftige Frau sollte mich das doch wohl interessieren«, bemerkte Laurie überrascht. Daß er mit einer Frage antworten würde, hatte sie nicht erwartet. »Wenn du nicht wüßtest, was ich beruflich mache, würde ich es dir mit Sicherheit gerne erzählen.«

»Heute morgen wollte ich auf deine Frage hin von dir wissen, ob es eine Rolle für dich spielt, womit ich mein Geld verdiene«, entgegnete Paul. »Spielt es eine Rolle?«

»Könnte schon sein«, gestand Laurie. »Nehmen wir doch meinen Job als Beispiel. Meine Mutter hat eine völlig falsche Vorstellung von meinem Beruf. Sie findet es makaber, was ich mache. Stell dir vor, du würdest genauso denken!«

»So denke ich auf keinen Fall.«

»Das freut mich«, stellte Laurie fest. »Aber jetzt verstehst du, was ich meine. Ich glaube kaum, daß meine Mutter meinen Vater geheiratet hätte, wenn er Gerichtsmediziner gewesen wäre.«

»Willst du damit sagen, daß du mich nicht heiraten willst, wenn dir meine Geschäfte nicht zusagen?«

»Bitte, Paul«, versuchte Laurie ihn zu beruhigen. »Ich will nicht mit dir streiten. Aber ich finde es allmählich unheimlich, wie du unser Gespräch in eine Richtung lenkst, in die es nicht gehen sollte. Sag mir doch einfach, was du beruflich machst – und fertig.«

»Ich verdiene mein Geld mit Verteidigungsprodukten«, erklärte Paul gereizt.

»Okay, das ist ja schon mal ein Anfang«, fand Laurie und starrte in die aufgeschäumte Milch ihres Cappuccinos. »Könntest du dich vielleicht ein bißchen klarer ausdrücken?«

»Was soll das?« fragte Paul. »Ist das ein Verhör?«

»Nein, Paul. Ein Gespräch.«

»Ein amüsanter Gespräch!« stellte Paul sarkastisch fest.

»Warum fühlst du dich in die Enge getrieben? So bist du doch sonst nicht.«

»Ich fühle mich in die Enge getrieben, weil mir die einfallslose Reaktion vieler Leute auf meine Geschäfte zum Hals heraushängt. Ich mache Geschäfte mit Waffen.«

»Und du glaubst, daß ich genauso reagiere?«

»Könnte ja sein.«

»Was verkaufst du?«

»Waffen. Reicht das nicht? Sollten wir nicht über etwas anderes reden?«

»Verkaufst du Kanonen, Bomben oder Gewehre?«

»Von jedem etwas«, gestand Paul. »Je nachdem, was gerade gefragt ist.«

»Wie sieht es mit bulgarischen Kalaschnikow-Sturmgewehren aus?« wollte Laurie wissen.

»Natürlich verkaufe ich auch die«, erwiderte Paul überrascht. Mit so einer spezifischen Frage hatte er nicht gerechnet. »Bulgarische Kalaschnikows verkaufe ich sogar mit am liebsten. Es sind zuverlässige, kostengünstige und solide hergestellte Gewehre. Viel besser als die chinesische Version.«

Laurie schloß die Augen und sah vor sich verschiedene Ansichten der Leiche von Brad Cassidy sowie seine

trauernden Eltern. Sie erinnerte sich noch gut an den Schauder, der ihr über den Rücken gelaufen war, als Mrs. Cassidy ihr erzählte, ihr Sohn habe bulgarische Kalaschnikows an andere Skinheads verkauft. Daß Paul sich mit solchen Geschäften abgab, war ihr unbegreiflich. Dafür hatte sie im Laufe ihrer Berufsjahre als Gerichtsmedizinerin schon zu viele tödliche Schußverletzungen gesehen.

Sie holte tief Luft. Ihre Gefühle drohten sie wieder einmal außer Gefecht zu setzen. In solchen Situationen brach sie leicht in Tränen aus, doch sie wollte jetzt unter keinen Umständen anfangen zu weinen. Wenn ihr das passierte, ärgerte sie sich immer furchtbar; denn damit war jede Diskussion unweigerlich beendet. Sie öffnete die Augen und sah Paul an. Er wirkte genervt und arrogant.

»Denkst du jemals darüber nach, was du mit deinen Waffenverkäufen bewirkst?« fragte Laurie. Sie wollte die Diskussion unbedingt weiterführen.

»Natürlich«, erwiderte Paul in einem schnoddrigen Tonfall. »Sie versetzen Menschen in die Lage, sich in einer gefährlichen Welt zu verteidigen.«

»Und was ist, wenn die Waffen in die Hände von gewalttätigen ultrarechten Randgruppen gelangen?« bohrte Laurie weiter. »Zum Beispiel in die Hände von Skinheads?«

»Sie haben das gleiche Recht auf Selbstverteidigung wie jeder andere auch.«

»Das Problem ist nur, daß die Waffen in den Händen solcher extremistischer Haßgruppierungen blindwütig eingesetzt und Menschen damit umgebracht werden.«

»Waffen bringen keine Menschen um«, korrigierte Paul unbekümmert. »Menschen bringen Menschen um.«

»Jetzt klingst du wie der Sprecher des Nationalen Waffenverbands«, entgegnete Laurie.

»Der Nationale Waffenverband vertritt ein paar sehr gute Ansichten«, erklärte Paul. »Er hat zum Beispiel darauf hingewiesen, daß das Recht, Waffen zu tragen, sogar durch unsere Verfassung verbrieft ist. Wenn die Regierung uns das Waffentragen verbietet, wie sie es mit der Verabschiedung der Omnibus Crime Bill getan hat, handelt sie eindeutig verfassungswidrig.«

Laurie starrte ihren Bräutigam in spe an und schüttelte den Kopf. Sie konnte kaum glauben, daß ihre Ansichten bei einem derart wichtigen Thema so weit auseinanderklafften, wo sie doch in vielen anderen Dingen so gut zueinander paßten.

Paul warf seine Serviette auf den Tisch. »Ich bin wirklich enttäuscht. Du reagierst genauso abgedroschen auf meine berufliche Betätigung, wie ich befürchtet hatte. Jetzt weißt du, warum ich dich nicht schon früher eingeweiht habe.«

»Ich bin auch enttäuscht«, erklärte Laurie. »Ich mag mir gar nicht vorstellen, daß du tatsächlich Waffen verkaufst – wo auch immer du deine Geschäfte damit machst. Und dann auch noch diese bulgarischen Sturmgewehre! In den USA wirst du sie ja wohl nicht mehr verkaufen, oder?«

»Das ist gesetzeswidrig«, verkündete Paul. »Dank der verfassungswidrigen Verabschiedung der Omnibus Crime Bill.«

»Damit ist meine Frage nicht beantwortet«, nahm Laurie ihn unbeirrt weiter ins Gebet. »Daß diese Gewehre verboten sind, weiß ich. Ich will wissen, ob du sie bei uns verkaufst.« Sie starrte Paul an. Eine Weile sagte er nichts und verharrte regungslos. Nur seine Brust hob und senkte sich mit jedem Atemzug. Während des ausgedehnten Schweigens fixierten die beiden sich mit schneidendem Blick, als ob sie eine Art Duell austrugen.

»Willst du mir nicht antworten?« fragte Laurie schließlich fassungslos.

»Die Frage ist so dumm«, stellte Paul herablassend fest. »Ich glaube, sie verdient keine Antwort.«

»Trotzdem würde ich die Antwort gerne hören«, forderte Laurie ihn heraus.

Paul nahm einen Schluck von seinem Brandy, behielt ihn ein paar Sekunden im Mund und ließ ihn dann langsam durch seine Kehle rinnen. »Nein. In den Vereinigten

Staaten verkaufe ich keine bulgarischen Kalaschnikows. Bist du jetzt zufrieden?«

Laurie nippte an ihrem Cappuccino. Anstatt zu antworten, grübelte sie über das Gespräch nach. Sie war alles andere als beruhigt. Die Art, wie Paul auf ihre berechtigten Fragen reagierte, brachte sie innerlich auf die Palme. Wenigstens lief sie jetzt nicht mehr Gefahr, in Tränen auszubrechen. Im Gegenteil: Sein hochnäsiger Blick brachte sie zur Weißglut. »Ich bin ganz und gar nicht zufrieden«, äußerte sie schließlich. »Übrigens erkundige ich mich deshalb nach der Art deiner Geschäfte, weil mir jemand gesteckt hat, daß du mit Waffen handelst.«

»Von wem hast du das?« fuhr Paul auf.

»Das tut nichts zur Sache«, erwiderte Laurie. »Aber von der gleichen Quelle habe ich erfahren, daß du schon mal wegen Kokainbesitzes verurteilt wurdest. Willst du mir darüber vielleicht irgend etwas erzählen?«

Pauls Augen glühten im reflektierenden Licht der Kerze. »Es ist also doch ein Verhör«, empörte er sich.

»Nenn unser Gespräch, wie du willst«, entgegnete Laurie. »Meiner Meinung nach hat es eine reinigende Wirkung. Das alles hätte ich von dir erfahren sollen und nicht von jemand anders!«

Ohne Vorwarnung erhob sich Paul plötzlich. Sein Stuhl kippte nach hinten und krachte zu Boden. Etliche

Gäste sahen von ihren Abendtafeln auf, das dezente Plaudern verstummte. Kellner eilten herbei, um den Stuhl wieder hinzustellen.

»Mir reicht's!« explodierte Paul. »Mehr kann ich nicht ertragen.« Er griff rabiat in sein Jackett, zog einen Stapel Geldscheine hervor und schleuderte voller Verachtung ein paar Hundert-Dollar-Noten auf den Tisch.

»Sollte wohl reichen für den vergnüglichen Abend«, wütete er. Mit diesen Worten verließ er das Restaurant.

Laurie wäre am liebsten im Boden versunken. Natürlich kannte sie derartige Szenen in der Öffentlichkeit, doch bisher war sie noch nie selbst betroffen gewesen. Schüchtern führte sie sich ihre Cappuccino-Tasse an den Mund und trank einen Schluck. Natürlich war es dumm, so zu tun, als ob der Streit sie gar nicht berührte, doch sie konnte nicht anders. Sie fühlte sich verpflichtet, nach außen hin Ruhe zu bewahren, auch wenn es eine reine Farce war. Um die Rechnung bat sie erst, als sie ihren Kaffee ausgetrunken hatte.

Als sie eine Viertelstunde später auf die Straße trat, fürchtete sie kurz, daß Paul womöglich draußen auf sie wartete; doch glücklicherweise war er nirgends zu sehen. Vorerst wollte sie nichts mit ihm zu tun haben. Auf dem Bürgersteig hielt sie inne und versuchte sich zu orientieren. Das Restaurant befand sich an der Columbus Avenue auf der Upper West Side. Als sie gerade die Hand

heben und ein Taxi in Richtung Downtown heranwinken wollte, wurde ihr bewußt, daß sie nur etwa zwanzig Blocks von Jacks Wohnung entfernt war. Sie beschloß spontan, ihm einen Besuch abzustatten; denn mehr als alles andere brauchte sie jetzt dringend einen Freund.

Ein Taxi hielt an, und sie nannte Jacks Adresse. Der Fahrer, ein gebürtiger New Yorker, drehte sich um und bat sie, die Anschrift zu wiederholen. Als sie ihm den Wunsch erfüllt hatte, runzelte er die Stirn, als wollte er sagen, daß sie verrückt sei, und brauste los.

Der Verkehr hatte stark nachgelassen, und sie kamen zügig voran. Bei der ersten Möglichkeit bog der Fahrer links ab und fuhr die Central Park West hinauf in Richtung Norden. Da das Haus, in dem Jack wohnte, keine Hausnummer hatte, mußte Laurie dem Fahrer zeigen, wo sie aussteigen wollte.

»Wollen Sie hier wirklich aussteigen, Miss?« erkundigte er sich, nachdem sie bezahlt hatte. »Die Gegend ist nicht ganz ungefährlich.«

Laurie versicherte ihm, daß sie zurechtkomme, und stieg aus. Auf dem Bürgersteig blieb sie kurz stehen und betrachtete die Fassade des Gebäudes. Es sah so traurig aus wie eh und je; von dem schmuckvollen Gesims existierte nur noch ein kleines unbeschädigtes Stück, im dritten Stock waren zwei Fenster mit Brettern zugemagelt.

Jedesmal, wenn sie Jack besuchte, fragte sie sich, warum er immer noch nicht umgezogen war. Daß er wegen des Basketballs in der Umgebung bleiben wollte, konnte sie ja verstehen; aber ein etwas wohnlicheres Gebäude konnte er sicher auch in diesem Viertel finden.

Die Eingangshalle sah noch schlimmer aus als die Fassade. Mit dem Mosaikboden und den in Marmor gehaltenen Wänden mußte sie irgendwann mal etwas hergemacht haben; doch inzwischen war davon nicht mehr viel übrig. Mehr als die Hälfte der Mosaiksteine fehlten, und die Wände waren mit Graffiti beschmiert. Keiner der Briefkästen verfügte über ein funktionierendes Schloß, in den Ecken lag Müll herum.

Die Klingel ließ sie gleich links liegen; sie funktionierte sowieso nicht. Das Schloß der Innentür war bei einem Einbruch geknackt und nie repariert worden, so daß die Tür immer offenstand.

Je höher sie die Treppe hinaufstieg, desto mehr schwand ihre Entschlossenheit. Immerhin war es spät, und sie hatte ihren Besuch weder telefonisch angekündigt, noch war sie eingeladen. Außerdem war sie gar nicht mehr so sicher, ob sie über den Abend mit Paul sprechen wollte, bevor sie allein und in aller Ruhe darüber nachgedacht hatte.

Auf dem Treppenabsatz im zweiten Stock blieb sie stehen. Hinter der Wohnungstür brüllten sich ein Mann

und eine Frau an. Sie erinnerte sich, daß Jack ihr mal von dem endlosen Streit seiner Mitbewohner erzählt hatte. Die Vorstellung, daß zwei Menschen so schlecht miteinander zurechtkamen, machte sie traurig.

Sie überlegte, ob sie wirklich weitergehen sollte. Erst als sie sich vor Augen hielt, wie sie sich selber fühlen würde, wenn Jack plötzlich vor ihrer Wohnungstür stünde, weil er eine Freundin zum Reden brauchte, kletterte sie entschlossen weiter. Sie würde sich geschmeichelt fühlen, da war sie sich ganz sicher. An seiner Tür angelangt, klopfte sie laut. Eine Klingel gab es nicht.

Als die Tür schwungvoll aufging, konnte sie sich ein Grinsen nicht verkneifen. Jack machte so große Augen, daß er ihr mit seiner übertriebenen Gestik und dem stoppelbärtigen Gesicht wie ein Pantomimedarsteller vorkam. Er trug Boxershorts, ein T-Shirt mit V-Ausschnitt und offene Schlappen. In der Hand hielt er ein medizinisches Fachbuch. Mit Besuch hatte er offensichtlich nicht gerechnet, von Warren oder einem seiner Basketballkumpels vielleicht abgesehen.

»Laurie!« rief er, als sei sie eine Vision.

Laurie nickte nur.

Sie sahen sich eine Weile an und sagten nichts.

»Darf ich reinkommen?« fragte sie schließlich.

»Natürlich«, erwiderte Jack ein wenig verlegen, weil er sie nicht sofort hereingebeten hatte. Er trat zur Seite. Als er

die Tür schloß, fiel ihm auf, wie wenig er anhatte. Er huschte ins Schlafzimmer und zog sich eine kurze Hose über.

Laurie betrat das spärlich möblierte Wohnzimmer, in dem es lediglich ein Sofa, einen Sessel, ein aus Backsteinen und Holzbrettern konstruiertes Bücherregal und ein paar kleine Beistelltische gab. An den Wänden hingen weder Bilder noch Fotos. Neben dem Sofa, auf dem Jack offenbar gesessen und gelesen hatte, brannte eine Stehlampe. Der Rest des Raums lag im Dunkeln. Auf einem der Beistelltische stand eine geöffnete Flasche Bier. Auf dem Fußboden lag ein aufgeschlagenes Medizinlexikon.

Ein paar Sekunden später kam Jack zurück. Er stopfte sich im Gehen sein Hemd in die Khaki-Shorts und sah aus, als ob er sich entschuldigen wollte.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte Laurie. »Es ist schon ziemlich spät.«

»Du störst überhaupt nicht«, versicherte Jack. »Im Gegenteil. Ich freue mich über deinen Überraschungsbesuch. Soll ich deinen Mantel aufhängen?«

»Ja, bitte«, erwiderte Laurie. Sie zog ihn aus und reichte ihn Jack, der schnurstracks zur Garderobe eilte.

»Möchtest du ein Bier?« fragte er, während er nach einem Bügel suchte.

»Nein, danke«, sagte Laurie artig und nahm auf dem ausgefransten und ramponierten Polstersessel Platz. Dann

ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen. Sie wußte, was Jack dazu bewog, in derart bescheidenen räumlichen Verhältnissen zu leben, und dieses Wissen deprimierte sie in ihrer ohnehin schon bedrückten Stimmung noch zusätzlich. Vor acht Jahren war seine Familie bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Laurie wünschte sich oft, er würde sich endlich wieder frei genug fühlen, sein Leben zu genießen.

»Kann ich dir irgend etwas anderes anbieten?« fragte Jack und blieb im Lichtstrahl der Stehlampe stehen. »Wasser, Tee oder Saft? Ich habe sogar Gatorade.«

»Danke, ich möchte wirklich nichts«, wiederholte Laurie. »Ich komme gerade aus einem Restaurant.«

»Aha«, entgegnete Jack und ließ sich auf dem Sofa nieder.

»Hoffentlich macht es dir wirklich nichts aus, daß ich dich so überfalle«, sagte Laurie. »Ich war in einem Restaurant an der Columbus Avenue, also nicht weit von hier, in der Nähe des Naturkundemuseums.«

»Ich freue mich, daß du da bist«, beteuerte Jack. »Von Herzen!«

»Und da dachte ich, daß ich ja kurz bei dir vorbeischauen könnte«, fuhr Laurie fort. »Wo ich doch schon fast vor deiner Tür war.«

»Es ist echt okay«, wiederholte Jack. »Ehrlich. Du störst überhaupt nicht.«

»Danke«, flüsterte Laurie.

»Ist beim Essen irgendwas passiert?« fragte Jack.

»Ja«, gestand Laurie. »Es gab ein paar Unstimmigkeiten.«

»Tut mir leid«, Jack ahnte etwas. »Wegen der Dinge, die Lou und ich dir heute nachmittag erzählt haben?«

»Damit hatte es auch zu tun.«

»Willst du darüber reden?«

»Nicht unbedingt«, wehrte Laurie ab. »Das klingt nicht ganz logisch, ich weiß. Schließlich bin ich extra hergekommen, anstatt nach Hause zu fahren und in Ruhe nachzudenken.«

»Ist doch kein Problem. Niemand zwingt dich, über etwas zu reden, über das du nicht reden willst.«

Laurie nickte.

Jack wußte nicht, ob sie einigermaßen okay war oder kurz davor, in Tränen auszubrechen.

»Reden wir lieber über dich«, beendete Laurie das Schweigen. »Über mich?« fragte Jack ein wenig besorgt.

»Ich habe gehört, daß Warren Wilson heute im Institut war«, erläuterte Laurie. »Was wollte er?«

Laurie kannte Warren gut und wußte, daß er der Leichenhalle noch nie einen Besuch abgestattet hatte. Vor einigen Jahren, als Jack und sie noch mehr Zeit miteinander verbrachten, waren sie oft mit Warren und seiner

Freundin Natalie Adams ausgegangen. Sie hatten sogar einen gemeinsamen Abenteuer-Trip nach Äquatorialafrika unternommen. »Kennst du Flash Thomas?« fragte Jack.

Laurie schüttelte den Kopf. »Nicht, daß ich wüßte.«

»Er gehört zur Stammbesetzung auf dem Basketballplatz«, erklärte Jack. »Seine Schwester ist in der vergangenen Nacht plötzlich und aus unerklärlichen Gründen gestorben.«

»Wie furchtbar«, entgegnete Laurie. »Wollten die beiden, daß du sie obduzierst?«

Jack nickte. »Willst du die ganze Geschichte hören?«

»Gerne«, erwiderte Laurie. »Aber bevor du loslegst, kannst du mir vielleicht doch etwas zu trinken holen. Ich hätte gern ein Glas Wasser.«

Jack ging in die Küche und begann von seinem aufregenden Nachmittag zu erzählen. Laurie lehnte sich zurück und war sofort ganz Ohr. Als sie von den Eskapaden ihres Kollegen Randolph Sanders hörte, war sie empört. »Was für eine Frechheit, die Leiche einfach abholen zu lassen!« erregte sie sich. »Und das, nachdem er wußte, daß du auf dem Weg nach Brooklyn warst!«

Jack zuckte mit den Achseln. »Ich war nicht besonders überrascht. Meiner Meinung nach hatte er schon immer einen Komplex. Mit den Gerichtsmedizinern aus Manhattan kommt er eben nicht klar.«

»Vielleicht fühlt er sich übergangen, weil er weder Institutsleiter in Brooklyn noch stellvertretender Leiter bei uns geworden ist«, gab Laurie zu bedenken.

»Übergangen worden ist er in der Tat«, stimmte Jack ihr zu. »Aber aus gutem Grund.«

Als Jack erneut zum besten gab, wie er sich in dem Bestattungsinstitut Zugang zu Connie Davydovs Leiche verschafft hatte, um an die Körperflüssigkeitsproben zu kommen, mußte Laurie so heftig lachen, daß sie sich an ihrem Wasser verschluckte.

Danach berichtete er ihr, welche möglichen Todesursachen ihm in den Sinn gekommen waren. Er beendete seinen Bericht mit dem Geständnis, daß Peter Letterman nichts entdeckt hatte, nicht einmal im Mageninhalt, und daß alle Tests negativ ausgefallen waren.

»Ist ja interessant«, bemerkte Laurie und ließ noch einmal Revue passieren, was Jack ihr erzählt hatte. »Wirklich schade, daß du keine schnelle Autopsie durchführen konntest.«

»Ich war froh, daß ich wenigstens an das Stück Hautgewebe gelangt bin«, erklärte Jack. »Außerdem hätte ich gar nicht gewußt, worauf ich neben dem Üblichen besonders hätte achten sollen.«

»Die Notarzhelfer haben sie ausdrücklich als zyano-
tisch beschrieben?« fragte Laurie.

»Ja«, bestätigte Jack. »Als sie in der Notaufnahme eintraf, haben die Ärzte zudem eine verminderte arterielle Sauerstoffversorgung festgestellt, was die Zyanose bestätigt. Deshalb bin ich ja darauf gekommen, daß eigentlich nur irgendein Medikament oder Mittel schuld sein kann, das ihre Atmung unterdrückt hat. Ich war mir so sicher, daß es mir regelrecht die Sprache verschlagen hat, als Peter mit den durchweg negativen Ergebnissen anrückte.«

»Ich hätte bei einer Autopsie sichergestellt, daß sie keinen angeborenen Rechts-Links-Shunt hatte, der wieder aufgegangen ist.«

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, gestand Jack.

»Damit ließe sich zumindest ihr klinischer Zustand erklären.«

»Fällt dir noch irgend etwas anderes ein?« wollte Jack wissen. »Zum Beispiel ein bestimmtes Gift oder ein bestimmtes Medikament in Überdosierung?«

»Wenn Peter nichts in ihrem Mageninhalt entdeckt hat, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, was für ein Gift das sein sollte«, erwiderte Laurie. »Aber Moment mal – hast du eine Methämoglobinämie in Betracht gezogen?«

»Nein«, gestand Jack. »Kommt so etwas nicht total selten vor?« Bei einer Methämoglobinämie wurde das

Hämoglobin im Organismus daran gehindert, Sauerstoff zu transportieren.

»Das schon«, erwiderte Laurie. »Aber du willst schließlich hören, was alles eine Zyanose hervorrufen kann. Du solltest die Proben zumindest auf die Nitrate und Nitrite testen, die eine Methämoglobinämie verursachen können. Auf Sulfonamide ebenfalls.«

»Aber muß man all diese Stoffe nicht nur bei Menschen in Betracht ziehen, die seit ihrer Kindheit zyanotisch sind?« fragte Jack.

»Bei den Sulfonamiden würde ich dir wahrscheinlich recht geben«, erwiderte Laurie. »Mit Nitraten und Nitriten sieht die Sache schon anders aus. Wenn du auf Nummer Sicher gehen und nichts außer acht lassen willst, mußt du sie jedenfalls in Erwägung ziehen.«

»Okay, du hast recht«, gab Jack zu. »Ich bitte Peter morgen früh, die Proben auch noch auf diese Stoffe zu testen. Fällt dir noch etwas ein?«

Laurie dachte eine Weile nach, schüttelte dann aber den Kopf.

»Ich muß dir noch von einem anderen kuriosen Ereignis im Zusammenhang mit dieser Geschichte erzählen.« Jack berichtete Laurie von dem Massensterben der Ratten, das sich in dem gleichen Vorort von Brooklyn zugegetragen hatte, in dem Connie Davydov gewohnt hatte.

»Glaubst du, es gibt eine Verbindung?«

Jack zuckte mit den Schultern. »Was meinst du? Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall ist es ein höchst seltsamer Zufall.« Er erzählte Laurie, daß Connie offenbar in einem alten Holzhaus inmitten einer Siedlung ähnlicher alter Sommerhäuser gelebt hatte, und äußerte auch seine Vermutung, daß die Häuser sicher bloß über ein primitives Abwassersystem verfügten.

»Klingt mir ein bißchen weit hergeholt«, stellte Laurie fest. »Wieso sollte nur ein einzelnes Haus betroffen sein, wenn irgendein tödliches Gift aus dem Kanalsystem austritt?«

»Du hast recht«, gab Jack zu. »Aber jetzt mußt du dir unbedingt auch noch mein weiteres Rätsel anhören.« Er berichtete ihr von dem winzigen Glitzersternchen, das Ted Lynch in seinem Labor untersucht hatte. »Es ist, als ob das Sternchen aus klebrigem Fliegenfänger-Material hergestellt und in eine Schale mit Anthraxsporen getunkt worden wäre.«

»Wieso bekommst eigentlich immer du die interessantesten Fälle?« Laurie scherzte.

»Jetzt mal im Ernst«, entgegnete Jack. »Kannst du dir das erklären? Immerhin habe ich um das Sternchen herum von allen Utensilien Proben genommen, sogar von der Kladde, auf der es lag, und von der Schreibtischober-

fläche. Der PCR-Test reagiert so sensibel, daß er schon ein paar vereinzelte Sporen ausfindig macht. Aber bis auf das Sternchen war alles sauber.«

»Ich bin schon wieder überfragt«, stellte Laurie fest. Dann warf sie einen Blick auf die Uhr. »Es ist außerdem nach Mitternacht. Noch länger raube ich uns aber nicht den Schlaf.« Sie stand auf.

»Bist du denn soweit okay?« fragte Jack. »Du kannst gerne hier übernachten. Ich überlasse dir sogar das Bett. Ich schlafe sowieso jeden zweiten Abend auf dem Sofa ein.«

»Danke für das Angebot«, entgegnete Laurie. »Deine Gesellschaft hat mir gutgetan, aber ich sollte jetzt wirklich nach Hause fahren. Außerdem habe ich weder Sachen zum Anziehen für morgen noch sonst irgend etwas dabei.«

»Das mußt du selber wissen«, sagte Jack. »Du kannst gern bleiben. Aber wenn du fährst, mußt du mir versprechen, kurz durchzurufen, sobald du zu Hause bist. Um diese Uhrzeit ist es auch in deiner Umgebung nicht ganz ungefährlich.«

»Das mache ich«, versprach sie und umarmte Jack zum Abschied.

Jack begleitete sie die Treppe hinunter und ging mit ihr bis zur nächsten Straßenecke. An der Central Park

West war es wesentlich einfacher, ein Taxi zu bekommen.

Während der Fahrt in Richtung Downtown dachte Laurie über den Abend nach. Jack war ein wirklicher Freund. Selbst wenn sie nur über ihre Arbeit gesprochen hatten, hatte die Unterhaltung mit ihm sie wieder zur Ruhe kommen lassen und ihr neue Perspektiven aufgezeigt. An dem unangenehmen Zwischenfall mit Paul mißfiel ihr vor allem, daß sie nicht mit ihm reden konnte. Sie hielt sich durchaus für tolerant genug, gewisse Dinge in einer Beziehung hinzunehmen, auch wenn sie ihr nicht gefielen; allerdings schloß das nicht den möglicherweise illegalen Waffenhandel ein. Und wenn Paul und sie nicht zivilisiert miteinander kommunizieren konnten, sah sie für ihre Beziehung keine Zukunft, auch wenn sie sonst in vielen alltäglichen Dingen so gut zueinander zu passen schienen.

Als der Taxifahrer sich ihrer Wohnung näherte, grübelte sie schon wieder über Jacks letzte Fälle nach. Seine turbulente Geschichte aus dem Bestattungsinstitut brachte sie erneut zum Grinsen. Sie hoffte nur, daß sein unerlaubtes Treiben und sein Besuch in der Nebenstelle des Gerichtsmedizinischen Instituts von Brooklyn kein böses Nachspiel für ihn hatten. Dr. Bingham und Dr. Washington brachten seinen eigenwilligen Arbeitsmethoden nicht

allzuviel Verständnis entgegen, auch wenn sie seine Intelligenz und Kompetenz zu schätzen wußten.

Kaum hatte sie begonnen, die diversen Schlösser an ihrer Wohnungstür zu entriegeln, da ging auch schon die Tür ihrer Nachbarin einen Spaltbreit auf. Wie immer bekam Laurie flüchtig das graue Kräuselhaar und die blutunterlaufenen Augen von Debra Engler zu sehen. Mrs. Engler hielt es für angebracht, Laurie daran zu erinnern, wie spät es war. Laurie antwortete nicht. Die neugierige Schnüffelei ihrer Nachbarin zu jeder Tages- und Nachtzeit war das einzige, was sie an ihrer Wohnsituation störte. Zum Zeichen ihrer Mißbilligung knallte sie die Tür laut hinter sich zu und verriegelte die Schlösser von innen. Sie hatte die Frau schon mehrmals in ihre Schranken verwiesen und ihr sogar unumwunden empfohlen, sich gefälligst um ihre eigenen Angelegenheiten zu scheren; doch Debra Engler ließ sich davon nicht einschüchtern.

Laurie streichelte Tom-2 und zog ihren Mantel aus. Ihr anhänglicher Birmakater bestand hartnäckig auf seinen Streicheleinheiten und wäre ihr an den Beinen hochgekrabbelt, hätte sie es gewagt, sich zuerst den Mantel ausziehen. Um unbehelligt bei Jack anrufen zu können, mußte sie den schnurrenden Kater auf den Schoß nehmen.

»Bist du noch wach?« fragte Laurie, als Jack sich mit schläfriger Stimme meldete.

»Halbwegs«, erwiderte Jack.

»Ich wollte nur mein Versprechen einlösen. Ich bin heil zu Hause angekommen.«

»Schade, daß du nicht hiergeblieben bist«, bedauerte Jack. Laurie fragte sich, wie er das wohl meinte; doch aus Erfahrung wußte sie, daß sie ihn besser nicht um eine Erklärung bat. Außerdem war es spät. Deshalb wechselte sie das Thema. »Ich habe auf dem Rückweg über Connie Davydov nachgedacht.«

»Und? Ist dir noch irgend etwas in den Sinn gekommen?«

»Ja«, erwiderte Laurie. »Mir ist noch etwas eingefallen, auf das Peter die Proben testen könnte.«

»Gut. Auf was denn?«

»Botulinustoxin«, erwiderte Laurie. »Es müßte in hoher Konzentration vorhanden sein, das heißt, sie müßte eine hohe Dosis abbekommen haben.«

Für eine Weile herrschte Stille.

»Jack, bist du noch da?«

»Ja«, erwiderte er. »Meinst du das im Ernst?«

»Natürlich meine ich das im Ernst«, stellte Laurie klar. »Was sagst du zu meiner Idee? Hältst du Botulismus für eine mögliche Todesursache?«

»Um deine eigenen Worte zu benutzen«, erwiderte Jack, »halte ich es für ziemlich weit hergeholt. Schließ-

lich wurden weder Ausfälle der Hirnnerven noch eine Bulbärparalyse oder irgendwelche anderen Symptome bei ihr festgestellt, die auf Botulismus hindeuteten. Angeblich ist sie ins Bad gegangen und dort zusammengebrochen.«

»Aber Botulinustoxin unterdrückt die Atmung und verursacht Zyanose«, gab Laurie zu bedenken.

»Stimmt. Und wie viele Fälle gibt es davon pro Jahr?«

»Immerhin kommt Botulismus häufiger vor als Milzbrand«, konterte Laurie. »Und ein Milzbrandopfer hast du gerade erst obduziert.«

»Okay«, sagte Jack. »Ich verstehe, was du meinst. Dann bitte ich Peter morgen früh, die Proben nicht nur zusätzlich auf Nitrate, Nitrite und Sulfonamide, sondern auch noch auf Botulinustoxin zu testen.«

»Danke, daß du dich heute abend um mich gekümmert hast«, flüsterte Laurie. »Du hast mir sehr geholfen.«

»Hab ich gern getan«, entgegnete Jack.

Laurie legte auf und kuschelte sich an Tom-2. Dabei ging ihr durch den Kopf, was für ein wunderbarer Mann Jack wäre ... wenn er nicht wäre wie Jack. Der Gedanke war so absurd, daß sie lachen mußte. Sie stand auf und machte sich bettfertig.

16. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 5.30 Uhr

Jack hatte das Gefühl, daß er sich in seinem ganzen Leben noch nie über so viele unterschiedliche Probleme gleichzeitig Sorgen machen mußte. Da war zunächst einmal Laurie; ihr Verhalten verwirrte ihn genauso wie seine eigene Reaktion. Nachdem sie nach Mitternacht heimgefahren war, hatte er nur schwer in den Schlaf gefunden. Statt dessen hatte er darüber nachgegrübelt, was sie in den vergangenen vierundzwanzig Stunden gesagt und getan hatte. Als sie wie eine Erscheinung vor seiner Tür gestanden hatte, hatte er sich immer noch mies gefühlt wegen seiner eifersüchtigen Reaktion auf ihre Verlobungsankündigung; gleichzeitig war er ihr aber auch noch ein bißchen böse gewesen, daß sie so cool über seinen Entschuldigungsversuch hinweggegangen war. Er wußte beim besten Willen nicht, was er von alldem halten sollte.

Und dann waren da noch diese beiden mysteriösen Fälle. Sosehr er sich auch das Hirn zermartert hatte – bisher war ihm keine vernünftige Erklärung für die starke Kontaminierung des kleinen Sternchens eingefallen. Was

Connie Davydov anbelangte, so hatte das Toxikologie-Labor seine Theorie gehörig ins Wanken gebracht, nach der sie mit einem die Atmung lähmenden Stoff vergiftet worden war. Auch nach einem stundenlangen Studium diverser Fachbücher war ihm bislang keine Ersatztheorie in den Sinn gekommen. Lauries Anregung, eine Methämoglobinvergiftung in Betracht zu ziehen, war der einzige Hoffnungsschimmer, auch wenn er nicht wirklich darauf setzte.

Darüber hinaus plagte ihn der Gedanke, daß er sich dringend eine Ausrede für sein Verhalten in der Nebenstelle des Gerichtsmedizinischen Instituts in Brooklyn und im Bestattungsinstitut Strickland einfallen lassen mußte. Immerhin hatte Dr. Bingham ihm gerade mal einen Tag zuvor wegen einer vergleichsweise harmlosen Geschichte eine längere Standpauke gehalten. Wenn er von den Zwischenfällen in Brooklyn Wind bekam, würde er fuchsteufelswild werden und eine Erklärung verlangen, die Jack ihm nicht liefern konnte. Seitdem er seine Stelle im Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York angetreten hatte, befürchtete er zum ersten Mal alles Ernstes, am Abend womöglich vom Dienst suspendiert zu sein.

Nachdem er nur mit Mühe eingeschlafen war, war er am Morgen zu allem Übel auch noch früher aufgewacht

als sonst. Weiter über seine diversen Probleme grübelnd, radelte er schon im Morgengrauen zur Arbeit. So konnte er sich wenigstens eine Stunde seiner Büroarbeit widmen, bevor er sich hinunter in den ID-Raum begab.

Als er ankam, setzte Vinnie Amendola gerade die Kaffeemaschine in Gang. Dr. Fontworth war im Begriff, sich die während der Nacht eingelieferten Fälle vorzuknöpfen.

»Entschuldigung, George«, wandte sich Jack an seinen Kollegen. »Haben wir heute viele Obduktionen? Oder wird es ein ruhiger Tag?«

Dr. Fontworth musterte mit schläfrigen Augen die Liste der eingelieferten Opfer.

»Ich würde sagen, es sind normal viele.«

»Gut«, entgegnete Jack. »Wenn's Ihnen nichts ausmacht, würde ich gern einen Schreibtischtag einlegen.« An sogenannten Schreibtischtagen nahmen die Gerichtsmediziner keine neuen Autopsien vor, sondern widmeten sich den ganzen Tag der Aufarbeitung des nie endenden Papierkriegs. Normalerweise wurden Schreibtischtage allerdings im voraus festgelegt.

»Was ist los?« fragte Dr. Fontworth. »Sind Sie krank?«

Die Frage war nicht sarkastisch gemeint. Jack war im Institut bekannt als Arbeitstier. Er nahm mehr Obduktio-

nen vor als irgendeiner seiner Kollegen, und das freiwillig. Wenn man ihn fragte, warum er sich abrackerte, erwiderte er, daß die Arbeit ihm guttue und ihm Probleme vom Hals halte.

»Nein«, entgegnete Jack. »Ich bin gesund. Aber auf meinem Schreibtisch türmen sich die Aktenberge.«

»Im Augenblick spricht nichts dagegen«, stimmte Dr. Fontworth bereitwillig zu. »Es sei denn, es meldet sich in letzter Minute jemand krank. Dann müßten Sie einspringen.«

»Okay«, entgegnete Jack. »Wenn Sie mich brauchen, rufen Sie einfach kurz durch.«

Er ging zur Kaffeemaschine.

»Na, Maestro, hast du den Kaffee schon fertig?« fragte er Vinnie.

»In zwei Sekunden kannst du eine Tasse haben«, versprach dieser.

»Hast du eine Ahnung, wann Peter Letterman normalerweise morgens anfängt?« fragte Jack.

»Offiziell beginnen sie im Toxikologie-Labor erst um neun«, erklärte Vinnie. »Aber ich weiß zufällig, daß Peter meistens früher kommt, oft sogar schon vor acht.«

»Meine Herren«, staunte Jack. »Hat der Mann kein Zuhause?«

»Das muß gerade du sagen«, zog Vinnie ihn auf.

Die Kaffeetasse vor sich her balancierend, machte Jack sich auf den Weg nach oben in sein Büro. Vor dem Fahrstuhl erblickte er Laurie, die gerade zur Tür hereinkam. Er sah überrascht auf die Uhr. So früh ließ sie sich normalerweise nie im Institut blicken.

»Bist du aus dem Bett gefallen?« fragte er.

»Sieht so aus«, gestand Laurie. »Ich fange gerade ein neues Leben an. Ich habe beschlossen, mich eine Zeitlang ausschließlich auf meine Arbeit zu konzentrieren. Das tue ich immer, wenn ich mich über etwas geärgert habe.«

»Verstehe«, entgegnete Jack. Er überlegte, ob er sie fragen sollte, worüber sie sich geärgert hatte.

»Danke noch einmal für gestern abend«, sagte Laurie. »Du hast mir wirklich geholfen.«

»Aber ich habe doch gar nichts gemacht«, widersprach Jack. »Immerhin warst du für mich da«, erklärte Laurie. »Ich habe mich sehr wohl bei dir gefühlt. Du warst wie ein richtiger Freund, und genau das brauchte ich gestern.«

Sie bestiegen den Fahrstuhl. Jack drückte den Knopf für die vierte Etage.

»Möchtest du mir vielleicht erzählen, was bei eurem Dinner gestern abend passiert ist?« fragte Jack vorsichtig.

Laurie grinste. »Noch nicht. Ich muß noch eine Weile darüber nachdenken. Aber danke der Nachfrage.«

Jack lächelte und verlagerte sein Gewicht aufs andere Bein. Laurie schaffte es immer wieder, ihn in Verlegenheit zu bringen.

»Versuchst du heute mit deinen mysteriösen Fällen weiterzukommen?« erkundigte sie sich.

»Ja«, erwiderte Jack. »Ist dir zu Connie Davydov noch irgend etwas eingefallen?«

»Nur das, was ich dir gestern nacht schon am Telefon gesagt habe.«

»Wenn du noch eine Idee hast, laß es mich wissen!« bat Jack. »Schließlich muß ich die Kopfgeldjäger einigermaßen in Schach halten.«

Laurie nickte. Sie wußte, worauf Jack anspielte.

Sie gingen den Flur entlang und blieben vor Jacks Bürotür stehen.

»Ich möchte dir noch etwas sagen«, begann Laurie. »Es tut mir leid, daß ich dich und Lou gestern nachmittag so mies behandelt habe. Natürlich war ich nicht besonders erfreut, diese Geschichten über Paul zu hören. Na ja, und dann habe ich meine Wut leider an den Überbringern der schlechten Nachricht ausgelassen – wie du ja gestern schon ganz zutreffend festgestellt hast. Gut, daß ihr mir die Augen geöffnet habt! Ob Lou allerdings das Recht hatte, in Pauls Akten herumzuzschnüffeln, wage ich immer noch zu bezweifeln.«

»Eifersucht treibt Leute dazu, die komischsten Dinge zu tun«, bemerkte Jack. »Da nehme ich mich nicht aus.«

»Ich fasse das als Kompliment auf.« Lauries Lippen kräuselten sich. »Viel Glück bei deinen Recherchen!«

»Danke«, sagte Jack. »Das kann ich gebrauchen.«

Er ging in sein Büro und machte sich wieder an die Arbeit. Zunächst konzentrierte er sich auf den Fall um den im Gefängnis verstorbenen Häftling. Wenn er schon die anderen Fälle nicht lösen konnte, wollte er zumindest Dr. Washington zufriedenstellen und die Akte Jefferson bis zum nächsten Tag abgeschlossen haben. Zwischendurch sah er immer wieder auf die Wanduhr. Als es auf acht Uhr zuging, unterbrach er seine Arbeit und ging hinunter ins Toxikologie-Labor, das sich eine Etage tiefer befand.

Als er sich der Tür näherte, schwand seine Hoffnung. Sie war geschlossen; durch die Mattglasscheibe wirkte das Labor dunkel und verlassen. Um sich zu vergewissern, drückte er die Klinke herunter. Die Tür war definitiv abgeschlossen. Er drehte sich um und wollte gerade wieder zurück in sein Büro, als er Peter aus dem Fahrstuhl steigen und den Flur entlangkommen sah. Er war offenbar gerade gekommen, denn er trug seinen Mantel über dem Arm.

»Ist Ihnen noch etwas eingefallen, auf das ich die Proben testen soll?« fragte Peter, als er die Labortür erreichte. Er kramte seinen Schlüssel hervor.

»Ja«, erwiderte Jack. »Eigentlich hatte Dr. Montgomery die Idee.«

Während er Peter von der Möglichkeit einer Methämoglobinvergiftung berichtete, folgte er dem Assistenten zunächst ins Labor und dann in dessen winziges fensterloses Büro. Peter nickte und hängte seinen Mantel auf.

»Das heißt, ich soll nach Stoffen wie Amylnitrit, Natriumnitrit und Nitroprussid suchen«, stellte Peter fest, während er sich seinen weißen Kittel überstreifte. »War das Opfer herzkrank?«

»Nicht, daß ich wüßte«, erwiderte Jack.

»Dann kann ich mir nicht vorstellen, daß sie irgendeinen dieser Wirkstoffe eingenommen hat«, erklärte Peter. »Aber es gibt noch ein paar andere Substanzen, die eine Methämoglobinämie verursachen können. Wollen Sie, daß ich die Proben auf all diese Substanzen teste, auch wenn es unwahrscheinlich ist, daß das Opfer damit in Berührung gekommen ist?«

»Bitte ja!« erwiderte Jack. »Ich brauche unbedingt ein positives Ergebnis.«

»Okay«, willigte Peter ein und verließ sein Büro. Jack folgte ihm wie ein junger Hund.

»Wann können Sie die Tests durchführen?« fragte er.

»Ich beginne sofort mit den Vorbereitungen«, versprach Peter. »Wenn Dr. DeVries erst mal da ist, wird es

schwierig. Er würde mit Sicherheit wissen wollen, warum ich Ihre Proben vorziehe.«

»Danke für Ihre Hilfe, Peter«, sagte Jack. »Ich hoffe, ich kann mich mal revanchieren. Wo wir gerade von Ihrem Chef reden – wissen Sie zufällig, ob es im Fall David Jefferson schon Ergebnisse gibt?«

»Ist das der Häftling, der im Gefängnis gestorben ist?« fragte Peter.

»Exakt«, erwiderte Jack.

»Über die Arbeit mit den zahlreichen Untersuchungen habe ich Dr. DeVries gestern klagen hören«, sagte Peter. »Soweit ich weiß, liegen alle Ergebnisse vor. Jedenfalls erinnere ich mich, daß wir in den Proben Kokain gefunden haben – falls Sie das interessiert.«

»Na, wenigstens etwas«, seufzte Jack. »Dr. Washington wird vor Freude in die Luft springen. Wenn ich doch bloß mit Connie Davydov so ein Glück hätte!«

»Ich versuche mein Bestes«, versprach Peter.

Jack wollte gerade das Labor verlassen, als ihm Lauries andere Anregung einfiel. »Dr. Montgomery meint, Sie sollten die Proben auch noch auf Botulinustoxin testen.«

Peter bedeutete mit einer Handbewegung, daß er verstanden hatte.

Jack stieg die Treppe hinauf. Wie es aussah, konnte er den Fall Jefferson tatsächlich bis Donnerstag abschlie-

ßen. Der Kokainfund würde Dr. Washington mit Sicherheit in gute Laune versetzen. Sollte sich etwa am Ende des Tunnels ein kleines Licht auftun?

Zurück in seinem Büro, traf er Chet an, der vor Neuigkeiten vom Aerobic-Kurs des vergangenen Abends geradezu übersprudelte. Die junge Dame mit der kurvenreichen Figur war nicht nur tatsächlich erschienen; sie hatte sich sogar dazu herabgelassen, sich nach dem Unterricht noch auf ein Joghurtfruchtgetränk einladen zu lassen. Jack mußte sich die gesamte Geschichte über die Dame anhören, bevor er selber zu Wort kam.

»Jetzt mal etwas anderes, Casanova«, wechselte Jack das Thema. »Hast du eine Ahnung, wie ich einen der Veterinäre erreiche, die gestern an der Konferenz teilgenommen haben?«

»Ich denke schon«, erwiderte Chet. »Warum?«

»Ich will wissen, ob sie schon herausgefunden haben, woran die Ratten verendet sind – oder wann sie mit einem Ergebnis rechnen. Außerdem interessiert mich, ob noch mehr mit Anthraxbakterien infizierte Ratten aufgetaucht sind.«

»Ich kümmere mich im Laufe des Tages darum«, versprach Chet.

»Das wäre nett«, entgegnete Jack und konzentrierte sich wieder auf die Arbeit, die er vor sich auf dem Tisch ausgebreitet hatte.

»Nimmst du heute keine Autopsien vor?« wunderte sich Chet.

»Nein«, erwiderte Jack, ohne aufzusehen. »Ich habe spontan einen Schreibtischtag beantragt.«

»Bist du krank?«

Jack lachte. »Die gleiche Frage hat mir George gestellt. Ich wünschte, ich hätte irgendwas. Dann hätte ich wenigstens eine Entschuldigung. Ich versuche nämlich gerade, wenigstens einen der Gründe aus dem Weg zu räumen, wegen denen die Institutsleitung mir ständig im Nacken sitzt: daß ich dauernd mit dem Abschluß meiner Fälle im Verzug bin.«

»Der Hauptgrund, weshalb du deine Fälle nicht schnell genug zum Abschluß bringst, ist doch, daß du dir von Anfang an zu viele aufbürdest«, stellte Chet klar.

»Ist ja auch egal«, murmelte Jack vor sich hin. Er hatte sich über das Mikroskop gebeugt und untersuchte einen Schnitt aus David Jeffersons Gehirn.

Nachdem Chet in den Sektionssaal gegangen war, schloß Jack die Tür. Er wollte sich nicht ständig von zufällig vorbeikommenden Kollegen bei der Arbeit stören lassen; doch irgendwie konnte er sich trotzdem nicht richtig konzentrieren. Seine Gedanken drehten sich um zu viele Dinge auf einmal, außerdem mußte er unwillkürlich immer wieder auf die Uhr sehen. Als es auf zehn Uhr

zuging, wurde er zusehends nervöser. Er rechnete jeden Augenblick damit, daß das Telefon klingelte und Cheryl ihm die übliche Nachricht überbrachte, daß der Chef ihn SOFORT in seinem Büro zu sehen wünschte. Schließlich hatten sowohl Dr. Jim Bennett von der Nebenstelle Brooklyn als auch Mr. Strickland vom Bestattungsinstitut inzwischen ausreichend Zeit und Gelegenheit gehabt, sich telefonisch über ihn zu beschweren.

Um Punkt zehn klingelte prompt das Telefon. Obwohl er das Unheil vorausgesehen hatte, ging ihm das schrille Geklingel unter die Haut. Er ließ es ein paarmal bimmeln und überlegte, ob er sich einfach taub stellen sollte. Schließlich rang er sich dazu durch, sich dem Unvermeidlichen zu fügen, und nahm den Hörer ab. Zu seinem Erstaunen meldete sich nicht Cheryl, sondern Peter Letterman.

»Ich habe eine Überraschung für Sie«, leitete er ein.

»Erfreulich oder unangenehm?« fragte Jack.

»Ich schätze, Sie werden sich freuen«, erwiderte Peter. »Connie Davydov hatte definitiv keine Methämoglobinvergiftung; dafür habe ich in allen Proben, die Sie mir gegeben haben, Botulinustoxin gefunden, sogar in ihrem Mageninhalt.«

»Das gibt's doch gar nicht!« rief Jack aus. »Nehmen Sie mich auf den Arm?«

»Nein«, versicherte Peter. »Um auf Nummer Sicher zu gehen, habe ich etliche Tests sogar zweimal durchgeführt. Die Ergebnisse waren durchweg positiv. Vermutlich hat das Opfer also eine ziemlich hohe Dosis abgekriegt. Als nächstes nehme ich eine quantitative Bestimmung vor, aber das dürfte eine Weile dauern. Ich wollte Ihnen nur vorab schon mal mitteilen, daß die Proben definitiv Botulinustoxin enthalten.«

Jack bedankte sich aufrichtig. »Sie haben mir wirklich geholfen.«

»Gern geschehen«, entgegnete Peter und beendete das Gespräch.

Nachdenklich legte Jack den Hörer auf. Er war völlig durcheinander. Einerseits machte sich eine Art Hochstimmung in ihm breit, weil seine Vermutung sich bestätigt hatte: Connie Davydov war tatsächlich an einem Gift gestorben. Andererseits war er jedoch zutiefst geschockt. Mit Botulismus hatte er am wenigsten gerechnet.

Er rollte mit seinem Stuhl schwungvoll nach hinten und sprang hoch. Dann eilte er durch die Tür und steuerte entschlossen auf Lauries Büro zu. Sie sollte die Neuigkeit als erste erfahren; schließlich war es ihre Idee gewesen, die Proben auf Botulismuserreger zu testen. Leider war sie nicht da. Vermutlich hielt sie sich noch im Sektionsaal auf.

Zurück an seinem Schreibtisch, überlegte er, wen er zuerst anrufen sollte. Da er dem süßen Rachegefühl nicht widerstehen konnte, entschied er sich für Dr. Sanders. Es dauerte eine Weile, bis der Pathologe aus der Nebenstelle Brooklyn ans Telefon kam. Er war gerade dabei, eine Leiche zu obduzieren. Diesmal hatte Jack sich nicht von der Vermittlerin abwimmeln lassen und darauf bestanden, daß es sich um einen Notfall handle. Als Dr. Sanders sich schließlich meldete, klang er verständlicherweise besorgt.

»Hallo, Randolph«, begrüßte Jack ihn beschwingt. »Hier ist Jack Stapleton, Ihr Lieblingskollege.«

»Man hat mir gesagt, es handle sich um einen Notfall«, grollte Dr. Sanders.

»So ist es«, versicherte Jack. »Ich habe gerade erfahren, daß Connie Davydov, Ihr Fall, der uns gestern Anlaß zu einer kleinen Auseinandersetzung gegeben hat, offenbar an einer größeren Dosis Botulinustoxin gestorben ist.«

Es folgte eine bedeutungsvolle Pause.

»Wie ist das herausgekommen?« wollte Dr. Sanders wissen. »Durch meine Hartnäckigkeit«, erklärte Jack. »Ich habe das Bestattungsinstitut aufgesucht, in dem sich die Leiche befand, und mich an den Geschäftsführer gewandt, der es mir gnädigerweise gestattet hat, dem Opfer ein paar Flüssigkeitsproben zu entnehmen.«

»Davon weiß ich ja gar nichts«, entgegnete Dr. Sanders betroffen. Er klang plötzlich längst nicht mehr so angriffslustig wie zuvor.

»Nein?« fragte Jack. »Ich dachte, man hätte Sie informiert. Aber wie dem auch sei – da wir einander hochschätzen, wollte ich Ihnen den Gefallen tun, Sie als ersten zu informieren, anstatt mit der Neuigkeit direkt zu Dr. Bingham zu stürmen.«

»Danke«, brachte Dr. Sanders hervor.

»Wie Sie weiter verfahren wollen, überlasse ich gern Ihnen«, fuhr Jack fort. »Connie Davydov ist ja ein Fall für Brooklyn. Aber ich gehe davon aus, daß Sie die Leiche so schnell wie möglich zurückbeordern. Außerdem überlasse ich es Ihnen und Ihrem tüchtigen Team, die entsprechenden Behörden zu benachrichtigen.«

»Selbstverständlich«, entgegnete Dr. Sanders. »Danke.«

»Gern geschehen«, sagte Jack. Das Gespräch amüsierte ihn köstlich. »Ist doch schön, wenn man einander gelegentlich einen kleinen Dienst erweisen kann.«

Mit diesen Worten beendete er das Telefonat. Er konnte es sich nicht verkneifen, wie ein Honigkuchenpferd zu grinsen. Die Rache war in der Tat süß gewesen. Sein Kollege Sanders hatte sich gewunden wie ein Aal.

Als nächstes rief Jack bei Warren an. Er berichtete ihm kurz die Ergebnisse aus dem Labor und bat ihn um

Flashs Telefonnummer bei der Arbeit. Warren brauchte ein paar Minuten, bis er sie gefunden hatte, und nannte sie Jack.

Flash arbeitete bei einem Umzugs- und Lagerunternehmen. Es dauerte eine Weile, bis man ihn aufgespürt hatte. Schließlich meldete er sich völlig außer Atem. Er war gerade dabei gewesen, Kartons umzuschichten.

»Ich weiß jetzt, woran Connie gestorben ist«, sagte Jack, nachdem er seinen Namen genannt hatte. »Du wirst dich wohl an Warrens Rat halten und deine Wut auf dem Basketballplatz austoben müssen, anstatt dich an deinem Schwager zu vergreifen.«

»Du meinst, er hat sie nicht ermordet?«

»Es sieht jedenfalls nicht danach aus«, schränkte Jack ein. »Sie ist offenbar an Botulismus gestorben. Hast du davon schon mal gehört?«

»Ich glaube, ja«, sagte Flash gedehnt. »Ist das nicht eine Art Lebensmittelvergiftung?«

»Ja, so könnte man es nennen«, bestätigte Jack. »Botulismus wird durch ein Toxin verursacht, das wiederum von einem spezifischen Bakterientyp erzeugt wird. Diese Bakterien sind vor allem deshalb so gefährlich, weil sie ohne Sauerstoff gedeihen können. Meistens hört man im Zusammenhang mit Lebensmittelkonserven von Botulismus. Wenn die Lebensmittel während des Konservie-

rungsvorgangs nicht ausreichend erhitzt werden, können die Sporen weiter gedeihen. Jetzt aber zurück zu deiner Schwester – es sieht wirklich alles danach aus, als ob sie nicht ermordet worden wäre. Das mußt du wohl oder übel akzeptieren.«

»Bist du sicher?«

»Ich habe gerade den Bericht aus dem Labor bekommen«, stellte Jack klar. »Der Laborassistent schwört, daß er die Ergebnisse mehrfach nachgeprüft hat. Es besteht also kaum ein Zweifel, daß Connie an Botulismus gestorben ist. Von ein paar nicht verifizierten Geschichten abgesehen, nach denen im Zweiten Weltkrieg Reinhard Heydrich, einer von Hitlers Gefolgsleuten, bei einem Attentat mit Botulinustoxin getötet worden sein soll, habe ich noch nie davon gehört, daß der Stoff verwendet wurde, um einen Menschen absichtlich zu vergiften. Die Bakterienart ist nämlich äußerst schwierig zu handhaben. Es wäre also ziemlich vermessen, deinen Schwager weiter zu verdächtigen.«

»Mist!« fluchte Flash.

»Ich mache dir einen Vorschlag«, unterbreitete Jack ihm. »Wenn wir das nächste Mal in gegnerischen Mannschaften spielen, lassen Warren und ich dein Team gewinnen.«

Flash lachte halbherzig auf. »Jetzt mach mal halblang, Doc! So ehrgeizig, wie ihr beiden seid, laßt ihr euch doch

niemals einen Sieg entgehen. Trotzdem – danke, daß du dich für mich ins Zeug gelegt hast. War wirklich nett von dir.«

»Hab' ich doch gern gemacht«, entgegnete Jack. »Eine Frage habe ich aber noch: Wie heißt dein Schwager eigentlich?«

»Yuri«, erwiderte Flash voller Verachtung. »Warum willst du das wissen?«

»Ich werde ihn wohl anrufen müssen«, erklärte Jack. »Jetzt, wo wir wissen, daß Connie an Botulismus gestorben ist, ist er wahrscheinlich ebenfalls in Gefahr.«

»Das ist mir völlig egal«, knurrte Flash.

»Kann ich gut verstehen«, versicherte Jack. »Und als dein Freund ist es auch mir völlig egal, was mit diesem Yuri geschieht. Aber als Arzt sehe ich die Sache anders. Würdest du mir vielleicht seine Telefonnummer geben?«

»Muß das sein?« wand Flash sich.

»Sonst muß ich sie mir aus dem Telefonbuch suchen«, jammerte Jack. »Oder in Brooklyn anfragen. Einfacher wäre es, du würdest sie mir sagen.«

»Ich habe das dumme Gefühl, dem Mistkerl damit einen Gefallen zu tun«, grollte Flash und nannte Jack die Nummer. Jack schrieb sie auf. Sie unterhielten sich noch ein paar Minuten darüber, ob sie am Abend spielen würden, und verabschiedeten sich.

Kaum war das Freizeichen zu hören, wählte Jack die Nummer in Brighton Beach. Während es am anderen Ende klingelte, überlegte er, was er sagen wollte. Er fragte sich, ob Yuri Davydov wohl mit Akzent sprach und ob er wirklich der Unmensch war, für den Flash ihn hielt. Doch er kam nicht durch. Die Leitung war besetzt.

Noch beschwingter und bestens gelaunt wandte er sich erneut seiner Schreibaarbeit zu. Da er jetzt viel effizienter vorging, hatte er im Nu einen weiteren Fall erledigt. Er legte die Akte auf den Stapel ›Erledigt‹ und versuchte es ein zweites Mal in Brighton Beach. Es war immer noch besetzt. Das überraschte ihn allerdings nicht besonders. Nach dem Tod seiner Frau hatte der Mann bestimmt jede Menge Telefonate zu erledigen. Nachdem er im Laufe des Vormittags etliche weitere Male vergeblich sein Glück versucht hatte, verlor er schließlich die Geduld. Er wählte die Servicenummer der Telefongesellschaft und bat darum, Yuris Anschluß zu prüfen. Ein paar Minuten später rief die Servicestelle zurück und teilte ihm mit, daß auf der Leitung nicht gesprochen werde.

»Und was heißt das?« fragte Jack.

»Entweder hat jemand den Stecker herausgezogen, oder die Leitung ist defekt«, erklärte die Vermittlerin. »Wenn Sie wünschen, kann ich Sie mit der Reparaturstelle verbinden.«

»Das ist nicht nötig, danke«, sagte Jack, als ihm plötzlich klar wurde, daß Yuri wahrscheinlich zu Hause war und mit niemandem sprechen wollte. So verständlich es auch sein mochte, daß der Mann den Stecker herausgezogen hatte – Jack war frustriert, daß er nicht durchkam. An manchen Tagen ging wirklich gar nichts ohne Hindernisse. Dabei wollte er den Mann doch nur vor einer möglichen Botulismusinfektion warnen. Nachdem er den Fall erneut Dr. Sanders überantwortet hatte, konnte er im Grunde davon ausgehen, daß die Nebenstelle Brooklyn gemäß den Vorschriften die Nachbearbeitung vornehmen würde. Das bedeutete, daß sie sowohl das Gesundheitsamt als auch Jacks Erzfeind, den städtischen Epidemiologen Dr. Clint Abelard, in Kenntnis setzen würde. Obwohl Jack schon des öfteren zurechtgewiesen worden war, daß es einzig und allein Dr. Abelards Aufgabe war, sich um die Nachbereitung von Krankheitsausbrüchen zu kümmern – was natürlich auch die Kontaktaufnahme zu Yuri Davydov einschloß –, fühlte er sich als Arzt verpflichtet, den Witwer selbst zu informieren. Gedankenverloren spielte er mit der Telefonschnur und überlegte, was er tun sollte. Man konnte nicht unbedingt davon ausgehen, daß die Nebenstelle Brooklyn die Leiche ohne Probleme zurückbekam. Womöglich war Connie Davydov sogar schon eingeäschert worden. Falls das zutraf

und keine weiteren Proben zur Bestätigung der Diagnose zur Verfügung standen, würde sich unweigerlich alles verzögern, und das wiederum lief darauf hinaus, daß Yuri Davydov unter Umständen nicht früh genug über die Gefahr Bescheid erhielt, in der er schwebte – und somit keine Maßnahmen ergreifen konnte.

Jack zog eine seiner Schreibtischschubladen auf, kramte einen Stadtplan von New York hervor und schlug den Abschnitt mit dem Stadtteil Brooklyn auf. Da er wußte, daß sich Brighton Beach irgendwo am Meer befinden mußte, hatte er die Siedlung schnell gefunden; sie ragte neben Coney Island hinaus in den Atlantik.

Er schätzte, daß Brighton Beach gut zwanzig Kilometer von Manhattan entfernt war. Bisher war er noch nie in diese Gegend von Brooklyn hinausgeradelt; aber er hatte schon des öfteren Wochenendtouren zum Prospect Park gemacht, so daß er die günstigste Route dorthin kannte. Dem Stadtplan entnahm er, daß er vom Prospect Park kommend nur die Coney Island Avenue geradeaus hinunterfahren mußte, um nach Brighton Beach zu gelangen.

Ein Blick auf die Uhr bestärkte ihn in seinem Entschluß: Er würde während der Mittagspause eine nette Spritztour nach Brighton Beach machen, auch wenn er seine Pause dafür auf mehr als zwei Stunden ausdehnen mußte. Yuri Davydovs Gesundheit war zwar der Haupt-

beweggrund für seinen Ausflug; aber er konnte ihn ebenso als Belohnung für seine erheblichen Fortschritte beim Abarbeiten der bürokratischen Formalitäten betrachten. Außerdem hatte er ja nun eine stichhaltige Entschuldigung für seine Eskapaden vom Vortag. Was ihn allerdings am meisten zu der Spritztour beflügelte, war das Wetter an diesem herrlichen Spätsommertag: Die Sonne schien kräftig, es war mild, und dazu blies ein angenehmes Lüftchen. Vielleicht, so mutmaßte Jack, war es der letzte schöne Tag vor dem Winteranfang.

Bevor er losfuhr, sah er noch einmal bei Laurie vorbei, um ihr von dem positiven Botulismus-Ergebnis zu berichten. Doch ihre Kollegin teilte ihm mit, daß sie immer noch im Sektionssaal sei. Also beschloß er, erst bei seiner Rückkehr mit ihr zu reden.

Die Fahrradtour entpuppte sich als noch viel schöner als erwartet. Am grandiosesten war die Fahrt über die Brooklyn Bridge und durch den Prospect Park. Die Strecke über die Coney Island Avenue war nicht ganz so beeindruckend, aber auch ganz nett. Als er die Neptune Avenue passiert hatte, fiel ihm etwas auf, das er nicht erwartet hatte: Sämtliche Werbe- und Hinweisschilder waren in kyrillischer Schrift gehalten.

An der Oceanview Avenue hielt er an und fragte einen Passanten nach der Oceanview Lane. Erst beim dritten

Versuch traf er auf jemanden, der ihm den Weg zu der kleinen Gasse erklären konnte.

Was er dort sah, überraschte ihn, obwohl Flashs Beschreibung ziemlich genau zutraf. Die ganze Siedlung bestand aus eng aneinandergedrängten kleinen Holzhäusern unterschiedlicher Stilrichtungen. Manche waren einigermaßen gut erhalten, andere ziemlich heruntergekommen. Die jeweiligen Grundstücke umgaben Zäune aus den verrücktesten Materialien. Einige Vorgärten waren akkurat mit Herbstblumen bepflanzt, andere dienten als Schrottlager für türlose Kühlschränke, Fernsehapparate mit herausquellendem Innenleben, zerbrochenes Spielzeug und allen möglichen anderen Müll. Die Dächer standen in tollkühnen Winkeln zueinander, ein Hinweis darauf, daß vollkommen unkoordiniert an die ursprünglichen Häuser angebaut worden war. Aus den Firstbalken der Dächer sprossen verrostete Fernsehantennen wie abgestorbene Baumkrüppel gen Himmel.

Jack fuhr langsamer und nahm die Häuser genauer ins Visier. Einige schmückten viktorianische Verzierungen. Die meisten bedurften dringend eines Anstrichs und einer gründlichen Renovierung. Etwa die Hälfte der Häuser verfügte über freistehende Garagen. Während er gemächlich die Straße entlangadelte, bellten und knurrten überall Hunde. Von ein paar Kleinkindern und ihren Müttern

abgesehen waren weder Erwachsene noch Kinder unterwegs, was Jack daran erinnerte, daß es sich um einen ganz normalen Schultag handelte.

Neben dem üblichen Straßennetz gab es in der Siedlung etliche kleine Gassen, denen man zum Teil nicht einmal Namen gegeben hatte. Einige der Gassen waren so eng, daß Autos sie nicht passieren und die Häuser nur zu Fuß erreicht werden konnten. Über den Sträßchen und Gassen erstreckte sich ein improvisiertes Netz aus Telefon- und Elektroleitungen.

Ein handgeschriebenes, notdürftig an einen Telefonmast genageltes Schild wies Jack auf die Oceanview Lane hin. Er bog in die Gasse ein und mußte höllisch aufpassen, nicht in eines der riesigen kraterartigen Schlaglöcher zu geraten. Schließlich wollte er nicht kopfüber absteigen.

An den wenigsten der Häuser waren Nummern angebracht, doch auf einer Mülltonne entdeckte er die handgeschriebene Nummer dreizehn. Da er davon ausging, daß es sich bei dem nächsten Haus um die Nummer fünfzehn handelte, hielt er davor an und sah sich um. Es unterschied sich nicht großartig von den anderen Schuppen; allerdings verfügte es anstelle der eher typischen Grundmauern aus Aschenstein über ein Betonfundament. Außerdem befand sich neben dem Haus eine Doppelgarage.

Das Dach war mit Bitumen-Schindeln gedeckt, wobei etliche Schindeln fehlten. Die Fliegentür war zugezogen. Das Abflußrohr seitlich des Eingangs war zerbrochen, der obere Teil ragte gefährlich weit vor. Die gesamte Konstruktion machte den Eindruck, als ob ein kräftiges Zuknallen der Haustür ausreichen würde, das Gebilde zum Einsturz zu bringen.

Ein hüfthoher Maschendrahtzaun trennte den winzigen zugewucherten Vorgarten von der asphaltierten Gasse. Jack schloß sein Fahrrad an den Zaun, öffnete das Tor und steuerte auf die Haustür zu. Da die Jalousien vor beiden Fenstern rechts und links neben der Tür heruntergezogen waren, konnte er nicht ins Innere blicken.

Nachdem er vergeblich nach einer Klingel Ausschau gehalten hatte, zog er die Fliegentür auf und klopfte. Niemand rührte sich. Er klopfte noch einmal, diesmal aber kräftiger. Nach etlichen weiteren Versuchen gab er auf und ließ die Fliegentür krachend zufallen. Er war enttäuscht. Dabei hatte er keine Mühe gescheut und war ins entlegene Brighton Beach hinausgefahren – nun sollte er trotzdem nicht mit Yuri Davydov sprechen?

Gerade wollte er zurück zu seinem Fahrrad gehen, als er ein anhaltendes tiefes Summen registrierte. Er drehte sich um und lauschte. Jetzt, wo er sich auf das Geräusch konzentrierte, stellte er fest, daß es sich nicht um ein

gleichbleibendes Summen handelte, sondern daß die Tonlage leicht variierte, etwa wie bei einem in der Ferne dröhnenden Hubschrauber oder einem Ventilator mit extrem großen Blättern. Jack nahm das Haus noch mal aufs Korn. Es wirkte bei weitem nicht groß genug für einen Ventilator, der so riesig war, derartige Vibrationen zu erzeugen.

Er warf einen Blick auf die Häuser in der direkten Nachbarschaft. Sie wirkten alle einsam und verriegelt, als ob ihre Besitzer in der Arbeit oder zumindest nicht daheim waren. Der einzige Mensch weit und breit war ein älterer Herr, der in seinem Garten saß und sich nicht im geringsten um Jack scherte.

Jack überquerte den Rasen und spähte zwischen Yuris Haus und dem seines Nachbarn hindurch. Der Abstand zwischen den Gebäuden betrug nur zwei Meter; in der Mitte verlief ein Maschendrahtzaun. Er sah sich noch einmal nach dem älteren Mann um und huschte zwischen den Häusern hindurch in Yuris winzigen Hinterhof. Dort entdeckte er etwas, das wie ein Ofenabzug aus Metall aussah und aus einem offenbar erst kürzlich fabrizierten Loch im Fundament des Hauses herausstand. Die Abzugsöffnung ragte so hoch nach oben, daß Jack das Ende auch mit gestrecktem Arm nicht erreichen konnte. Als er das Rohr berührte und die Vibration spürte, wußte er, daß

er offenbar den Abzug des Ventilators entdeckt hatte. Dafür daß das Haus so klein war, mußte es über eine enorme Feuerungsanlage verfügen – zumindest ließ das die Abzugsöffnung vermuten.

Jack setzte seine Umrundung des Anwesens fort. Auf der Garagenseite befand sich eine weitere Tür, an die er ebenfalls klopfte. Er schirmte sein Gesicht mit den Händen ab und spähte durch eine der kleinen Glasscheiben ins Innere des Hauses. Er sah einen L-förmigen Raum, der als Wohnküche diente.

Schließlich entfernte er sich von der Tür und ging an der Garage entlang zurück zur Vorderseite. Als er die kleine Rasenfläche erreichte, sah er einen Mann mit Bart die Gasse entlangkommen, der eine Tasche mit Lebensmitteln trug. Da die Garage ihm den Blick versperrt hatte, sah er die Person erst im letzten Augenblick.

Deren plötzliches Auftauchen ließ ihn zusammenfahren. Erst jetzt wurde ihm bewußt, wie unwohl er sich beim unbefugten Herumschnüffeln auf dem Grundstück fühlte. Doch der Mann mit dem Bart erschrak noch viel heftiger. Er ließ seine Einkaufstasche fallen und versuchte hektisch, aber vergebens, seine rechte Hand aus der Jackentasche zu ziehen. »Entschuldigen Sie«, sagte Jack.

Der Mann brauchte einen Augenblick, bis er sich wieder gefaßt hatte. Währenddessen ging Jack durch das Tor

und half ihm, die aus der Tasche gefallenen Lebensmittel aufzusammeln.

»Tut mir leid, daß ich Sie so erschreckt habe«, fuhr Jack fort, während er diverse Pakete Kuchenmehl, ein gefrorenes Abendgericht, eine Dose Zimt und eine Flasche Wodka aufhob, die wundersamerweise heil geblieben war.

»Sie haben ja nichts getan«, entgegnete der Mann. Er bückte sich, stellte die Tasche aufrecht hin und begann seine Einkäufe wieder einzupacken. Dabei huschten seine Augen nervös hin und her; er befürchtete offenbar, daß ihm gleich noch jemand anders einen Schrecken einjagen würde.

Jack reichte ihm die Sachen, die er aufgehoben hatte. Der Mann sprach mit starkem, nicht zu überhörendem slawischem Akzent. Seine Aussprache paßte zu dem dunklen Bart und dem Hut im russischen Stil.

»Wohnen Sie in dieser Siedlung?« fragte Jack.

Der Mann zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete.

»Ja.«

»Kennen Sie vielleicht einen gewissen Yuri Davydov? Er wohnt hier, Nummer fünfzehn.«

Der Mann trat ein Stück zur Seite, um an Jack vorbeisehen und das Haus in Augenschein nehmen zu können.

»Flüchtig«, erwiderte er. »Warum fragen Sie?«

Jack zerrte seine Brieftasche aus der Gesäßtasche und fragte den Mann, ob er Russe sei. Der Mann bejahte dies.

»Mir ist aufgefallen, daß in dieser Gegend sämtliche Hinweisschilder in kyrillischer Schrift abgefaßt sind«, bemerkte Jack.

»In Brighton Beach leben viele Russen.«

Jack nickte, öffnete seine Brieftasche und zeigte dem Mann die glänzende Dienstmarke des Gerichtsmedizinischen Instituts. Er wußte die Wirkung seiner Dienstmarke sehr wohl zu schätzen: Sobald er sie gezückt hatte, zeigten die meisten Menschen sich kooperativer und eher bereit, Fragen zu beantworten.

»Meine Name ist Dr. Jack Stapleton.«

»Ich heiße Yegor.«

»Nett, Sie kennenzulernen, Yegor«, sagte Jack. »Ich bin Gerichtsmediziner in Manhattan. Wissen Sie zufällig, wo Yuri Davydov sich im Augenblick aufhalten könnte? Ich habe bei ihm angeklopft, aber er ist nicht zu Hause.«

»Wahrscheinlich ist er mit seinem Taxi unterwegs«, entgegnete Yegor.

»Aha«, murmelte Jack. Dieser Yuri mußte entweder seine Gefühle stark unter Kontrolle haben, oder mit dem Eheglück war es nicht weit her gewesen – wie Flash ja bereits angedeutet hatte. »Haben Sie eine Ahnung, wann er normalerweise nach Hause kommt?«

»Ziemlich spät«, gab Yegor Auskunft.

»Gegen neun oder zehn Uhr?« bohrte Jack weiter.

»So ungefähr«, vermutete Yegor. »Gibt es irgendein Problem?«

Jack nickte. »Ich muß unbedingt mit ihm reden. Wissen Sie, für welches Taxiunternehmen er arbeitet?«

»Für gar keins«, erklärte Yegor. »Er ist selbständig.«

»So ein Pech«, entgegnete Jack.

»Ich habe gehört, daß seine Frau gestorben sein soll«, fuhr Yegor fort. »Wollen Sie darüber mit ihm reden?«

»Ja«, erwiderte Jack.

»Oder vielleicht sagen Sie mir, worum es geht?« schlug Yegor vor. »Es könnte ja sein, daß ich ihn sehe.«

»Sagen Sie ihm nur, daß wir wissen, woran seine Frau gestorben ist«, entgegnete Jack. »Er muß mich unbedingt anrufen. Seine Frau ist nämlich an einem sehr gefährlichen Stoff gestorben, und Mr. Davydov könnte ebenfalls in Gefahr sein. Ich gebe Ihnen eine meiner Visitenkarten. Falls Sie Mr. Davydov sehen, können Sie sie ihm aushändigen.« Jack holte ein Kärtchen hervor. »Ich schreibe ihm auch meine Privatnummer auf.« Er notierte die Nummer auf der Rückseite und reichte Yegor die Visitenkarte.

Yegor musterte die Vorderseite. »Ist das die Adresse, wo Sie arbeiten?«

»Ja«, erwiderte Jack. Er überlegte, ob er Yegor noch etwas fragen konnte, doch ihm fiel nichts ein. »Danke für Ihre Hilfe.«

»Gern geschehen«, sagte Yegor. »Wie lange arbeiten Sie?«

»Wahrscheinlich mindestens bis achtzehn Uhr«, versicherte Jack.

»Ich sage Yuri Bescheid, wenn ich ihn sehe«, versprach Yegor und nickte Jack zu. Dann ging er weiter.

Jack sah dem davonschleichenden Russen einen Augenblick nach. Dann nahm er noch einmal das Haus von Yuri Davydov ins Visier. Plötzlich fiel ihm ein, daß er zusätzlich auch noch eine Karte unter der Tür durchschieben konnte. Die Sache hatte nur einen Nachteil: Falls Dr. Abelard jemals bei Yuri Davydov vorbeischaun und die Karte in seine Hände geraten sollte, hätte er einen weiteren Beweis dafür, daß Jack sich wieder einmal in Dinge eingemischt hatte, die ihn angeblich nichts angingen. In diesem Fall würde Dr. Bingham ihm mit Sicherheit erneut eine gehörige Lektion erteilen.

»Was soll's?« sagte Jack laut zu sich selbst. Er kramte eine weitere Karte hervor und notierte auf der Rückseite, daß Yuri ihn SOFORT anrufen solle. Darunter vermerkte er seine Durchwahlnummer im Institut und seine Privatnummer. Dann marschierte er noch einmal zur Haustür und schob die Karte unter der Tür durch.

Schließlich schloß er sein Fahrrad auf und radelte davon. Bevor er sich auf den Rückweg in Richtung City machte, drehte er noch schnell eine Runde durch Brighton Beach. Auch wenn er sich in erster Linie für den Ort interessierte, wollte er nebenbei Ausschau nach Tierarztpraxen halten. Falls er eine sähe, konnte es ja nicht schaden, sich zu erkundigen, ob es Neuigkeiten über das mysteriöse Massensterben der Ratten gab.

17. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 12.15 Uhr

Yuri war in seinem ganzen Leben noch nicht so aus dem Häuschen gewesen. Als Jack Stapleton wie aus heiterem Himmel vor ihm gestanden hatte, hatte er im ersten Augenblick befürchtet, das Herz bliebe ihm stehen. Und dann hatte er es in der Schrecksekunde nicht einmal geschafft, die Glock-Automatik aus der Tasche zu ziehen; sie hatte sich im Futter seiner Jacke verfangen.

Allerdings war es Glück im Unglück, daß ihm das Ziehen der Pistole mißlang. Hätte er Dr. Stapleton damit bedroht, würde er sich vermutlich in einer noch mißlicheren Lage befinden. Zudem hatte ihn weniger der Gerichtsmediziner in Panik versetzt als die Angst, daß womöglich auch Flash Thomas in der Nähe war. Mr. Strickland hatte ihm schließlich berichtet, daß die beiden gemeinsam im Bestattungsinstitut aufgekreuzt waren.

Als klar wurde, daß der Gerichtsmediziner allein gekommen war, hatte er sich schnell wieder gefangen. Allerdings war es ihm ein Rätsel, wie Dr. Stapleton es geschafft hatte, den Botulismus zu diagnostizieren.

Nachdem er sich von dem unerwarteten Besucher verabschiedet hatte, hatte er, ohne sich noch einmal umzudrehen, schnurstracks die nächste Kneipe angesteuert. Dort erst hatte er gewagt, sich umzudrehen und nachzusehen, ob der Arzt ihm gefolgt war. Als er ihn nirgends entdeckte, hatte er die Kneipe betreten, sich einen Wodka bestellt und ihn hastig hinuntergekippt.

»Möchten Sie noch einen?« fragte der Barkeeper. Zum Glück kannte Yuri den Mann nicht; sonst hätte er sich womöglich auch noch Kommentare über seinen angeklebten Bart anhören müssen. Er wagte es nicht, ihn abzunehmen.

»Einen doppelten, bitte«, erwiderte Yuri. Er zitterte immer noch. Dr. Stapleton hatte ohne jeden Zweifel sein Grundstück inspiziert, und das bereitete ihm ernsthafte Sorgen. Bestimmt hatte der Gerichtsmediziner im Hinterhof den Laborabzug entdeckt. Yuri rätselte, was für einen Reim der Arzt sich darauf machen würde.

Außerdem fragte er sich, ob Dr. Stapleton womöglich einen Blick durch das Hinterfenster der Garage geworfen hatte. Wenn ja, hatte er auch noch das Spezialfahrzeug mit dem Pestizid-Verstäuber gesehen; aber egal, ob er nun das Fahrzeug oder den Laborabzug oder beides entdeckt hatte – die Durchführung der Operation geriet durch den Besuch dieses Schnüfflers auf jeden Fall in Gefahr.

Yuri sah auf die Uhr. Er war zwar nicht sicher, ob er dem Gerichtsmediziner genug Zeit zum Verschwinden gelassen hatte; aber er konnte auf keinen Fall noch länger untätig in der Kneipe herumsitzen. Er bezahlte seine Drinks, kippte den letzten Schluck hinunter und machte sich mit seiner Einkaufstasche auf den Weg.

An der Einmündung der Oceanview Lane blieb er stehen und nahm aus sicherer Entfernung sein Haus ins Visier. Er konnte niemanden entdecken. Ermutigt bog er in die Gasse ein. Seine rechte Hand steckte in der Jackentasche und umklammerte den Kolben der Glock. Diesmal achtete er darauf, daß sich die Pistole nicht wieder in dem Jackenfutter verhedderte. Noch einmal wollte er sich nicht ungeschützt überraschen lassen – und schon gar nicht von Flash.

Das Haus wirkte ruhig und friedlich. Nachdem er auch die Nachbarschaft in Augenschein genommen hatte und Jack nirgends entdecken konnte, öffnete er die Pforte und ging zur Hintertür. Er schloß auf, huschte so schnell wie möglich ins Haus und schloß hinter sich ab.

Endlich drinnen, lehnte er sich gegen die Tür und seufzte vor Erleichterung. Mit einem raschen Blick vergewisserte er sich, daß alles unverändert war und niemand das Haus betreten hatte. Er stellte die Einkaufstasche ab und eilte hinunter in den Keller. Als er sah, daß

auch das Vorhängeschloß an der Labortür unversehrt war, stieß er einen weiteren Seufzer aus. Zurück in der Küche, legte er das Tiefkühlgericht und die Wodkaflasche ins Gefrierfach. Die übrigen Einkäufe ließ er auf dem Tisch stehen. Auf dem Weg ins Bad entdeckte er die Visitenkarte, die vor der Haustür auf dem Boden lag. Er hob sie auf. Wie er nicht anders erwartet hatte, war sie von Dr. Stapleton. Er steckte sie zu der anderen Karte in seine Hosentasche. Als nächstes nahm er sich den unechten Bart ab. Der juckende Klebstoff machte ihn wahnsinnig. Mit einem Blick in den Spiegel stellte er fest, daß die Stelle, an der der Bart geklebt hatte, leicht gerötet war. Er wusch sich das Gesicht. Unsicher, wie er den Ausschlag behandeln sollte, betupfte er ihn mit After-Shave. Leider brannte die Lotion so heftig, daß ihm Tränen in die Augen traten. Als er sich noch einmal im Spiegel betrachtete, war die Stelle knallrot und sah noch schlimmer aus.

Er ging zurück in die Küche und holte seine Autoschlüssel aus dem Schrank. Seitdem er die Kneipe betreten hatte, zermarterte er sich das Hirn darüber, wie er auf das plötzliche Auftauchen des Gerichtsmediziners vor seiner Haustür reagieren sollte. Sosehr es ihm auch widerstrebt – er hielt den Zwischenfall für so dramatisch, daß er wohl oder übel Curt darüber in Kenntnis setzen und ein weiteres Mal dessen Zorn über sich ergehen las-

sen mußte. Aber er würde von Angesicht zu Angesicht mit ihm reden.

Er ging zum vorderen Fenster, schob vorsichtig die Jalousetten auseinander und inspizierte die kleine Gasse. Außer einer jungen Frau mit Kopftuch, die einen Kinderwagen schob, war niemand in Sicht. Zum Glück parkten auch keine Fahrzeuge in der Nähe seines Hauses. Als nächstes ging er zum Hinterausgang und begutachtete die Seitentür der Garage. Sie war nur ein paar Schritte entfernt. Er überlegte, ob er sich den Bart wieder ankleben sollte, entschied sich aber dagegen. Schließlich wollte er nicht noch mehr Ausschlag bekommen. Statt dessen zog er die Pistole aus der Tasche, nahm sie in die linke Hand und bedeckte sie mit einem Handtuch. Mit der rechten Hand schloß er die Tür auf.

Nachdem er sich ein letztes Mal vergewissert hatte, daß niemand in der Nähe war, schlüpfte er nach draußen, schloß hinter sich ab und eilte zum Garagentor. Auf der Hut vor weiteren Überraschungen und die Pistole im Anschlag, fuhr er in Windeseile das Taxi aus der Garage und schloß das Tor wieder. Als er endlich Gas geben konnte, begann er sich zu entspannen. Er bog in die Oceanview Avenue ein und fuhr in Richtung Shore Parkway. Auf diesem Weg kam er um die Mittagszeit am schnellsten nach Manhattan. Während der Fahrt beugte er

sich nach vorn und deponierte die Glock unter seinem Sitz.

Er wußte, daß er Curt mit seinem erneuten Aufkreuzen auf der Feuerwache zur Weißglut bringen würde. Aber was sollte er anderes tun? Zwar konnte er ihn anrufen, aber dann würde Curt genauso wütend werden. Yuri war überzeugt, daß es besser war, seinem Kompagnon den Ernst der Lage von Angesicht zu Angesicht zu verdeutlichen. Während er auf der Schnellstraße in Richtung City fuhr, regte er sich immer mehr darüber auf, wie sehr er sich davor fürchtete, Curt womöglich zu verärgern. Es war einfach lächerlich, daß Partner, die auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten, so eine Angst vor der Reaktion des anderen hatten. Das einzige, womit sich seine Nervosität erklären ließ, war, daß er Curt zunehmend durchschaute: Der Mann hegte gegen Slawen die gleichen Vorurteile wie gegen alle möglichen anderen Volksgruppen.

Nachdem er den Brooklyn-Battery-Tunnel passiert hatte, landete er im unteren Teil von Manhattan. Er vergewisserte sich, daß sein Off-Duty-Schild angeschaltet war, und fuhr auf der West Street bis zur Kreuzung Chambers Street in Richtung Norden, um sich von dort zur Duane Street durchzuschlängeln.

Schließlich näherte er sich der Feuerwache und drosselte sein Tempo. Er schwankte, ob er sich einen Parkplatz su-

chen sollte oder nicht. Als er vier Feuerwehrleute sah, die sich direkt vor der Einfahrt einen Tisch auf den Bürgersteig gestellt hatten und Karten spielten, beschloß er, im Wagen zu bleiben. Die riesigen Tore der Feuerwache waren hochgezogen, um die herrlichen Strahlen der Herbstsonne auf den Hof zu lassen. Von den Feuerwehrautos und den Leiterwagen sah Yuri nur die strahlend roten Frontansichten.

Er bog auf die Rampe, setzte zurück und fuhr parallel vor das Gebäude. Die Männer am Tisch sahen von ihrem Kartenspiel auf.

Yuri kurbelte die Scheibe herunter und beugte sich aus dem Fenster.

»Entschuldigen Sie bitte!« rief er den Männern zu.
»Ich suche Lieutenant Rogers.«

»Lieutenant!« brüllte einer der Männer über die Schulter nach hinten. »Sie haben Besuch!«

Kurz darauf erschien Curt. Er hielt sich die Hand vor die Augen, um in der grellen Sonne etwas erkennen zu können. Auf dem Hof war es erheblich dunkler. Er machte ein neugieriges Gesicht – bis er Yuri entdeckte. Seine Miene verfinsterte sich schlagartig. Es war nicht zu übersehen, daß er seine Wut kaum im Zaum halten konnte.

»Was, zum Teufel, hast du hier zu suchen?« giftete er ihn an. Er bemühte sich mit aller Kraft, nicht laut zu werden.

»Wir stecken in der Klemme«, entgegnete Yuri ebenso aggressiv und reichte seinem Kompagnon eine von Dr. Stapletons Visitenkarten.

Curt nahm die Karte entgegen und sah sich nervös nach seinen Karten spielenden Kollegen um.

»Was soll ich damit?« fragte er.

»Kannst du nicht lesen?« schoß Yuri zurück. »Auf der Karte steht, warum wir in der Bredouille sind.«

Curt warf einen Blick auf die Visitenkarte und sah dann wieder Yuri an. Er wirkte jetzt nicht mehr ganz so wütend, sondern eher verwirrt.

»Operation Wolverine ist in Gefahr!« beschwor Yuri ihn. »Wir müssen sofort eine Lagebesprechung arrangieren.«

Curt fuhr sich nervös mit der Hand durch sein kurzes blondes Haar. Dann sah er sich erneut nach den Kollegen um, die sich voll auf ihr Spiel konzentrierten.

»Okay«, grollte Curt. »Wehe, du hast keinen triftigen Grund, hier aufzukreuzen! Um die Ecke ist eine Kneipe. Sie heißt Pete's. Steve und ich kommen, sobald wir können.«

»Ich warte auf euch«, zischte Yuri und gab Gas. Er war stinksauer. Im Rückspiegel sah er, wie Curt den Kartenspielern kurz ins Blatt sah und dann zurück in die Feuerwache ging.

Die Kneipe war dunkel und verqualmt, stank nach abgestandenem Bier und ranzigem Fett. Die Speisenauswahl beschränkte sich auf Hamburger, Pommes frites und Tagessuppe. Im Hintergrund lief leise Countrymusik. Hin und wieder ertönte ein Refrain über sitzengelassene Mädchen und verpaßte Gelegenheiten. Eine Gruppe von Männern saß beim Mittagessen, vor ihnen standen gefüllte Bierkrüge. Yuri quetschte sich an der langen, schmalen Theke vorbei und fand schließlich weit hinten, in der Nähe der Toiletten, eine freie Nische, in der er sich niederließ und sich einen Wodka und einen Hamburger bestellte. Er mußte nicht lange auf Curt und Steve warten. Sie kamen in dem Moment, in dem der Kellner das Essen servierte.

Ohne ein Grußwort quetschten die beiden Feuerwehrmänner sich ebenfalls in die Nische und ließen sich gegenüber von Yuri nieder. Die Atmosphäre war zum Bersten gespannt. Während der Kellner den Hamburger servierte und eine Serviette auf den Tisch legte, sagte niemand ein Wort. Als er Curt und Steve erwartungsvoll ansah, bestellten sie jeder ein Bier. Kaum war der Kellner verschwunden, schleuderte Curt die Visitenkarte angriffslustig über den Tisch. Sie blieb vor Yuris Teller liegen. »Rede!« forderte Curt ihn auf. »Hoffentlich hast du uns etwas mitzuteilen, das von Belang ist.«

Yuri biß in seinen Hamburger und kaute. Dabei musterte er seine Freunde. Er wußte, daß er sie provozierte, indem er sie warten ließ; aber das war ihm inzwischen egal. Im Grunde freute es ihn sogar.

»Verdammt!« fluchte Curt. »Wir können nicht den ganzen Tag warten, bis du endlich das Maul aufmachst.«

Yuri schluckte und spülte mit einem kräftigen Schluck Wodka nach. Dann leckte er sich über die Innenseiten seiner Lippen, nahm die Visitenkarte und warf sie zurück auf die andere Tischseite.

»Dieser Dr. Stapleton ist der Gerichtsmediziner, von dem ich euch erzählt habe. Der, dem ich im Büro der Corinthian Rug Company in die Arme gelaufen bin.«

»Na und?« entgegnete Curt spöttisch. »Das ist zwei Tage her.«

»Gestern ist dieser Dr. Stapleton im Bestattungsinstitut Strickland aufgekreuzt«, fuhr Yuri fort. »Und zwar zusammen mit Connies Bruder.«

»Davon hast du uns ja gar nichts erzählt.«

»Ich habe es nicht für wichtig gehalten«, erklärte Yuri. »Zumindest gestern noch nicht.«

»Und heute doch?«

»Ohne jeden Zweifel«, betonte Yuri und genehmigte sich einen weiteren Schluck Wodka. Curt und Steve bekamen ihre Biere. Yuri wartete, bis der Kellner wieder

verschwunden war. »Heute stand Dr. Stapleton auf einmal bei mir vor der Haustür.«

»Was wollte er?« fragte Curt. Er klang jetzt nicht mehr wütend und herablassend, sondern ernsthaft besorgt.

»Er wollte mich darauf aufmerksam machen, daß ich in Gefahr bin«, berichtete Yuri. »Offenbar hat er die richtige Diagnose gestellt und ist im Bilde, daß Connie an Botulismus gestorben ist.«

»Auch das noch!« fluchte Curt.

»Wie, zum Teufel, hat er das herausgefunden?« wollte Steve wissen. »Du hast uns doch gesagt, daß das absolut ausgeschlossen ist.«

»Keine Ahnung, wie er darauf gekommen ist, die Proben ausgerechnet auf Botulinustoxin zu testen«, entgegnete Yuri. »Daß er Connies Leichnam Flüssigkeit entnommen hat, wußte ich bereits.«

»Was hast du ihm gesagt?« fragte Curt.

»Er wußte gar nicht, mit wem er es zu tun hatte«, berichtete Yuri. »Als wir uns vor meinem Haus auf der Straße begegnet sind, hatte ich den Bart angeklebt. Keine Ahnung, ob Dr. Stapleton mich ohne Bart erkannt hätte; immerhin haben wir am Montag ja nur ein paar Minuten miteinander geredet. Wie dem auch sei – ich habe ihm erzählt, daß ich Yegor heiße, und das hat er mir auch ab-

genommen. Ich habe ihm angeboten, Yuri Davydov eine Nachricht zu übermitteln, aber dieser Dr. Stapleton wollte nicht recht mit der Sprache herausrücken. Er hat lediglich erwähnt, daß Yuri Davydov in Gefahr sei.«

»Aber du meinst, daß er Botulismus als Todesursache vermutet?« hakte Curt nach.

»Eindeutig«, stellte Yuri klar.

»Glaubst du, er kommt noch mal wieder?« fragte Curt.

»Vor heute abend wahrscheinlich nicht. Ich habe ihm erzählt, daß Yuri Davydov Taxifahrer ist und erst zwischen neun und zehn Uhr abends nach Hause kommt.«

Curt sah Steve an. »Das gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Mir auch nicht«, pflichtete Steve ihm bei.

»Meint ihr, mir gefällt das?« fragte Yuri. »Aber es kommt noch schlimmer: Dieser Dr. Stapleton ist um mein Haus herumgegangen. Bei seiner Schnüffelei hat er mit Sicherheit den Abzug meines Labors entdeckt, und den Ventilator dürfte er auch gehört haben. Vielleicht hat er sogar den Pestizid-Verstäuber gesehen.«

»Ach, du meine Güte!« entfuhr es Curt.

»Er muß verschwinden«, konstatierte Yuri. »Genau wie Connie. Die People's Aryan Army sollte ihn beseitigen, am besten noch heute nachmittag.«

Curt nickte. Dann sah er Steve an. »Was meinst du?«

»Ich glaube, Yuri hat recht«, schloß dieser sich an.
»Wenn wir nichts unternehmen, vermasselt der Kerl uns Operation Wolverine im Alleingang.«

»Aber wie sollen wir ihn beseitigen?« fragte Curt.

»Seine Dienstadresse steht auf der Karte«, warf Yuri ein. »Wie er mir beziehungsweise Yegor mitgeteilt hat, arbeitet er dort bis achtzehn Uhr. Auf der Rückseite hat er seine private Telefonnummer notiert. Außerdem glaube ich, daß er mit dem Fahrrad nach Brighton Beach rausgefahren ist. Das sollte der PAA doch wohl an Informationen genügen.«

»Willst du damit sagen, dieser Gerichtsmediziner macht die Stadt mit dem Fahrrad unsicher?« fragte Curt.

»Es sieht ganz so aus«, erwiderte Yuri.

»Dann können wir ihm doch einfach folgen, wenn er Feierabend macht«, schlug Steve vor. »Und sobald sich eine günstige Gelegenheit ergibt, pusten wir ihn um.«

Curt nickte und dachte nach. »Aber wie erkennen wir ihn?« Steve zeigte auf Yuri. »Er muß mitkommen und uns diesen Dr. Stapleton zeigen.«

»Kannst du um siebzehn Uhr wieder dasein?« fragte Curt. »Wo genau?« fragte Yuri. »Auf der Feuerwache soll ich mich ja nicht blicken lassen.«

»Wir treffen uns in dieser Kneipe«, legte Curt fest.

»Okay«, versprach Yuri.

»Damit ist der Fall erledigt«, faßte Curt zusammen. »Ich erteile der PAA den Befehl, Dr. Jack Stapleton auszulöschen.« Dann sah er Steve an. »Das heißt, daß du sofort nach Bensonhurst aufbrechen und die Truppe zusammentrommeln mußt. Außerdem halte ich es für sinnvoll, für die Aktion einen Transporter zu organisieren.«

»Kein Problem«, entgegnete Steve.

»Wir brauchen jede Menge Feuerkraft«, stellte Curt klar. »Der Angriff muß schnell über die Bühne gehen, und der Mann muß auf der Stelle tot sein. Wir sollten auf keinen Fall nur einmal auf ihn schießen. Am Ende überlebt er noch!«

»Ganz meine Meinung«, stimmte Steve zu.

»Okay, das war's dann wohl erst mal«, entschied Curt. Er trank sein Bier aus und machte Anstalten, die Nische zu verlassen.

»Eine Sache muß ich noch mit euch besprechen«, hielt Yuri ihn zurück.

Curt hielt inne.

»Ich will Operation Wolverine auf morgen vorverlegen. Also auf Donnerstag.«

»Morgen!« wiederholte Curt ungläubig. »Ich dachte, du könntest mit Ach und Krach gerade mal bis Freitag genug von dem Anthraxpulver produzieren.«

»Ich habe fast die ganze Nacht und den ganzen Vormittag im Labor durchgearbeitet«, entgegnete Yuri. »Der zweite Fermenter funktioniert hervorragend. Deshalb liegen wir gut im Rennen. Bis heute abend haben wir für beide Anschläge mehr als genug.«

»Ich wüßte nicht, was dagegen sprechen sollte«, überlegte Curt laut. »Ob wir die Operation Donnerstag oder Freitag durchziehen, ist eigentlich egal.« Er sah Steve an.

»Das sehe ich genauso«, sagte er. »Unsere Fluchtroute steht zum Glück. Das wäre sonst das einzige Hindernis.«

»Meiner Meinung nach haben wir keine andere Wahl«, wiederholte Yuri. »Wir müssen die Operation schon aus Sicherheitsgründen auf Donnerstag vorverlegen. Selbst wenn wir diesen Dr. Stapleton erledigen – wer weiß, mit wie vielen Leuten er über die Sache geredet hat? Noch einmal vierundzwanzig Stunden zu warten wäre viel zu riskant.«

Curt lachte stillvergnügt in sich hinein. »Ich glaube, du hast recht.«

»Natürlich habe ich recht«, sagte Yuri im Brustton der Überzeugung. »Wenn Operation Wolverine ein Erfolg werden soll – was wir ja alle wollen –, müßt ihr auf meinen Vorschlag eingehen.«

»Okay«, entgegnete Curt. »Um wieviel Uhr sollen wir heute abend vorbeikommen und die Päckchen abholen?«

»Am besten nicht so früh«, erwiderte Yuri. »Ich will das Pulver schließlich gut verpacken. Dafür brauche ich ein bißchen Zeit. Sagen wir gegen dreiundzwanzig Uhr.«

»Wunderbar«, akzeptierte Curt. »Wir sind pünktlich.« Er quetschte sich aus der Nische. Steve folgte ihm. Yuri blieb sitzen.

»Ich esse noch zu Ende«, erklärte er.

»Dann bis siebzehn Uhr«, sagte Curt und salutierte halbherzig, bevor er Steve nach draußen folgte.

Yuri sah den beiden nach. Er empfand ihr soldatenhaftes Getue als ziemlich krankhaft und schämte sich, mit ihnen in Verbindung gebracht zu werden. Trotzdem fühlte er sich nach der kurzen Lagebesprechung so gut wie den ganzen Tag noch nicht. Selbst wenn sie ein paar Probleme bewältigen mußten – am Ende schien doch wieder alles ins rechte Gleis zu kommen. Während er seinen Hamburger verspeiste, überlegte er, ob er auf dem Rückweg bei seinem Reisebüro anhalten sollte, um seinen Flug von Newark nach Moskau für Donnerstagabend zu buchen. Doch dann beschloß er, die Reservierung lieber telefonisch vorzunehmen. Er wollte nicht zuviel Zeit verlieren. Schließlich hatte er bis dreiundzwanzig Uhr noch alle Hände voll zu tun.

18. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 14.15 Uhr

Jack rollte im Leerlauf die Laderampe des Gerichtsmedizinischen Instituts hinauf, bremste und stieg ab. Nach seinem Endspurt war er ziemlich aus der Puste. Er hatte ab der Houston Street die gesamte First Avenue hinauf mit dem rollenden Autoverkehr Schritt gehalten und es so geschafft, alle Ampeln bei Grün zu erwischen und nicht ein einziges Mal anhalten zu müssen.

Er nahm sein Fahrrad auf die Schulter, stieg die Treppe zur Plattform hinauf und betrat das Gebäude. Auch wenn er sein eigentliches Ziel nicht erreicht hatte, hatte sich der Ausflug nach Brighton Beach auf jeden Fall gelohnt. Ruhigen Gewissens konnte er von sich behaupten, daß er keine Mühe gescheut hatte, Yuri Davydov zu warnen. Alles weitere lag in den Händen des Gesundheitsamtes und der phlegmatischen Bürokraten beziehungsweise bei Mr. Davydov selbst.

Er betrat sein Büro und hängte seinen Mantel hinter der Tür auf. Auf Chets Schreibtisch stand inmitten eines Wusts von Papieren ein angeschaltetes Mikroskop, was darauf hindeutete, daß sein Kollege an irgend etwas ar-

beitete. Im Augenblick war er allerdings nirgends zu sehen. Vermutlich war er kurz in den ersten Stock zu den Verkaufsautomaten hinuntergehuscht. Chet liebte es, nachmittags zu naschen.

Bevor er sich an seinem Schreibtisch niederließ, ging Jack noch einmal hinaus auf den Flur. Er spürte das dringende Bedürfnis, Laurie endlich von der überraschenden Botulismus-Diagnose zu berichten und ihr für den Tip zu danken. Leider war ihre Bürotür geschlossen. Er stutzte. Normalerweise pflegten Laurie und ihre Kollegen sich nicht mitten am Nachmittag abzuschotten. Mit einem Schulterzucken machte er kehrt.

Gerade war er ein paar Schritte gegangen, als er eine wütende Männerstimme vernahm. Er konnte zwar nicht verstehen, was der Mann sagte, doch die laute Auseinandersetzung schien sich hinter Lauries geschlossener Bürotür abzuspielen. Jack zögerte. Ein paar Sekunden später hörte er die Stimme erneut, diesmal begleitet von einem Krachen, das so klang, als hätte jemand mit der Faust auf einen Metalltisch oder einen Aktenschrank gehauen.

Besorgt ging er zurück zu Lauries Tür und hob die Hand, um zu klopfen. Doch dann zögerte er. Er wollte nicht stören; schließlich mußte es einen Grund dafür geben, daß die Tür geschlossen war. Als er die Männerstimme laut fluchen hörte und ein weiteres Krachen ver-

nahm, auf das ein flehendes »Bitte!« von Laurie folgte, änderte er seine Meinung.

Eher instinktiv als geplant pochte er gegen die Tür und riß sie im gleichen Augenblick auf. Laurie stand neben dem Aktenschrank an der Wand. Sie wirkte zwar nicht wie ein Opferlamm, doch ihr Gesichtsausdruck spiegelte eine Mischung aus Angst und Empörung wider. Vor ihr hatte sich Paul Sutherland aufgebaut. Er trug einen dunklen Anzug. Sein sonnengebräuntes Gesicht war gerötet, und sein rechter Zeigefinger fuchtelte in etwa fünfzehn Zentimetern Entfernung vor Lauries Nase herum. Jack hatte ihn offenbar so erschreckt, daß er wie angewurzelt stehenblieb. »Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte Jack.

»Und wie Sie stören!« fuhr Paul ihn an. Er hatte sich blitzschnell wieder gefaßt. »Was meinen Sie, warum wir wohl die Tür zugemacht haben?« Er drehte sich zu Jack um und stemmte provozierend die Fäuste in die Hüften.

»Das tut mir furchtbar leid«, entgegnete Jack und beugte sich zur Seite, um an Pauls kraftstrotzender Statur vorbei Blickkontakt mit Laurie aufnehmen zu können. »Meinst du auch, daß ich störe, Laurie?«

»Auf keinen Fall«, gab sie Bescheid. »Unser Gespräch war gerade dabei zu entgleisen – falls man dieses Gebrüll überhaupt als Gespräch bezeichnen kann.«

»Raus!« fuhr Paul Jack an. »Laurie und ich tragen diese Sache alleine aus, und zwar hier und jetzt.«

»Dies ist weder der rechte Zeitpunkt noch der rechte Ort für ein klärendes Gespräch«, widersprach Laurie. »Das habe ich dir schon mehrfach klarzumachen versucht.«

»Sieht nach einer kleinen Meinungsverschiedenheit aus«, warf Jack locker ein. »Ich stelle mich gern als Schlichter zur Verfügung.«

»Ich warne Sie!« schnauzte Paul. Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen, und er machte einen bedrohlichen Schritt auf Jack zu.

»Paul, bitte!« mahnte Laurie. »Ich glaube, du solltest jetzt lieber gehen!«

Mr. Sutherland ließ Jack nicht aus den Augen. »Raus mit Ihnen!« fuhr er ihn nochmals an.

»Sie müssen sich nicht wiederholen«, stellte Jack gelassen klar. »Aber Sie sollten bedenken, daß wir uns im Büro von Dr. Montgomery befinden, und hier hat allein sie zu bestimmen, wo es langgeht. Ich glaube, Sie verabschieden sich jetzt besser, es sei denn, Sie möchten die Angelegenheit mit Sergeant Murphy besprechen.«

Jacks belehrende Worte brachten bei Paul das Faß zum Überlaufen. Er machte einen Satz nach vorn und versuchte, Jack einen Haken zu verpassen. Doch Jack sah die wütende Reaktion seines Kontrahenten voraus und

wich dem Schlag geschickt aus. Dann nutzte er blitzschnell den Augenblick, in dem Paul vorübergehend das Gleichgewicht verlor, packte ihn am Seidenanzug und zerrte ihn durch die offenstehende Tür hinaus auf den Flur. Während der Aktion zerriß das gute Stück.

Paul fand schnell wieder Halt. Er ging leicht in die Hocke und hob die Fäuste auf Kopfhöhe, um Jack den Eindruck zu vermitteln, daß er etwas vom Boxen verstand. Wohl wissend, daß er in dieser Sportart nicht mithalten konnte, überlegte Jack, ob er weglaufen oder seinen Gegner in den Schwitzkasten nehmen sollte. Zum Glück mußte er keine Entscheidung treffen. Auf einmal ertönte vom Ende des Flurs ein Schrei, und Chet kam mit einer aufgerissenen Chipstüte und einer Dose Popcorn auf sie zugerannt.

In Anbetracht der überwältigenden gegnerischen Übermacht gab Paul seine Drohhaltung auf. Er streckte sich, inspizierte wütend gestikulierend sein elegantes Jackett und stellte dessen peinlichen Zustand fest.

»Tut mir leid«, sagte Jack, als er den Riß sah. »Zum Glück ist es nur eine Naht.«

»Was, zum Teufel, ist hier eigentlich los?« polterte Chet dazwischen.

»Paul und ich hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit«, erklärte Jack. »Aber dank deines Erscheinens ist die Sache jetzt wohl aus der Welt geschafft.«

Ähnlich wie er zuvor Laurie gedroht hatte, drohte Paul jetzt Jack mit dem aufgerichteten Zeigefinger. »Sie werden noch von mir hören!« versprach er. »Verlassen Sie sich darauf!«

»Ich freue mich schon«, entgegnete Jack.

»Warum gehst du nicht einfach, Paul?« schlug Laurie vor. »Wenn du nicht festgenommen werden willst, solltest du auf mich hören! Ich habe den Sicherheitsdienst alarmiert.«

Paul rückte seine Krawatte zurecht und steckte das dazu passende Tuch zurück in die Brusttasche. Währenddessen ließ er Jack nicht aus den Augen. »Wir sprechen uns noch!« giftete er erneut los. An Laurie gewandt, fügte er genauso haßerfüllt hinzu: »Und wir unterhalten uns nachher!« Mit diesen Worten marschierte er erhobenen Kopfes in Richtung Fahrstuhl.

Laurie, Jack und Chet sahen ihm hinterher.

»Was geht hier eigentlich vor?« erkundigte sich Chet.

Weder Laurie noch Jack antworteten.

»Hast du wirklich den Sicherheitsdienst alarmiert?« wollte Jack wissen.

»Nein«, erwiderte Laurie. »Ich war drauf und dran, aber dann kam ja unser guter Chet zu Hilfe.«

»Danke, Chet«, sagte Jack. »Du bist genau im passenden Moment aufgetaucht.«

»Keine Ursache«, entgegnete Chet. »Möchtet ihr ein paar Chips?« Er hielt seinen beiden Kollegen die Tüte hin, doch sie verneinten kopfschüttelnd.

»Willst du jetzt vielleicht mit mir reden?« wandte sich Jack an Laurie.

Laurie nickte. »Ja.«

»Chet, alter Freund«, sagte Jack zu seinem Kollegen und klopfte ihm auf die Schulter. »Danke für deine Kavalliersdienste. Wir sehen uns gleich in der Muffbude.« Dieses Wort verwendeten sie häufig, wenn sie unter sich waren und über das Büro sprachen.

»Okay«, entgegnete Chet. »Ich merke schon, daß ich störe.« Er zog, fröhlich vor sich hin mampfend, von dannen.

Laurie führte Jack in ihr Büro und schloß die Tür. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, dich einen Augenblick bei mir einsperren zu lassen.«

»Ich könnte mir durchaus Schlimmeres vorstellen«, entgegnete Jack.

Dann fiel sie ihm ganz spontan dankbar um den Hals. Jack erwiderte die Geste und legte seine Arme um sie.

»Danke«, brachte sie nach einer vollen Minute des Schweigens hervor. »Du warst mir schon wieder ein richtiger Freund.« Sie ließ ihn los. Jack grinste ein wenig verlegen und setzte sich. Laurie kramte ein Taschentuch

aus der Schublade hervor und betupfte sich die Augen. Dann schüttelte sie den Kopf. »Ich hasse es, wenn ich anfangen zu heulen.«

»Nach so einer üblen Szene darfst du ruhig ein paar Tränen vergießen.«

Laurie schüttelte fassungslos den Kopf. »Ich kann es einfach nicht glauben. Ich bin fix und fertig. Vor drei Tagen herrschte zwischen Paul und mir noch eitel Sonnenschein.«

»Und was ist dann passiert?« fragte Jack und stützte sich auf Lauries Schreibtisch.

»Ich habe gestern abend beim Essen versucht, mit ihm über die Dinge zu reden, die Lou und du mir über ihn erzählt habt«, erwiderte Laurie. »Aber es hat nicht funktioniert. Wir haben uns sofort gestritten.«

»Das ist kein gutes Zeichen«, stellte Jack fest.

»Meinst du, das wüßte ich nicht?« entgegnete Laurie und betupfte sich erneut die Augen. »Ich habe irgendwie das Gefühl, daß er etwas verbirgt. Nach seinem heutigen Auftritt bin ich sogar noch mehr davon überzeugt. Ich hätte ihn gar nicht erst reinlassen sollen; aber er hat mich von unten angerufen und behauptet, er wolle sich entschuldigen. Eine tolle Entschuldigung!«

»Wie meinst du das?« fragte Jack. »Was sollte er denn verbergen?«

»Ich bin mir nicht sicher«, gestand Laurie. »Aber ich könnte mir vorstellen, daß er illegal bulgarische Sturmgewehre verkauft. AK-47er.«

Jack stieß einen Pfiff aus. »Das wäre natürlich ein absoluter Hammer!«

»Kann man wohl sagen«, pflichtete Laurie ihm bei und schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich könnte ich sogar irgendwie damit klarkommen, daß er als Waffenhändler arbeitet – allerdings nur, wenn absolut klar wäre, daß er die Waffen für einen legitimen Zweck verkauft, etwa zur Verteidigung unseres Landes. Daß er vor Jahren mal wegen Kokainbesitzes mit dem Gesetz in Konflikt geraten ist, könnte ich ihm ohne weiteres verzeihen. Aber ich werde nie und nimmer tolerieren, daß jemand illegale Kalaschnikows oder was auch immer für Waffen an Privatleute verkauft – womöglich auch noch an Kinder. Brad Cassidy, der Skinhead, den ich am Montag obduziert habe, hat übrigens auch mit diesen bulgarischen Gewehren gehandelt. Er war eine Art Mittelsmann.«

»Was für ein Zufall!« staunte Jack.

»Du kennst ja meine Meinung zum Thema Waffenbesitz«, fügte Laurie hinzu.

»In der Tat«, entgegnete Jack. »Und was willst du jetzt tun?«

»Weiß ich auch noch nicht so genau.« Laurie seufzte. »Höchstwahrscheinlich lasse ich die Geschichte mit Paul erst mal ein bißchen ruhen und versuche in einer Woche, noch einmal mit ihm zu reden. In der Zwischenzeit werde ich mich in meine Arbeit stürzen, wie ich ja heute morgen schon sagte. Das lenkt mich von meinem katastrophalen Privatleben ab.«

»Hoffentlich läßt er dich in Ruhe«, gab Jack zu bedenken. »Ich könnte mir gut vorstellen, daß er zu der hartnäckigen Sorte gehört.«

»Da magst du recht haben«, entgegnete Laurie. »Jetzt fällt mir etwas ein. Ich möchte dich um einen Gefallen bitten.«

»Schieß los! Was kann ich für dich tun?«

»Ich habe weder heute noch morgen abend Lust, allein zu Hause zu hocken. Viel lieber würde ich mit Freunden weggehen. Meinst du, das Angebot steht noch, daß wir zusammen mit Chet und Colleen die Monet-Ausstellung besichtigen, von der Chet gestern gesprochen hat?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Jack. »Ich müßte Chet fragen. Lust hätte ich jedenfalls auch.«

»Schön«, freute sich Laurie. »Was hältst du davon, wenn ich dich und Lou heute abend zum Essen einlade? Ich glaube, das bin ich euch schuldig, nachdem ich euch so mies behandelt habe.«

»Du schuldest niemandem etwas«, stellte Jack klar.
»Ob Lou Zeit hat, weiß ich nicht; aber ich würde sehr gerne heute abend mit dir ausgehen. Dann kann ich dir endlich die Geschichte erzählen, wegen der ich eben bei dir aufgekreuzt bin.«

»Da bin ich aber neugierig! Worum geht es denn?«

»Du hast im Fall Connie Davydov den richtigen Riecher gehabt«, berichtete Jack. »Sie ist an einer Botulinustoxin-Vergiftung gestorben.«

»Das gibt's doch gar nicht!« rief Laurie aus. Über ihr vor Aufregung gerötetes Gesicht huschte ein Lächeln.

»Mein Ehrenwort!« versicherte Jack. »Peter hat die Diagnose heute morgen gestellt.«

»Allmächtiger!« entfuhr es Laurie. »Und? Was hast du unternommen? Hast du Randolph Sanders angerufen?«

»Ich erzähle dir die Geschichte am besten heute abend in aller Ausführlichkeit«, tröstete Jack sie und stand auf. »Wann und wo treffen wir uns?«

»Ist acht Uhr okay?«

»Von mir aus gern«, erwiderte Jack. »Und wo?«

»Was hältst du von Lous Lieblingsitaliener in Little Italy?« schlug Laurie vor. »Da bin ich schon seit einer Ewigkeit nicht mehr gewesen.«

»Weißt du, wie der Laden heißt?«

»Das Restaurant hat keinen Namen«, erklärte Laurie.

»Okay, und wie lautet die Adresse?«

»Schwer zu sagen.«

»Na super!« stellte Jack fest.

»Wie wäre es, wenn du mich abholst?« schlug Laurie vor. »Meine Wohnung liegt sowieso auf dem Weg. Ich finde das Restaurant schon. Es ist in einer kleinen Straße, die von der Mulberry Street abgeht. Aber komm nicht mit dem Fahrrad! Nimm dir ein Taxi!«

Nachdem Jack ihr halbherzig versprochen hatte, am Abend nicht mit dem Fahrrad bei ihr vorzufahren, ging er zurück in sein Büro. Chet sah von seinem Mikroskop auf.

»Kannst du mir jetzt bitte mal verraten, was eben los war?« fragte Chet.

»Das ist eine komplizierte Geschichte«, begann Jack und ließ sich in seinen Schreibtischstuhl fallen. Nach der Aufregung um Paul Sutherland und der langen Fahrradtour fühlte er sich auf einmal ziemlich matt. »Jedenfalls hat Laurie ihre Meinung in bezug auf morgen abend geändert. Falls du und Colleen also Gesellschaft haben wollt – wir begleiten euch gern.«

»Klasse!« rief Chet und griff zum Telefon. »Ich rufe sofort Colleen an und frage sie, ob sie noch zwei Tickets besorgen kann.«

»Einen Augenblick«, bat Jack. »Hast du inzwischen einen der Veterinär-Epidemiologen erreicht?«

»Ja«, erwiderte Chet. »Ich habe mit einem gewissen Dr. Clark Simsarian gesprochen, dem Leiter meiner gestrigen Arbeitsgruppe. Ich habe ihn gefragt, ob denn inzwischen bekannt ist, woran die Ratten verendet sind, aber sie konnten immer noch keine genaue Diagnose stellen. Weitere Ratten mit Anthraxgeschwüren sollen jedenfalls nicht aufgetaucht sein.«

»Ich habe einen Tip für die Veterinäre«, sagte Jack. »Ruf Dr. Simsarian am besten sofort noch mal an und schlag ihm vor, die Proben auf Botulinustoxin zu testen.«

»Botulinustoxin?« fragte Chet ungläubig. »Ist daran etwa Connie Davydov gestorben?«

»Sieht ganz danach aus«, erwiderte Jack. »Peter Letterman hat das Toxin in sämtlichen Proben entdeckt.«

»Glaubst du immer noch, das Massensterben der Ratten und der Tod von Connie Davydov haben etwas miteinander zu tun?« fragte Chet.

»Die Vermutung klingt ziemlich weit hergeholt«, gestand Jack. »Aber da die Veterinäre noch im dunklen tappen, können sie es ja ruhig auf einen Versuch ankommen lassen. Ich habe heute mittag in Brighton Beach noch kurz bei einem Tierarzt hereingeschaut, und der hat mir berichtet, daß sogar etliche Katzen auf mysteriöse Weise verendet sind.«

»Ich werde den Tip weitergeben«, versprach Chet. »Was ist mit Randolph Sanders? Hast du ihn auch schon informiert?«

»Na klar«, erwiderte Jack grinsend. »Es hat mir eine Riesenfreude bereitet, ihn zu Kreuze kriechen zu lassen.«

»Ich bin gespannt auf das Nachspiel«, entgegnete Chet und schüttelte den Kopf. »Erst zu entscheiden, daß eine Autopsie nicht notwendig ist, und dann herauszufinden, daß das Opfer an Botulismus gestorben ist, ist für einen Gerichtsmediziner wohl der schlimmste Alptraum, der ihm widerfahren kann.«

»Ich bin auch gespannt«, sagte Jack. »Während du deine Anrufe tätigst, kann ich ja gleich mal nachhören, was aus der Sache geworden ist.«

Er wählte die Nummer der Nebenstelle Brooklyn und bat, mit Dr. Sanders verbunden zu werden. Da er nicht in seinem Büro war, ließ Jack ihn über den Pager anwählen. Während er wartete, telefonierte Chet mit Colleen und erfuhr, daß sie noch Karten besorgen könne. Chet streckte Jack den gereckten Daumen entgegen. Im gleichen Moment meldete sich Dr. Sanders.

»Tut mir leid, daß ich Sie erneut stören muß«, meldete sich Jack in dem gleichen unbeschwerten Tonfall wie bei ihrem Telefonat ein paar Stunden zuvor. »Ich habe mich gerade mit meinem Kollegen Chet über den Fall Davy-

dov unterhalten. Wir wüßten gern, wie die Dinge stehen.«

»Der Fall entpuppt sich zu einem einzigen Alptraum«, klagte Dr. Sanders.

»Zu dem gleichen Schluß sind Chet und ich auch gerade gekommen«, stellte Jack trocken fest und zwinkerte Chet zu, der darauf wartete, daß Dr. Simsarian den Hörer abnahm.

»Mehr Pech kann man kaum haben«, fuhr Dr. Sanders fort. »Nachdem Sie mich heute morgen informiert haben, habe ich umgehend das Bestattungsinstitut Strickland angerufen. Aber dort habe ich leider nichts Gutes erfahren.«

»Das tut mir leid«, entgegnete Jack.

»Die Leiche ist bereits eingeäschert.«

»O je!« stöhnte Jack mit geheucheltem Mitgefühl.

»Mir ist nichts anderes übriggeblieben, als meinen Vorgesetzten Jim Bennett über die dumme Situation in Kenntnis zu setzen.«

»Und was hat er unternommen?«

»Bis jetzt noch gar nichts«, erwiderte Dr. Sanders. »Aber ich weiß, daß er bei Dr. Bingham anrufen will und dann wohl unter den Chefs entschieden wird, wie mit diesem katastrophalen Fall weiter verfahren wird.«

»Ich kann mir gut vorstellen, wie Ihnen die Geschichte an die Nieren geht«, sagte Jack. Obwohl er den Mann

nicht mochte, spürte er plötzlich einen Hauch von Mitgefühl.

»So etwas ist mir noch nie passiert«, stöhnte Dr. Sanders.

»Da kommen Sie schon durch«, versicherte Jack. »In unserem Job kann es eben mal passieren, daß man etwas übersieht. Im Augenblick können Sie wohl nicht mehr allzuviel tun.«

Jack und Chet beendeten ihre Gespräche beinahe gleichzeitig und sahen sich an.

»Du fängst an«, sagte Chet. »Was hast du erfahren?«

»Bisher hat die Geschichte noch kein Nachspiel«, berichtete Jack. »Bingham soll über den Vorfall informiert werden, aber noch weiß er nichts. Das Schlimmste ist, daß die Leiche nicht mehr existiert. Sie wurde bereits eingäschert.« Er hob den Kopf. »So ein Mist! Jetzt fällt mir auch nichts mehr ein, was ich noch tun kann.«

»Du kannst wirklich nichts mehr tun!« warnte Chet. »Laß bloß die Finger von dem Fall! Dr. Simsarian verspricht sich übrigens nicht besonders viel von deinem Vorschlag, aber er läßt den Test trotzdem durchführen.«

»Mehr können wir also nicht machen«, seufzte Jack und hob die Hände.

»Ganz deiner Meinung«, stimmte Chet ihm zu.

Jack nahm seinen Schreibtisch ins Visier. Auf der Mitte der Schreibunterlage stand ein Behälter mit Gewebe-

schnitten, an dem ein Post-it-Aufkleber angebracht war. Die Nachricht stammte von Maureen. Sie hatte vermerkt, daß es sich um die Hautproben von Connie Davydov handele.

Er baute sein Mikroskop auf, legte einen der Gewebeschnitte unter das Objektiv und sah durch die Okulare. Nachdem die Diagnose feststand, daß Connie Davydov an Botulismus gestorben war, erübrigten sich die Schnitte eigentlich. Er hatte ihr das Stück Haut nur deshalb entfernt, weil er sich vergewissern wollte, daß ihr geschwollenes Auge auf eine äußerliche Infektion zurückzuführen war. Was er sah, bestätigte seine Vermutung.

Nun schob er die Gewebeschnitte beiseite und nahm sich die Jefferson-Akte vor. Dr. Washington würde sicher ganz schön staunen, wenn er den Fall einen Tag vor Ablauf der Frist abgeschlossen hatte. Während er arbeitete, freute er sich auf das bevorstehende Dinner mit Laurie und Lou und eine appetitanregende Runde Basketball mit seinen Kumpels.

19. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 17.05 Uhr

»Bis morgen!« rief Bob King, als er nach dem Schichtwechsel zusammen mit Curt die Feuerwache verließ.

Curt winkte zum Abschied, wobei er mit seiner Geste eine gewisse Mißbilligung zum Ausdruck brachte. Nachdem sie das Gebäude verlassen hatten, trennten sich auf der Duane Street ihre Wege. »Nach dem morgigen Vormittag muß ich dich zum Glück nie wiedersehen«, murmelte er leise zu sich selbst.

Je weiter der Nachmittag fortgeschritten war, desto mehr war Curt wegen der unmittelbar bevorstehenden Realisierung von Operation Wolverine aus dem Häuschen geraten. Endlich würden sich seine Bemühungen und die langfristige Planung auszahlen; der Countdown war eingeleitet, in weniger als vierundzwanzig Stunden würde die gigantische Operation in Gang gesetzt. Das einzig verbliebene Hindernis war Jack Stapleton, doch dieses Hindernis würde innerhalb der nächsten Stunde beseitigt werden.

Curt warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz nach fünf; er ging davon aus, daß alle, die den bevorstehenden Auftrag ausführen würden, bereits in Petes Kneipe ver-

sammelt waren. Steve hatte am Nachmittag nichts von sich hören lassen – ein sicherer Hinweis, daß alles nach Plan lief.

Als Curt um die Ecke bog, fiel ihm ein schmuckloser dunkelblauer Lieferwagen auf, der in der Ladezone vor der Kneipe parkte. Auf der Fahrertür prangte der Name eines Klempners aus Brooklyn. Curt grinste. Es mußte der von ihm angeforderte Wagen sein, daran zweifelte er keine Sekunde.

Die Kneipe war fast leer. Anstelle der wehleidigen Countrymusik, die ein paar Stunden zuvor im Hintergrund gedudelt hatte, dröhnte jetzt der harte Sound einer Gruppe namens Armageddon aus den Boxen. Curt mußte erneut grinsen. Wie passend, daß seine Leute ausgerechnet diese Musik gewählt hatten.

Carl Ryerson hatte sich vor einer der riesigen, auf einem Tisch stehenden Boxen niedergelassen. Mit seinem schiefen Grinsen und dem Hakenkreuz auf der Stirn umgab ihn eine satanische Aura, die durch die verqualmte Luft und das schummerige Licht in der Kneipe noch verstärkt wurde.

»Starke Musik, Captain, findest du nicht?« fragte Carl, dem Curts zufriedenes Grinsen nicht entgangen war.

Curt mochte es, wenn seine Truppe ihn mit ›Captain‹ ansprach. Der Titel klang respektvoll und förderte die

Disziplin. Er quetschte sich in die Nische und musterte seine Mannschaft. Carl saß ihm direkt gegenüber. Neben ihm saß der rothaarige Kevin Smith. Außerdem waren der etwas zu klein geratene Carl Ebersol und Mike Compisano gekommen. Steve saß rechts neben ihm. Bis auf Curt, der immer noch seine Feuerwehruniform trug, hatten alle T-Shirts an und stellten ihre Tattoos zur Schau. Der Tisch war mit Bierflaschen übersät.

»Sauft nicht so viel!« ermahnte Curt die Skinheads.

»Was sollen wir denn sonst tun, wenn wir in einer Kneipe hocken?« konterte Kevin. »Schließlich warten wir schon eine halbe Stunde.«

»Ich habe mich leider ein bißchen verspätet«, rechtfertigte sich Steve.

»Ist das unser Wagen da draußen?« fragte Curt.

»Ja«, erwiderte Steve. »Den hat Clark uns organisiert.«

»Wie sieht es mit Waffen aus?« wollte Curt wissen.

Steve beugte sich ein wenig vor und flüsterte: »Wir haben im Wagen drei Kalaschnikows und zwei Glocks deponiert. Das müßte mehr als genug sein. Wenn dieser Kerl mit dem Fahrrad unterwegs ist, müssen wir ihn doch einfach nur überfahren.«

»Um auf Nummer Sicher zu gehen, verpassen wir ihm zusätzlich noch ein paar Kugeln«, ordnete Curt an.

»Dafür sind wir bestens gerüstet«, versicherte Steve.

»Wo ist Yuri?« fragte Curt. Ihm wurde erst jetzt bewußt, daß ihr russischer Kompagnon noch fehlte.

»Keine Ahnung«, erwiderte Steve. »Vielleicht steckt er im Stau.«

Curt sah auf die Uhr. »Haben wir dem Mistkerl nicht gesagt, daß er um Punkt fünf hier zu sein hat?«

»Was hältst du davon, schon mal den morgigen Vormittag zu planen?« schlug Steve vor. »Mike weiß bereits, daß wir ihn für einen schnellen Auftrag brauchen.« Mike fuhr am wenigsten auf das typische Skinhead-Outfit ab und war am empfänglichsten für Curts ständiges Drängen, sich nicht so auffällig zurechtzustylen und zu kleiden. Sein blondes Haar war inzwischen ein wenig gewachsen, so daß er im Vergleich mit seinen glatzköpfigen Kameraden beinahe als normal durchgehen konnte.

»Gute Idee«, stimmte Curt zu, doch als sie gerade loslegen wollten, kam der Kellner und nahm die Bestellung auf. Curt orderte eine Bud Light.

»Paß auf!« wandte sich Curt an Mike, nachdem er sein Bier bekommen hatte. Er beugte sich nach vorn. »Du wirfst dich morgen richtig in Schale; Jackett und Schlips und all den Krempel. Wir brauchen dich relativ früh, das heißt, du mußt spätestens um viertel nach neun vor dem Jacob Javits Federal Building stehen.«

»Dann muß ich mir ja frei nehmen!« warf Mike ein.

Curt verdrehte die Augen und rief sich in Erinnerung, daß er stets eine gehörige Portion Geduld aufbringen mußte, wenn er mit seinen Truppenmitgliedern sprach. »Mach, was du willst!« winkte er nachsichtig ab. »Wichtig ist nur, daß du um Viertel nach neun da bist. Bei dieser Operation muß alles wie am Schnürchen laufen.«

»Und was soll ich machen?« fragte Mike. »Nur da rumstehen?«

»Nein, du Idiot!« fuhr Curt ihn jetzt doch an. Dann senkte er seine Stimme wieder. »Wir geben dir eine kleine Rauchbombe, die jede Menge Qualm entwickelt. Sie ist etwa so groß wie ein Knallfrosch und wird mit einem Streichholz entzündet. Das Entscheidende ist, daß der Metalldetektor nicht auf sie anspringt, wenn du das Gebäude betrittst.«

»Ich muß in das Gebäude rein?« fragte Mike.

»Jawohl«, erwiderte Curt.

»Aber fragt mich denn niemand, was ich da drinnen zu suchen habe?«

»Nein! Es gehen den ganzen Tag Leute ein und aus.«

Mike runzelte die Stirn.

»Du kannst mir ruhig glauben«, versuchte Curt ihn zu beruhigen. »Solange du auch nur halbwegs anständig aussiehst, wird man dich auf keinen Fall behelligen.«

Selbst wenn du in deinem jetzigen Aufzug aufkreuzen würdest, würde dich wahrscheinlich niemand ansprechen.«

»Okay«, entgegnete Mike. »Und was mache ich mit der Rauchbombe, wenn ich drinnen bin?«

»Du steigst in den Fahrstuhl und fährst hinauf in den zweiten Stock«, erklärte Curt. »Dann steigst du aus und gehst nach rechts. Nach etwa zehn Metern gelangst du zu einer Herrentoilette. Kapiert?«

Mike nickte.

»Du gehst hinein und vergewisserst dich, daß du allein bist.« Mike nickte wieder.

»Eigentlich ist es sogar egal, ob du allein bist oder nicht«, fuhr Curt fort. »Du schließt dich in der letzten Toilettenkabine ein. An der hinteren Wand befindet sich eine Entlüftungsöffnung. Du entfernst die Abdeckung mit einer Münze. Dann zündest du die Bombe, wirfst sie in den Luftschacht und bringst die Abdeckung wieder an.«

»Das ist alles?« fragte Mike.

»Das ist alles«, erwiderte Curt. »Danach verläßt du das Gebäude. Die Bombe wird einen Rauchdetektor im Klimaanlage-System auslösen. Mach dich also auf Feueralarm gefaßt! Du gehst einfach unbeirrt weiter, auch wenn um dich herum leichte Panik ausbrechen sollte. Ein

paar Minuten nach dem Feuersalarm rücken Steve und ich mit unserem Löschwagen an. Falls du uns sehen solltest, tust du so, als ob wir uns nicht kennen. Mehr hast du nicht zu erledigen.«

Mike lachte kurz auf und sah in die Runde. »Das ist ja ein Kinderspiel.«

»Das Kinderspiel ist allerdings von entscheidender Bedeutung«, bleute Curt ihm ein. »Halt dir vor Augen, daß du einen wichtigen Auftrag für die PAA ausführst.«

In diesem Augenblick sah er, wie Yuri die Kneipe betrat. Curt hob die Hand, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Yuri kam an den Tisch. »Wieso kommst du zu spät?« brauste Curt auf.

»Vor dem Battery Tunnel war ein Stau«, verteidigte sich Yuri.

»Hoffentlich hat dieser Dr. Stapleton noch nicht Feierabend gemacht«, drohte Curt. Er stand auf und bezahlte an der Theke sein Bier.

»Okay, raus mit euch!« befahl er seinen Leuten, als er nach ein paar Minuten an den Tisch zurückkehrte. Kevin und Carl wollten ihre halbvollen Bierflaschen mitnehmen, doch Curt machte ihnen einen Strich durch die Rechnung.

Draußen angelangt, bestiegen sie unter lautem Gegröle den Lieferwagen. Immer wenn die Aussicht auf eine rohe

Gewaltaktion bestand, kamen die Skinheads auf Hochtouren. Curt setzte sich ans Steuer und verdonnerte Yuri, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen; er sollte Jack Stapleton identifizieren. Im hinteren Teil des Wagens entstand inmitten der Klempnerwerkzeuge und Rohrleitungen ein Gerangel um die besten Plätze. Am Ende mußte Steve entscheiden, wer sich wo hinzusetzen hatte.

Curt nahm die Worth Street, um nach Westen zu gelangen; er wollte am Jacob Javits Federal Building vorbeifahren und Mike zeigen, durch welchen Eingang er am Morgen das Gebäude betreten sollte. Als alles soweit klar war, bog er in die Bowery ein, fuhr zunächst ein Stück in Richtung Norden und gelangte dann über die Houston Street zur First Avenue.

»Ich habe nicht viel Zeit«, bemerkte Yuri nervös. »Ich zeige euch Jack Stapleton und steige aus. Den Rest könnt ihr ohne mich erledigen.«

Curt sah seinen Beifahrer skeptisch von der Seite an. »Das werden wir sehen. Bei einem Auftrag wie diesem muß alles improvisiert werden.«

»Was soll das heißen?« fragte Yuri. Er klammerte sich mit beiden Händen fest. Curt fuhr extrem aggressiv in dem dichten Verkehr, vor allem jetzt, wo sie in die First Avenue eingebogen waren und in Richtung Norden brausten.

»Das heißt, daß wir je nach Situation spontan entscheiden müssen, wie wir weiter vorgehen«, erklärte Curt. »Wieso hast du es denn so eilig? Ich dachte, du wolltest bei dieser Aktion von Anfang bis Ende dabei sein.«

»Ich habe noch jede Menge zu tun«, druckste Yuri herum. »Schließlich wollt ihr heute abend euren Stoff abholen.«

»Okay«, entgegnete Curt.

Im hinteren Teil des Wagens brach unterdessen ein neuer Streit aus. Diesmal ging es darum, wer sich welche Waffe nehmen durfte. Curt warf einen Blick in den Rückspiegel und war entsetzt. Seine Jungs schlugen sich gerade um eine der Kalaschnikows. »Seid ihr denn vollkommen bescheuert?« brüllte er. »Laßt sofort die Waffen verschwinden! Dreck, gleich halten uns noch die Bullen an!«

Murrend legten sie die Gewehre und Pistolen zurück auf den Boden.

Curt sah, wie Yuri immer wieder nervös nach hinten blickte. »Sie sind ein bißchen aufgeregter«, erklärte er. »Die Jungs lieben solche Aufträge.«

»Ein bißchen aufgeregter nennst du das?« fragte Yuri ungläubig.

»Wie lautete die Adresse noch mal?« wandte sich Curt an Steve.

Steve zog die Visitenkarte aus der Tasche. »First Avenue, Nummer fünfhundertzwanzig«, rief er nach vorn. »Das müßte in der Nähe des Krankenhauses sein.«

Als auf der rechten Seite das Bellevue Hospital in Sicht kam, fuhr Curt langsamer.

»Da ist es!« rief Steve und zeigte auf ein blau schimmerndes Gebäude aus Glasurstein.

Kurz hinter der 30th Street bog Curt links an den Rand und stellte den Warnblinker an. Schräg gegenüber befand sich der First-Avenue-Eingang des Gerichtsmedizinischen Instituts. Vereinzelt verließen Menschen das Gebäude und eilten entweder davon oder winkten sich ein Taxi herbei.

Steve hockte sich zwischen die beiden Vordersitze und nahm zusammen mit Curt und Yuri die Frontseite des Instituts und die das Gebäude verlassenden Menschen ins Visier. »Sieht so aus, als ob die Leute gerade Feierabend machen.« Im hinteren Teil des Wagens begannen die Skinheads erneut darüber zu streiten, wer die Kalaschnikows nehmen durfte. Curt brüllte sie an, daß sie ihre verdammten Mäuler halten sollten.

»Und woher wollen wir wissen, daß er uns nicht längst durch die Lappen gegangen ist?« fragte Steve. »Wenn wir Pech haben, stehen wir stundenlang vergebens hier herum.«

»Wehe!« entgegnete Curt und sah Yuri scharf an. »Am besten versuchen wir, ihn anzurufen. Gib mir mal seine Durchwahlnummer. Sie steht auf der Karte.«

Während Steve die Karte erneut hervorkramte, holte Curt sein Handy aus der Tasche. Steve nannte ihm die Nummer. Curt wählte und preßte sich das Telefon ans Ohr.

Jack war sehr mit sich zufrieden. Er hatte gerade einen weiteren Fall abgeschlossen. Während er die Akte auf den bedrohlich schwankenden Stapel erledigter Fälle packte, fragte er sich, ob er sich seit dem Antritt seiner Stelle im Gerichtsmedizinischen Institut je so sehr in seine Arbeit vertieft hatte wie heute. In diesem Augenblick klingelte sein Telefon.

»Stapleton«, meldete er sich wie immer. Am anderen Ende herrschte Funkstille. Dann hörte er ein Rauschen, bis das unmißverständliche Hupen eines Autos ertönte.

»Hallo!« rief Jack in die Muschel. »Hallo!«

Im nächsten Augenblick klickte es, und das Freizeichen ertönte. Er legte auf und zuckte mit den Schultern.

»Was war das denn?« fragte Chet, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

»Keine Ahnung«, meinte Jack. »Ich habe Autos im Hintergrund gehört; aber wer auch immer es war, er hat keinen Mucks von sich geben.«

»Dann war es vielleicht ein Kontrollanruf von einer deiner Verflossenen«, zog Chet ihn auf.

»Wahrscheinlich«, erwiderte Jack sarkastisch und warf einen Blick auf den stark geschrumpften Stapel ›Unerledigtes«. Er überlegte, ob er seinen Rückstand noch weiter abarbeiten oder endlich Feierabend machen sollte.

In diesem Augenblick klingelte Chets Telefon.

»Sie haben sich ja wohl in der Nummer geirrt«, stellte Jack lachend fest.

Chet nahm den Hörer ab. Als er hörte, wer am anderen Ende war, richtete er sich auf. »Ja, ich bin noch dran, Dr. Simsarian«, sagte er extra laut, damit Jack auch mitbekam, wer es war.

Jack vollführte mit seinem Stuhl eine Vierteldrehung und musterte Chet, der sich ihm ebenfalls zuwandte und ihn ansah. Chet hatte die Augen weit aufgerissen. »Wirklich?« fragte er ungläubig. »Das gibt's doch gar nicht!«

»Was denn?« wollte Jack wissen.

Chet bedeutete ihm mit der Hand, sich zu gedulden, und beendete das Gespräch: »Danke für Ihren Rückruf, Dr. Simsarian. Ich kann es kaum fassen. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns über alles Weitere auf dem laufenden halten könnten. Ich werde Dr. Stapleton sofort von den Ergebnissen berichten und mich in Ihrem Namen bei ihm bedanken.«

Mit diesen Worten legte er auf.

»Erzähl mir nicht, daß er in den verendeten Ratten Botulinustoxin gefunden hat!« sagte Jack.

»Genau das hat er«, bestätigte Chet. »Er war absolut perplex. Ich übrigens auch. Wie bist du überhaupt darauf gekommen, ihn die Proben auf Botulismus testen zu lassen?«

»Eigentlich nur, weil sich alles in der gleichen Gegend zugetragen hat«, gestand Jack.

»Dann muß Connie Davydov wohl eine von den Ratten verspeist haben«, vermutete Chet trocken und lachte.

Jack mußte ebenfalls lachen – außer ihnen konnte sich wohl kaum ein anderer Gerichtsmediziner über so einen makabren Scherz amüsieren.

»Glaubst du, das Toxin kann auch im Kot einer infizierten Ratte enthalten sein?« fragte Chet.

»Das klingt noch ekelregender als dein erster Vorschlag«, erwiderte Jack. »Aber diese Fragen müßten uns die Veterinär-Epidemiologen eigentlich beantworten können. Realistischer erscheint mir allerdings, daß Connie die Reste ihres mit dem Toxin verseuchten Essens in der Toilette entsorgt hat.«

»Aber kannst du dir vorstellen, daß ein kleiner Essensrest Unmengen von Ratten getötet haben soll?« fragte Chet skeptisch.

»Klingt in der Tat nicht besonders plausibel«, stimmte Jack ihm zu. »Allerdings soll dieses Zeug eine ungeheure Wirkung haben.«

»Da bin ich ja mal gespannt, ob die Veterinär-Epidemiologen das Rätsel jemals lösen werden.«

Jack stand auf und streckte sich. »Mir reicht's für heute. Ich muß dringend auf den Basketballplatz, damit ich mal auf andere Gedanken komme.«

»Bis morgen«, sagte Chet.

»Paß auf dich auf!« entgegnete Jack und nahm seine Bomberjacke vom Haken. Auf dem Weg zum Fahrstuhl streifte er sich die Jacke über und dachte daran, wie schön das Wetter war und wieviel Spaß ihm sein mittäglicher Ausflug nach Brighton Beach gemacht hatte. Er freute sich schon auf seine entspannende Heimfahrt.

»Jetzt wissen wir wenigstens, daß er noch in seinem Büro ist«, sagte Steve.

»Stimmt«, entgegnete Curt. »Die Frage ist nur, wann er das Institut verläßt. Wenn er noch lange auf sich warten läßt, gehen unsere Jungs sich noch gegenseitig an die Gurgel.« Kurz nachdem Curt bei Jack angerufen hatte, waren Carl, Clark, Kevin und Mike schon wieder wegen der Verteilung der Waffen aneinandergeraten. Diesmal hätten sie um ein Haar eine Schlägerei angefangen.

Letztendlich hatte Curt die Gewehre nach vorne geholt; sie lagen jetzt zu Yuris Füßen.

»Da ist er!« rief Yuri. »Der Mann auf dem Fahrrad!« Er zeigte hektisch auf Jack, der gerade aus der 30th Street geschossen kam und, kräftig in die Pedale tretend, die First Avenue hinauftrampelte.

»Mein Gott, hat der einen Zahn drauf!« staunte Curt. Er löste die Handbremse und reihte sich in den Verkehr ein, ohne darauf zu achten, daß er einem Taxi bedrohlich in die Quere kam. Der Fahrer drückte wütend auf die Hupe.

»Laß mich aussteigen!« drängte Yuri.

»Jetzt nicht!« entgegnete Curt. »Ich will den Mistkerl nicht aus den Augen verlieren.«

Obwohl starker Verkehr herrschte, kam die Blechlawine einigermaßen zügig voran.

»Der Typ fährt mit einem Affenzahn«, klagte Curt und fuhr noch aggressiver, um überhaupt eine Chance zu haben, sich Jack zu nähern. Daß er dabei etliche Fahrzeuge schnitt oder andere Wagen ihm in die Seite oder gegen die Stoßstange prallten, interessierte ihn nicht die Bohne.

»Ach, du Scheiße!« fluchte Steve, als Curt ein weiteres Taxi schnitt und erst ein dumpfer Knall und dann ein Quietschen zu hören war, das so klang, als ob die Metallseiten der beiden Wagen aneinanderschappten. Im hinte-

ren Teil des Wagens setzten sich die lose herumliegenden Rohre in Bewegung und verursachten einen Höllenlärm. Die Skinheads hatten alle Hände voll zu tun, nicht nur die Rohre, sondern auch einen Hagelsturm von Schrauben, Bolzen und PCB-Innenrohrleitungen abzuwehren, die aus den an den Innenseiten des Wagens angebrachten Regalen auf sie herunterprasselten. Die berühmten Schlaglöcher von New York City taten ein übriges.

»Verzieh dich nach hinten, Yuri, und laß Steve auf deinen Platz!« schrie Curt, während er mit dem Lenkrad kämpfte.

»Während der Fahrt?« fragte Yuri. Er umklammerte mit aller Kraft den Haltegriff und hatte davon schon ganz weiße Fingerknöchel.

»Natürlich während der Fahrt«, brüllte Curt ihn an.

Yuri schluckte nervös und versuchte, seinen Sitz freizumachen. Steve war ein Stück zur Seite gerückt, um ihm Platz zu verschaffen; doch genau in diesem Augenblick entdeckte Curt in der benachbarten Spur eine kleine Lücke und riß das Steuer herum. Die abrupte Bewegung brachte Yuri aus dem Gleichgewicht. Er fiel Curt ins Lenkrad. Curt reagierte mit einem Schwall von Flüchen und stieß Yuri mit dem Unterarm zurück auf den Beifahrersitz. Dann versuchte er, den Wagen wieder unter Kontrolle zu bringen.

Schließlich schaffte es Yuri, sich nach hinten zu wuchten. Steve zwängte sich nach vorne. Jack fuhr jetzt direkt vor ihnen. Er trat kräftig in die Pedale und schlängelte sich zwischen einem Biertransporter und einem Federal-Expreß-Fahrzeug durch.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!« schrie Curt. Jack war im Begriff, die Fahrzeuge zu überholen und außer Sichtweite zu geraten. Curt befand sich hinter dem Biertransporter und wußte sich momentan nicht anders zu helfen, als verzweifelt auf die Hupe zu drücken.

»Halt die Glock im Anschlag!« brüllte er Steve zu. »Ich versuche neben den Mistkerl zu gelangen. Dann kannst du ihn während der Fahrt erledigen. Das Problem ist nur, daß ich nicht weiß, wie ich diesen beschissenen Transporter überholen soll.«

»Ist der Typ etwa ein professioneller Rennradler?« fragte Steve, während er eine der Automatikpistolen aufhob und den Sicherungsbügel löste. »Der fährt ja schneller als die Autos!«

Auf der rechten Seite ragte das Gebäude der Vereinten Nationen empor.

Curt wechselte auf die Nachbarspur und provozierte ein weiteres Hupkonzert und wilde Flüche der anderen Autofahrer. Dann drückte er das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Er konnte den Biertransporter zwar nicht

überholen, weil er wieder vom Gas gehen mußte, um das vor ihm fahrende Taxi nicht von hinten zu rammen; aber immerhin war er so weit vorgeprescht, daß er Jack wieder sehen konnte. Sie fuhren jetzt auf gleicher Höhe.

Steve kurbelte das Seitenfenster herunter.

»Wie sieht es aus?« wandte Curt sich brüllend an Steve.

»Ich könnte ihn abknallen«, schrie Steve zurück. »Aber ich kann nicht voraussagen, wo ich ihn treffen würde. Dafür wackelt es zu heftig.«

»Wenn dieses beschissene Taxi einen Zahn zulegen würde, könnte ich endlich den Transporter überholen«, schimpfte Curt. Er quälte sich Zentimeter für Zentimeter an dem LKW vorbei.

»Festhalten!« brüllte Curt, als er eine Chance zum Überholen witterte. Er riß das Steuer scharf nach rechts und zog endlich an dem Biertransporter vorbei. Der Wagen geriet ins Schlingern. Der Fahrer des Transporters mußte so scharf bremsen, daß die Reifen quietschten. Curt kämpfte damit, den Wagen in der Spur zu halten. Die Pistole im Anschlag, lehnte Steve sich aus dem Fenster. Sie fuhren mit Jack auf gleicher Höhe.

Doch bevor Steve zielen konnte, überraschte Jack sie ein weiteres Mal. Er bremste völlig unvorhergesehen und verschwand erneut außer Sichtweite.

»Wohin, zum Teufel, ist der Kerl denn jetzt schon wieder verduftet?« fragte Curt und nahm den Fuß vom Gaspedal. »Ich glaube, er ist hinter uns!« rief Steve. Er lehnte den Kopf aus dem Fenster und sah sich um.

Ein paar Sekunden später tauchte Jack neben dem Fahrerfenster auf. Curt glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als der Arzt ihm den Stinkefinger zeigte. Er kurbelte sein Fenster runter und brüllte Steve zu, daß er den Bastard endlich abknallen solle.

Steve beugte sich über Curts Schoß, doch in der Zwischenzeit war Jack bereits an ihnen vorbeigezogen.

»Festhalten!« schrie Curt und gab Gas. Der Wagen preschte vor; doch genau in dem Augenblick, in dem sie zum zweiten Mal mit Jack auf gleicher Höhe waren, machte Jack einen Schlenker nach links auf eine weniger befahrene Spur. Curt fluchte und wechselte ebenfalls die Spur; doch dabei übersah er ein neben ihm fahrendes Taxi. Mit einem lauten Crash prallten die beiden Wagen seitlich aneinander. Curt beobachtete im Spiegel, wie das Taxi zur Seite geschleudert wurde und querstehend auf der Gegenfahrbahn landete. In der nächsten Sekunde kam es zu einer gigantischen Karambolage, bei der unzählige Autos ineinanderkrachten.

»Ach, du meine Güte!« rief Steve, der das Unglück durch das Rückfenster des Lieferwagens verfolgte.

»Achtung!« brüllte Curt. »Er zieht schon wieder nach links rüber!« Als er es endlich geschafft hatte, sich hinter Jack einzufädeln, fuhr dieser unvermittelt einen großen Linksbogen und bog in die nach Westen führende 51st Street ein.

»So ein Mist!« explodierte Curt und schlug wütend aufs Lenkrad. Er wollte Jack unbedingt folgen. Deshalb trat er mit voller Kraft auf die Bremse und riß das Steuer nach links. Der Wagen schlingerte kräftig nach beiden Seiten, dann griffen die Reifen wieder. Trotzdem streifte er zuerst ein an der rechten Straßenseite geparktes Auto und auch noch eines auf der linken Seite. Als er den Lieferwagen endgültig wieder unter Kontrolle hatte, sah er Jack in der Ferne gleichmäßig in die Pedale treten.

»Geht dem Kerl denn nie die Puste aus?« fragte Curt und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Wagen brauste los.

An der Second Avenue sprang die Ampel auf Rot um, doch Curt fuhr unerschrocken in den rollenden Verkehr hinein und zog sich ein weiteres Mal den Zorn der hupenden Autofahrer zu. Steve duckte sich in seinem Sitz; er war dem auf sie zurollenden Verkehr direkt ausgesetzt und fürchtete um sein Leben.

»Leck mich doch!« brüllte Curt einem wütenden Autofahrer zu. Am Ende gelang es ihm, die Second Avenue

trotz Mißachtung der Ampeln zu überqueren. Er gab wieder Gas. Jack war bereits an der Third Avenue angelangt und wartete auf Grün.

»Jetzt haben wir ihn«, atmete Curt auf.

Die Ampel sprang um. Jack fuhr los. Curt drückte aufs Gaspedal und jagte mit mehr als achtzig Stundenkilometern auf die Kreuzung zu. Er wollte unbedingt bei Grün über die Third Avenue gelangen. Sein Mund wurde mit einem Mal ganz trocken, denn er wußte, wie knapp die Sache war. Er betete, daß ihm kein in Richtung Norden fahrendes Taxi in die Quere kommen möge, das die Kreuzung bei Rot passierte.

Sie gelangten ohne Zwischenfall hinüber. Jack hatte nur noch einen halben Block Vorsprung; doch als sie auf bestem Wege waren, ihn endgültig wieder einzuholen, bog ein Auto aus einer Parklücke und zwang Curt, kräftig zu bremsen. Als er sich der Stoßstange seines Vordermannes auf ein paar Zentimeter genähert hatte, begann er wild zu hupen, doch der Fahrer zeigte sich völlig unbeeindruckt. Derweil überquerte Jack bereits die Lexington Avenue.

»Ich fasse es nicht!« wütete Curt. Er bremste noch mal und schlug frustriert mit der Hand aufs Lenkrad. Sein Vordermann war wegen Gelb vom Gas gegangen. »Wie kann man nur so ein Pech haben! Vor uns fährt offenbar

der einzige Autofahrer New Yorks, der bei Gelb anhält.« Er wühlte sich nervös mit der Hand durchs Haar. »Vielleicht sollte ich die Karre einfach aus dem Weg schieben.«

»Sieh dir mal den Verkehr an«, warnte Steve. Auf der Lexington Avenue quälten sich die Autos Stoßstange an Stoßstange voran. »Da kommen wir nicht durch. Aber keine Sorge – vor der nächsten Kreuzung schnappen wir ihn uns.« Curt grollte, sagte aber nichts.

»Laßt mich endlich raus!« rief Yuri, als er merkte, daß sie standen. Er quetschte sich nach vorn und lugte zwischen den Vordersitzen hindurch.

Steve sah Curt an, der zuerst mit den Schultern zuckte und dann nickte. Steve öffnete die Tür und stieg aus. Yuri krabbelte aus dem überfüllten Wagen und blieb mit zitterigen Beinen auf der Straße stehen. Steve stieg wieder ein.

»Wir sehen uns heute abend um elf«, rief Curt ihm vom Fahrersitz zu. »Schau, daß du bis dahin alles fertig hast.«

»Keine Sorge«, entgegnete Yuri heiser.

Als die Ampel auf Grün umsprang, begann Curt sofort wie wild zu hupen. Der Wagen vor ihnen fuhr in aller Seelenruhe bis zur Straßenmitte und ordnete sich ein, um links abzubiegen. Nun riß Curt endgültig der Geduldsfaden. Er gab Gas, bevor sein Vordermann aus dem Weg

war, und prallte mit voller Wucht gegen dessen Stoßstange. Der Fahrer sprang unter lautem Protestgeschrei aus dem Wagen.

»Geschieht ihm recht«, grummelte Curt und lachte hämisch, während er seinen Weg in Richtung Westen fortsetzte.

In der Ferne überquerte Jack gerade bei Grün die Park Avenue. Steve machte sich auf das Schlimmste gefaßt, denn Curt gab wieder Vollgas. Bislang war nicht abzusehen, was an der nächsten Kreuzung auf sie zukommen würde. Allerdings ahnte er, daß die Ampel bald auf Rot umspringen würde. Zum Glück zeigte die Ampel schon so früh Rot, daß Curt nichts anderes übrigblieb, als anzuhalten. Da die in Richtung uptown fahrenden Autos zügig dahinfuhren und zudem von Curts Seite kamen, wagte er es diesmal nicht, die Kreuzung bei Rot zu überqueren. Während sie warteten, sahen sie in der Ferne, wie Jack rechts in die Madison Avenue einbog.

»Wehe, er entkommt uns!« schimpfte Curt.

»Ich wette, er steuert den Central Park an«, sagte Steve. »Wahrscheinlich wohnt er auf der Upper West Side.«

»Könnte gut sein«, entgegnete Curt. »Aber was machen wir, wenn er in den Park hineinfährt?«

»Wir folgen ihm«, stellte Steve klar. »Vorausgesetzt wir sehen, welche Einfahrt er benutzt. Wir lassen einfach

einen der Jungs ein Fahrrad klauen. Im und um den Park herum wimmelt es doch von den Dingen.« Er drehte sich um und musterte die Bande im Fond des Wagens. Die wilde Fahrt hatte sie einigermaßen zur Ruhe gebracht.

»Wer von euch ist fit genug für eine rasante Fahrradtour?« fragte Steve.

Die Skinheads wiesen auf Kevin.

»Stimmt das, Kevin?« hakte Steve nach.

»Ich denke schon, daß ich einigermaßen fit bin«, erwiderte Kevin.

Die Ampel zeigte Grün, und Curt brauste los. Steve wandte sich wieder nach vorn und klammerte sich fest.

An der Madison Avenue hatten sie Glück. Die Ampel blieb grün. Curt bog mit quietschenden Reifen rechts ab, woraufhin sämtliche Rohrleitungen auf eine Seite rollten. Die Skinheads tobten. Die Ampel an der 52nd Street war rot, so daß Curt hinter den wartenden Autos anhalten mußte.

»Ich glaube, ich sehe ihn da vorne«, meldete Steve.

»Ich sehe ihn auch«, stellte Curt fest. »Zwischen dem Bus und dem Tankwagen. Der fürchtet weder Tod noch Teufel.«

Die Ampel sprang um, und die Autos setzten sich in Bewegung.

»Was mache ich denn jetzt?« fragte Curt verzweifelt. »Bei dem dichten Verkehr komme ich einfach nicht an ihn heran.«

»Zum Glück haben wir seine private Telefonnummer«, erinnerte Steve ihn. »Vielleicht sollten wir einfach eine halbe Stunde warten. Dann rufen wir bei ihm zu Hause an und versuchen, ihm seine Adresse zu entlocken. Einer von uns könnte sich doch als Yuri Davydov ausgeben. Vielleicht trifft er sich mit uns.«

»Eine gute Idee«, befand Curt. »Aber was machen wir jetzt?«

»Am besten peilen wir die Kreuzung Fifth Avenue/Central Park South an«, schlug Steve vor. »Wenn er in den Park fährt, dann wahrscheinlich dort.«

»Wie du meinst«, entgegnete Curt mißmutig.

Sie quälten sich weiter in Richtung Norden. Zumindest hatten sie grüne Welle. Doch auch Jack schaffte die Ampeln bei Grün. Als sie die 57th Street überquerten, lokalisierten sie ihn. Er bog gerade nach Westen ab.

»So ein Mist!« fluchte Curt. Er hatte ihn so spät gesehen, daß er nicht mehr abbiegen konnte.

»Macht nichts«, versuchte Steve ihn zu beruhigen. »Fahr einfach weiter. Wir versuchen ihn am Eingang Fifth Avenue/Central Park West zu erwischen.«

Die nächste Möglichkeit, links abzubiegen, gab es an der 60th Street, was soweit in Ordnung war. Die Straße führte auf den nördlichen Teil des Grand Army Plaza, der sich am Eingang des Parks befand. Curt überquerte die

Fifth Avenue und bog an den Straßenrand. Vor einem von der Polizei aufgestellten Schlagbaum, der Autos am Befahren der Parkwege hindern sollte, hielt er an.

»An Fahrrädern herrscht hier wirklich kein Mangel«, stellte Steve fest. Er bemühte sich, optimistisch zu klingen. An den Eingängen zum Park wimmelte es von umherflitzenden Radlern, In-line-Skatern und Joggern. »Aber das beste ist, daß weit und breit kein Bulle rumsteht.«

Curt sah an der vergoldeten Reiterstatue von General Sherman vorbei und nahm den Bereich um den Pulitzerbrunnen vor dem Plaza Hotel ins Visier, wo sich Menschenmengen, Autos, Busse und Kutschen drängten.

»Jetzt haben wir den Salat«, klagte Curt. »Hier finden wir ihn nie. Da können wir gleich eine Stecknadel im Heuhaufen suchen.«

»Falls ich ihm auf dem Fahrrad folge und ihn erwische«, meldete sich Kevin zu Wort, »was soll ich dann mit ihm machen?«

»Den erwischst du nie!« entgegnete Curt. »Der Kerl muß ein Profi sein.«

»Vielleicht hält er ja irgendwann mal an«, wandte Steve ein. »Könnte doch sein.«

»Stimmt«, räumte Curt ein. »Gib Kevin eine von den Glocks. Und noch wichtiger – gib ihm dein Handy. Wir müssen unbedingt in Verbindung bleiben.«

Steve drehte sich um und reichte Kevin die Pistole und das Handy. Kevin stopfte sich beides in die Taschen. »Soll ich aussteigen und mir ein Fahrrad organisieren?«

»Nein!« befahl Curt. »Solange wir den Mistkerl nicht sehen, unternehmen wir gar nichts! Ich glaube eher, daß wir auf Plan B zurückgreifen müssen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto besser gefällt mir die Idee, ihn anzurufen und einen von uns sich als Yuri ausgeben zu lassen.«

»Da!« rief Steve und zeigte hektisch auf einen Fahrradfahrer, der gerade in knapp drei Metern Entfernung an ihnen vorbeigesaust war. »Das ist er!«

»Du hast recht«, bestätigte Curt. »Los, Kevin. Schnapp dir ein Fahrrad!«

Kevin kam nach vorn gekrabbelt und sprang aus der Tür, die Steve ihm bereits aufhielt. Ohne eine Sekunde zu zögern, rannte er los. Steve stieg zurück in den Lieferwagen.

Curt und Steve beobachteten, wie Kevin trotz seiner kräftigen Statur und seiner schweren Doc-Marten-Stiefel mühelos mit einem Satz über die Absperrung der Polizei sprang und auf einen Fahrradfahrer zustürmte, der an einem Brunnen angehalten hatte. Der Mann beugte sich gerade hinunter und trank einen Schluck Wasser. Seinen Drahtesel hatte er dabei noch unter sich, einer seiner Fü-

ße steckte sogar noch in der Pedalschlaufe. Er trug volle Radlermontur, einschließlich Helm, Radlerhose und Schutzhandschuhen.

Kevin fackelte nicht lange. Ohne ein Wort stieß er den Mann um und schnappte ihm das Fahrrad unterm Hintern weg.

Doch als er aufstieg und gerade losfahren wollte, hatte der Radfahrer sich schon wieder so weit bekrabbelt, daß er seinen Besitz am Lenker packte und Kevin am Wegfahren hinderte. Kevin ballte seine riesige Hand blitzschnell zu einer Faust und verpaßte dem Mann einen K.-o.-Schlag.

»Der hat gegessen«, staunte Steve.

Obwohl es um den Brunnen herum von Menschen wimmelte, hatten nur wenige den Blitzüberfall beobachtet. Einige eilten herbei, um dem am Boden liegenden Radler zu helfen; Kevin ließen sie jedoch unbehelligt davonbrausen. Er trat wie ein Irrer in die Pedale, um Jack einzuholen. Die Sonne war zwar schon untergegangen, doch man sah noch relativ gut. In der Ferne konnte Kevin seinen Feind erkennen; der radelte zielstrebig in Richtung Norden.

»Zum Glück ist wenigstens diese Aktion glattgegangen«, konstatierte Steve. »Was machen wir jetzt? Bleiben wir hier stehen?«

Curt musterte die Umgebung, als ob er von dort eine Antwort erwartete. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. »Nein. Ich glaube, wir sollten zur Central Park West rüberfahren. Wenn dieser Dr. Stapleton auf der Upper West Side wohnt, muß er da irgendwo den Park verlassen.«

Er legte den ersten Gang ein und fuhr mit normalem Tempo auf der Central Park South in Richtung Westen. Währenddessen kramte er sein Handy hervor, vergewisserte sich, daß er Empfang hatte, und legte es aufs Armaturenbrett.

20. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 18.30 Uhr

Jack richtete sich auf, nahm die Hände vom Lenker und rollte freihändig den mit Herbstlaub übersäten Weg entlang. Er fuhr direkt auf die Central Park West und den gegenüber der 106th Street gelegenen Parkausgang zu.

Bei dem wunderschönen Wetter war die Fahrt durch den Park einfach herrlich gewesen. Der erste Teil seines Nachhauseweges, die Strecke über die First Avenue, hatte wie immer ein bißchen an seinen Nerven gezerrt, aber irgendwie liebte er diese kleinen Adrenalinstöße auch. Als er den Pulitzerbrunnen umrundet hatte, war er in einer solchen Hochstimmung gewesen, daß er kurzfristig in Versuchung war anzuhalten und die im Abendlicht erstrahlende nackte Abundance-Statue zu bewundern. Doch am meisten hatte ihm wie immer die Fahrt durch den Park gefallen. Als das Menschengewimmel am Park Eingang hinter ihm zurückblieb, hatte er voll in die Pedale getreten. Er war sich vorgekommen wie in einem Traum, in dem er fliegen konnte.

Er wartete, bis die Ampel auf Grün umsprang, überquerte die befahrene Central Park West und radelte in

seine Straße ein. Da inzwischen die Abkühlphase seiner Tour dran war, hatte er in einen kleinen Gang heruntergeschaltet und strampelte sehr schnell, ohne einen nennenswerten Widerstand zu spüren. Am Maschendrahtzaun des Basketballplatzes hielt er an. Wie nicht anders zu erwarten, war ein Spiel im Gange. Warren und Flash spielten wieder in gegnerischen Mannschaften.

»Hi, Doc!« rief Warren ihm zu. »Los, beweg deine müden Knochen aufs Spielfeld!«

»Hoffentlich seid ihr heute abend gut in Form!« rief Jack zurück. »Gleich wird euch nämlich Hören und Sehen vergehen!«

»Oho!« johlte Spit. Er war einer der jüngeren Spieler und Warrens Protegé. »Der Doc will uns mit seiner Schocktherapie drohen.« Die Basketballkumpels machten sich einen Spaß daraus, gekonnte Spielzüge von Jack so zu bezeichnen. »Ihr könnt euch auf ganz gewaltige Schocktherapien gefaßt machen!« verhiess Jack. Dann stieß er sich vom Zaun ab und überquerte die Straße. Er wollte so schnell wie möglich auf den Platz. Seine Mannschaft schaute ihm nach.

Vor seiner Haustür zögerte er und überlegte, ob er mit dem Taxi oder dem Fahrrad zu Laurie fahren sollte. Eigentlich bevorzugte er eindeutig eine weitere Bewegungstour; aber er war auch bereit, Laurie ihren Wunsch

zu erfüllen. Während er mit sich rang, fiel ihm ein anderer Radler auf, der gerade aus dem dunklen Park gefahren kam. Jack stutzte. Der Mann stolperte und schwankte, als ob er vollkommen erschöpft oder gar verletzt wäre.

Jack beobachtete den Mann noch eine Weile, um ihm notfalls zu Hilfe zu eilen; doch er sah schnell, daß seine Dienste nicht gefragt waren. Der Mann holte ein Handy hervor und telefonierte, während er den Knopf der Fußgängerampel drückte.

Als Jack sich schließlich doch zu einem Taxi durchgerungen hatte, um bei Laurie vorbeizufahren, schulterte er sein geliebtes Fahrrad und betrat das Haus. Weil er schnell auf das Spielfeld wollte, nahm er jeweils zwei Stufen auf einmal. Er schloß seine Wohnungstür auf, schob das Fahrrad hinein und stellte es an der Wand ab. Ohne auch nur die Tür zum Hausflur zu schließen, eilte er ins Schlafzimmer und zog sich schon auf dem Weg dorthin seine Arbeitskleidung aus.

Zu seinem Ärger konnte er die Basketballsachen nicht sofort finden. Als er sie nach ein paar Minuten endlich aufgestöbert hatte, zog er sie hastig über. Zu guter Letzt streifte er sich ein dunkelblaues Nike-Stirnband über den Kopf und schlüpfte in ein altes Kapuzenshirt. Dann hastete er in die Küche. Er wollte sich schnell noch einen Schluck Wasser gönnen. In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Sein erster Gedanke war, nicht abzuheben und den Anrufbeantworter anspringen zu lassen, doch dann machte er sich klar, daß ihn außer Laurie eigentlich kaum jemand zu Hause anrief. Also nahm er doch ab und hoffte, daß sie es war.

»Hallo«, meldete er sich kurz. Am anderen Ende herrschte Stille. Er rief noch ein paar weitere Hallos in den Hörer, doch genau wie kurz zuvor in seinem Büro vernahm er auch jetzt lediglich ein Geräusch, das wie ein Wasserfall klang und von gelegentlichem Hupen unterbrochen wurde. Genervt legte er auf.

Er war gerade ein paar Schritte gegangen, als das Telefon erneut klingelte. In der Hoffnung, daß es sich ein paar Sekunden zuvor um eine Leitungsstörung gehandelt hatte, nahm er den Hörer noch einmal ab. Diesmal war er froh, daß er das Klingeln nicht ignoriert hatte. Es war Laurie.

»Hast du mich vor zwei Sekunden schon mal angerufen?« fragte er.

Laurie verneinte. »Hat dein Telefon geklingelt?«

»Ja«, entgegnete Jack. »Aber das ist ja egal. Was gibt's? Ich bin auf dem Sprung zum Basketballplatz.«

»Dich davon abzuhalten würde ich nie wagen«, scherzte Laurie. »Ich wollte dir nur kurz Bescheid sagen, daß wir heute abend allein ausgehen. Lou kann nicht, hat ein paar Tage Außendienst.«

»Mein Glück, sein Pech«, flötete Jack.

»Du kleiner Charmeur!« entgegnete Laurie. »Lou hat trotzdem angeboten, uns in dem italienischen Restaurant anzukündigen, in das ich mit dir gehen will. Die Restaurantbesitzer stehen voll auf ihn, so daß man uns sicher vorzüglich bewirten wird.«

»Klingt ja wirklich verlockend«, stellte Jack fest. »Hat Paul dich eigentlich schon wieder belästigt?«

»Seit dem Zwischenfall im Büro habe ich nichts von ihm gehört«, versicherte Laurie.

»Gut.«

»Dann bis um acht«, sagte Laurie.

»Vielleicht verspäte ich mich um ein paar Minuten«, kündigte Jack an. »Ich komme ja jetzt erst auf den Platz. Aber ich spiele nur eine Runde. Bevor ich losfahre, rufe ich dich an.«

»Bis gleich«, verabschiedete Laurie sich. »Vergiß nicht – das Fahrrad ist tabu!«

»Wie Sie wünschen, Madame!« Der wohlerzogene Jack legte auf.

Er ging zum Garderobenschrank und durchwühlte das vollgestopfte Fach nach seinen ›Kickern‹, wie Warren Turnschuhe zu nennen pflegte. Ungeduldig zog er sie an und eilte mit offenen Schnürsenkeln zur Tür. Er wollte sie gerade ziehen und abschließen, als er hörte, wie von unten jemand

seinen Namen rief. Da er die Stimme nicht kannte, beugte er sich über das Treppengeländer und sah hinunter. In der Eingangshalle im Erdgeschoß standen drei Männer, die zu ihm hinaufstarrten. Als sie ihn erblickten, stürmten sie sofort die Treppe herauf. Die Springerstiefel verursachten auf den nackten Stufen einen Höllenlärm. Der Mann, der vorauseilte, war blond und trug eine Feuerwehruniform.

Jack legte den Kopf in den Nacken und schnupperte nach Rauch. Dann drehte er sich um und schnupperte in die andere Richtung, doch er konnte beim besten Willen keinen Qualm riechen. Er sah wieder nach unten und stellte fest, daß der Anführer der drei Männer bereits auf dem Treppenabsatz war, der zu seiner Wohnung führte. Plötzlich glaubte er seinen Augen nicht zu trauen: Statt einer Feuerwehraxt oder irgendwelcher anderer Feuerwehrwerkzeuge hielt der Mann eine Pistole in der Hand!

Jack war vollkommen perplex. Er wich einen Schritt zurück und blieb auf der Türschwelle stehen. Die anderen beiden Männer trugen keine Feuerwehruniformen, sondern schwarze Lederjacken, und sie hatten rasierte Köpfe. Plötzlich hielt er erneut die Luft an: Der hintere Mann hatte eine Kalaschnikow im Anschlag!

Curt blieb zwei Meter vor ihm stehen und runzelte die Stirn. »Gehe ich recht in der Annahme, daß Sie Jack Stapleton sind?« fragte er und musterte Jack von oben bis unten.

»Nein«, stammelte Jack. »Der wohnt eine Etage über mir.« Er wich einen weiteren Schritt zurück und versuchte die Tür zu schließen.

Blitzschnell stellte Curt seinen Fuß in den noch offenen Spalt. Dann stieß er die Tür wieder auf und trat ein. Jack zog sich weiter zurück. Die beiden Skinheads folgten ihrem Anführer. Der mit der Kalaschnikow hatte mitten auf der Stirn ein Hakenkreuz-Tattoo.

Curt ließ seinen Blick durch den spartanisch eingerichteten Raum schweifen. Dann sah er wieder Jack an und nahm ihn genau ins Visier. Curt war deutlich verwirrt. »Natürlich sind Sie Jack Stapleton.«

»Nein«, widersprach Jack. »Mein Name ist Billy Rubin. Jack wohnt direkt über mir.« Er wies nach oben. Den Namen hatte er sich spontan einfallen lassen.

»Hier steht ein Fahrrad, Captain!« rief Mike.

»Hab' ich schon gesehen«, entgegnete Curt, ohne Jack aus den Augen zu lassen. »Aber irgendwie sieht es hier nicht wie in der Wohnung eines Arztes aus. Seht euch mal schnell um, ob ihr einen Briefumschlag oder sonst irgend etwas findet, auf dem ein Name steht.«

»Ich kann Jack gern eine Nachricht zukommen lassen«, brachte Jack hervor, während er seinen Blick zwischen der Pistole in Curts und dem Gewehr in Carls Hand hin- und herschweifen ließ.

»Danke, Sie Klugscheißer!« fuhr Curt ihn an. »Bleiben Sie da stehen, und rühren Sie sich nicht!«

Jack überlegte kurz, ob er ins Schlafzimmer laufen und aus dem Fenster springen sollte, verwarf die Idee aber schnell wieder; schließlich wohnte er im dritten Stock. Er würde höchstens auf der Feuertreppe landen.

»Was wollen Sie denn von ihm?« fragte er schließlich.

»Die People's Aryan Army hat ein Hühnchen mit ihm zu rupfen«, schnarrte Curt. »Und was für ein Hühnchen!«

»Jack hat mit Sicherheit nichts mit einer Armee zu tun«, stellte Jack klar. »Er ist total gegen Krieg und Gewalt eingestellt.«

»Halt's Maul!« knurrte Curt.

»Ich habe etwas gefunden!« rief Mike vom Schlafzimmer rüber. Er hatte Jacks Hose aufgehoben und die Taschen durchwühlt. Im Augenblick kämpfte er gerade damit, die Brieftasche aus der Gesäßtasche zu zerren. Als er sie in den Händen hielt, öffnete er sie und stieß einen Pfiff aus. Er hatte die Dienstmarke des Gerichtsmedizinischen Instituts entdeckt und hielt sie Curt hin.

»Prüf den Namen, du Idiot!« blaffte Curt ihn an.

»Vielleicht sollten wir miteinander reden«, schlug Jack vor. »Ich verstehe nicht ganz, worauf Sie eben angespielt haben.«

»Es gibt nichts zu bereden«, fiel Curt ihm ins Wort.

»Hier ist der Führerschein«, verkündete Mike. »Er ist auf den Namen Jack Stapleton ausgestellt.«

»Jack benutzt oft meine Wohnung«, sagte Jack. »Deshalb liegen ein paar von seinen Sachen hier herum.«

Plötzlich war auf der Treppe lautes Getrampel zu hören. Dann ertönte Steves Stimme. Er schrie: »Warte, Curt! Es hat ein Mißverständnis gegeben!«

Curt runzelte die Stirn und warf schnell einen Blick auf die offenstehende Wohnungstür. Dann nahm er wieder Jack ins Visier. Ein paar Sekunden später kamen Steve, Kevin und Clark mit großem Radau in die Wohnung gestolpert. Hinter ihnen stürmten drei weitere Gestalten in den Raum. Sie verteilten sich und brüllten, daß sich keiner vom Fleck rühren solle.

Der PAA-Chef drehte sich um und starrte in die Läufe dreier Tec-Maschinenpistolen.

»Wage es nicht, du Bastard!« drohte Warren und zielte auf Curts Stirn.

Für einen Augenblick wagte tatsächlich niemand, sich zu rühren oder zu atmen.

»Okay, Spit«, brach Warren das Schweigen. »Nimm ihnen das ganze Arsenal ab.«

Mit der rechten Hand die Maschinenpistole im Anschlag, folgte Spit der Aufforderung. Als erstes nahm er Curt die Pistole ab und stopfte sie sich in die Hosenta-

sche; dann schnappte er sich Carls Sturmgewehr, der Reihe nach die anderen, und trat wieder zurück.

»Und jetzt möchte ich, daß ihr Schnösel euch alle mit dem Gesicht zur Wand stellt«, bellte Warren und verlieh seinen Worten Nachdruck, indem er mit der Maschinenpistole gestikulierte.

Curt grinste höhnisch und rührte sich nicht.

»Entweder ihr tut, was ich sage, oder es ist aus für euch«, stellte Warren klar. »Kapiert ihr, was ich meine?«

»Tut mir leid, Captain«, entschuldigte sich Steve. »Die Typen sind plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht.«

»Halt's Maul!« brüllte Warren. »Das ist keine Rap Session hier.«

Curt sah Warren herablassend an und ging zur Wand. Die Hände behielt er an den Hüften.

»Durchsuch die Mistkerle, Spit!« forderte Warren seinen Protege auf.

Spit legte seine Beute ab, ging zur Wand und tastete jeden einzelnen der Männer nach verborgenen Waffen ab. Er fand nichts und trat wieder zurück.

»Okay, jetzt dreht euch um!« befahl Warren.

Curt und die Skinheads folgten der Aufforderung. Bis auf Steve, dem die Angst deutlich ins Gesicht geschrieben stand, hatten alle übrigen dreiste und gelangweilte Mienen aufgesetzt.

»Wo ihr herkommt, weiß ich nicht, und es interessiert mich einen Furz«, stellte Warren klar. »Allerdings weiß ich, daß weißer Abschaum von eurer Sorte in unserem Viertel nichts zu suchen hat. Eure Waffen behalten wir. Damit ist die Sache für uns erledigt. Keiner nistet keinen um.«

»Entschuldige mal, Warren«, mischte Jack sich ein. »Ich glaube, wir sollten die Polizei rufen.«

»Halt die Klappe«, fuhr Warren ihn genauso wütend an, wie ein paar Sekunden zuvor Steve.

Jack zuckte mit den Schultern und trat einen Schritt zurück. Er kannte Warren gut genug, um zu wissen, wann dieser stinksauer war. Und im Augenblick war er das eindeutig.

»Ihr bewegt eure weißen Ärsche jetzt nach unten und verpißt euch!« wandte Warren sich an Curt und seine Truppe.

»Eins solltet ihr euch allerdings hinter die Ohren schreiben: Wenn einer von euch es wagt, sich noch einmal in dieser Gegend blicken zu lassen, kann er sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Dann machen wir kurzen Prozeß – und unsere Augen sind überall! Kapiert?«

»Warren«, meldete Jack sich wieder zu Wort. »Ich ...«

Warren drehte sich rasend vor Wut um und drohte ihm mit dem Finger. »Du sollst die Klappe halten!«

Jack trat noch einen Schritt zurück. Er hatte Warren noch nie so aufgebracht erlebt.

»Flash«, wandte Warren sich in normalem Ton an seinen Kumpel. »Begleite die weißen Mistkerle zusammen mit Spit nach unten! Seht zu, daß sie umgehend aus unserem Viertel verschwinden! Ich habe noch ein Wörtchen mit dem Doc zu reden!«

Während Curt und seine Leute zusammen mit Spit und Flash die Wohnung verließen, drehte Warren sich zu Jack um und fixierte ihn streng. Jack hatte keine Ahnung, was sein Basketballfreund mit ihm besprechen wollte, aber er fühlte sich unbehaglich.

Die Tec-Pistole immer noch in der linken Hand, kam Warren auf ihn zu und verpaßte ihm mit der rechten Hand ein paar wütende Knuffe gegen die Schulter. Er zwang ihn mit jedem Stoß einen weiteren Schritt zurück, bis Jack schließlich auf seinem Sofa landete. Warren wich ihm nicht von der Seite.

»Was ist los mit dir, Doc?« fuhr er ihn an. »So einen Ärger hast du uns schon seit zwei Jahren nicht mehr gemacht! Ich hatte gehofft, du wärest inzwischen klüger geworden. Und dann passiert so etwas! Ist dir eigentlich klar, welchen Schaden du unserem Viertel zufügst? Wir haben von unten die Scheiße gesehen, die du da verzapft hast!«

»Tut mir leid«, sagte Jack reuevoll.

»Stell dir vor, einer von unseren Jungs wird wegen dir umgenietet!« tobte Warren weiter. »Was wollte dieser weiße Abschaum überhaupt von dir? Mit denen ist nicht zu spaßen! Sie hatten Kalaschnikows dabei! Wenn sie so was in unserem Viertel in Umlauf bringen, können jede Menge Leute draufgehen! Ist dir das eigentlich klar?«

»So sehen Kalaschnikows aus?« fragte Jack.

»Ja, sicher! Meinst du, ich sauge mir so etwas aus den Fingern?«

»Hast du eine Ahnung, wo sie hergestellt wurden?«

»Was ist denn das für eine Frage? Ist das nicht scheiß-egal?«

»Vielleicht nicht«, erwiderte Jack. »Stammen die Dinger möglicherweise aus Bulgarien?«

Warren starrte Jack einen Augenblick an und ging zu der Stelle, wo Spit die Kalaschnikow von Carl und die anderen abgelegt hatte. Er hob ein Gewehr auf und ging zurück zu Jack. »Tatsächlich«, grollte er. »Die hier ist aus Bulgarien. Was hat das zu bedeuten?«

»Das weiß ich selber noch nicht so genau«, meinte Jack. »Aber vielleicht hat Lauries neuer Freund etwas mit diesen Gewehren zu tun.«

»Klingt alles andere als gut«, stellte Warren fest. »Hast du dich endgültig von Laurie getrennt?«

»Nein«, erwiderte Jack. »So kann man das wohl nicht nennen. Außerdem sieht es ganz danach aus, als ob sich die Sache mit dem neuen Freund schon erledigt hätte. Aber ich erzähle dir am besten die ganze Geschichte.«

Er berichtete Warren von Paul Sutherland und davon, daß er den Mann am Nachmittag vermutlich in seiner Ehre verletzt hatte. Dabei erwähnte er auch, daß Paul ihm indirekt gedroht hatte. Außerdem erzählte er von Lauries Vermutung, daß ihr neuer Anbeter möglicherweise mit Kalschnikows Handel treibe.

Als Warren die Geschichte hörte, legte sich seine Wut ein wenig. »Dann konntest du wohl nicht voraussehen, daß diese Typen dich hierher verfolgen würden.«

»Auf keinen Fall«, beteuerte Jack. »Ich habe nicht die geringste Ahnung, woher sie überhaupt meine Adresse kennen.«

»Solche Typen jagen mir wirklich Angst ein«, gestand Warren. »Mir auch«, stimmte Jack ihm zu. »Der Blonde in der Feuerwehruniform hat von einer Miliz gesprochen, der sogenannten People's Aryan Army. Am Montag habe ich zum ersten Mal von dieser militanten Gruppierung gehört. Ein FBI-Agent, der bei uns im Institut war, versucht dahinter zu kommen, wer diese Leute sind und was sie planen. Hast du schon mal von dieser PAA gehört?«

»Noch nie«, erwiderte Warren.

»Aber warum wolltest du sie unbedingt laufen lassen?« fragte Jack entgeistert. »Ich hätte sie, ohne mit der Wimper zu zucken, der Polizei ausgeliefert. Die Polizei und vermutlich sogar das FBI hätten die Typen mit Sicherheit gern in die Zange genommen.«

»Du lebst in einer völlig anderen Welt«, bemerkte Warren. »Auch wenn du in dieser Wohnung und in diesem Viertel wohnst. Wenn du irgend etwas von Gangs verstehen würdest, wäre dir klar, warum ich beschlossen habe, sie laufen zu lassen. Ich denke dabei nur an unser Viertel – die Arbeit der Polizei oder des FBI interessiert mich nicht. Aus dem gleichen Grund wollte ich auch vermeiden, daß einer von ihnen verletzt wird. Natürlich nicht, weil mir die Typen etwa leid täten! Im Gegenteil, sie sind in meinen Augen der letzte Dreck. Ich wollte verhindern, daß eine Lawine ins Rollen gerät und die Kerle uns weitere Besuche abstatten. Aus Erfahrung weiß ich, daß wir sie uns nur so vom Hals halten. Nach dem Motto ›Leben und leben lassen‹.«

»Dann muß ich mich wohl auf deine Erfahrung verlassen«, gab Jack klein bei.

»Du hast eh keine andere Wahl«, stellte Warren klar. Er holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. »Wie sieht's aus? Ist noch ein Spiel drin?«

»Unbedingt«, erwiderte Jack. Als er aufstand, merkte er, daß ihm die Knie wackelten. »Das brauche ich jetzt drin-

gender denn je. Allerdings kann ich nicht mehr für Höchstleistungen garantieren. Ich bin doch ziemlich geschockt, auch wenn es letztlich keine Schießerei gegeben hat.«

Warren nahm die Gewehre und ging hinaus ins Treppenhaus. Jack folgte ihm und schloß seine Wohnungstür ab.

»Danke«, sagte Jack. »Du warst mal wieder mein Retter in der Not. Beim nächsten Mal bin ich dran.«

Warren mußte lachen. »Das möchte ich erleben!«

Jack klingelte bei Laurie und drehte sich um, um Debra Engler zuzuwinken. Die neugierige Nachbarin knallte daraufhin sofort ihre Tür zu, was in Anbetracht dessen, daß die Tür nur knapp drei Zentimeter offen gestanden hatte, durchaus eine Leistung war. Er wandte sich wieder Lauries Tür zu und hörte ein leises Klicken. Laurie schob die kleine Klappe vor ihrem Spion beiseite. Er winkte. Im nächsten Augenblick hörte er, wie sie ihre diversen Schlösser zu entriegeln begann.

Die unangenehme Auseinandersetzung mit Paul schien Lauries Laune nicht beeinträchtigt zu haben. Sie begrüßte Jack mit einer überschwenglichen Umarmung und verschwand im Schlafzimmer, um Uhr und Schmuck anzulegen. Tom-2 strich schnurrend um Jacks Beine, bis er sich bückte und den Kater streichelte.

»Ich hoffe, du hast dein Versprechen gehalten und bist mit dem Taxi gekommen«, rief Laurie ihm von nebenan zu.

»Nein!« rief er zurück.

Keine Sekunde später lugte Laurie um die Ecke und warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. »Dann hast du dein Versprechen gebrochen.«

»Warren hat mich in seinem Wagen gebracht«, gab Jack Auskunft. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, daß ich ihn eingeladen habe, uns zu begleiten.«

»Natürlich nicht«, entgegnete Laurie. »Kommt Natalie auch?«

»Nein, nur Warren«, sagte Jack. »Um ehrlich zu sein, hat er sich eher selbst eingeladen. Ich bin eben noch in eine recht mißliche Situation geraten. Direkt nachdem ich mit dir telefoniert habe.«

»Was ist denn passiert?« fragte Laurie und kam aus dem Schlafzimmer. Sie klang besorgt. Schließlich kannte sie Jack gut genug, um zu wissen, daß er wieder einmal untertrieb. »Ohne Warrens Hilfe wäre ich um ein Haar von der People's Aryan Army massakriert worden«, gestand Jack.

Laurie fiel die Kinnlade herunter. »Kannst du dich vielleicht mal ein bißchen deutlicher ausdrücken?«

Jack faßte kurz zusammen, was sich am frühen Abend in seiner Wohnung abgespielt hatte. Als er ihr beschrieb,

was für Waffen die militanten Skinheads dabei gehabt hatten und daß Warren genau im richtigen Moment aufgetaucht war, hielt sie vor Schreck die Hand vor den Mund.

»Oh, mein Gott!« rief sie. »Aber warum, zum Teufel, waren diese Typen ausgerechnet hinter dir her? Schließlich habe ich doch Brad Cassidy obduziert – falls der Überfall irgend etwas damit zu tun haben sollte, und was soll es schon sonst für eine Verbindung zur People's Aryan Army geben?«

»Ich glaube, der Überfall hatte nichts mit Brad Cassidy zu tun«, sinnierte Jack. »Schließlich habe ich mich gar nicht mit dem Fall beschäftigt. Ehrlich gesagt, könnte ich mir vorstellen, daß Paul Sutherland dahintersteckt.«

Laurie wurde kreidebleich. Dann schnappte sie nach Luft und hielt sich erneut die Hand vor den Mund.

»Wir wollen keine voreiligen Schlüsse ziehen!« mahnte Jack. »Für meine Vermutung gibt es bisher keinen Beweis. Aber mir ist spontan einfach keine andere Erklärung eingefallen. Im Grunde bin ich immer noch völlig ratlos, obwohl ich mir seit dem Zwischenfall das Hirn zermartere. Ich erzähle dir das Ganze nur, weil ich finde, daß du es unbedingt wissen solltest – auch wenn nur der Hauch einer Möglichkeit besteht, daß Paul hinter der Sache steckt.«

»Aber warum sollte er es auf dich abgesehen haben?« fragte Laurie.

Jack berichtete ihr von den drei bulgarischen Kalaschnikows, die Warren von den Männern konfisziert hatte, und erinnerte sie an die Drohung, die Paul am Nachmittag ausgesprochen hatte. Als er fertig war, zuckte er mit den Achseln. »Klingt nicht besonders stichhaltig, ich weiß. Aber erzählen wollte ich es dir trotzdem.«

Laurie ließ sich in ihren Art-déco-Sessel plumpsen und stützte den Kopf in die Hände.

»He!« versuchte Jack sie aufzumuntern und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Vergiß nicht, das sind alles nur Mutmaßungen.«

»Mag ja sein«, entgegnete Laurie. »Aber was du sagst, klingt ziemlich plausibel.« Sie schüttelte den Kopf. »Warum habe ich bloß so ein chaotisches Privatleben?«

»Trag's mit Fassung!« riet Jack und klopfte ihr ein paar weitere Male beruhigend auf den Rücken. »Jedenfalls sollte uns dieser Zwischenfall keineswegs den Abend verderben. Komm! Gehen wir essen!«

»Hast du dazu denn noch Lust? Nach allem, was dir passiert ist?«

»Natürlich!« erwiderte Jack. »Komm! Wir sollten Warren und Spit nicht noch länger warten lassen.«

»Wo sind die beiden denn?«

»Unten im Auto«, informierte Jack sie. »Für den unwahrscheinlichen Fall, daß die People's Aryan Army noch einmal zuschlagen sollte, hat Warren darauf bestanden, uns zu begleiten und auch noch Verstärkung mitzunehmen.«

Laurie sprang auf. »Daß Warren unten wartet, hättest du mir auch gleich sagen können.« Sie lief zurück ins Schlafzimmer. »Ich habe doch gesagt, daß er mich hergebracht hat«, rief Jack ihr nach und bückte sich, um den Kater weiterzukraulen.

»Wer ist denn Spit?« rief Laurie. »Oder sollte ich das lieber nicht fragen?«

»Einer von meinen Basketballkumpels«, erklärte Jack. »Er ist Warrens Protege und genießt sein grenzenloses Vertrauen.«

»Und wie ist er zu diesem widerlichen Spitznamen gekommen?«

»Den hat man ihm aufgrund einer seiner weniger ästhetischen Angewohnheiten verpaßt«, rief Jack zurück. »Er spuckt hin und wieder kräftig aus.«

Schließlich war Laurie fertig. Sie bestiegen den Fahrstuhl, fuhren hinunter ins Erdgeschoß und verließen das Gebäude. Warren und Spit warteten direkt vor der Eingangstür. Laurie und Warren begrüßten sich überschwenglich; sie hatten sich seit Monaten nicht gesehen.

»Du siehst gut aus, Frau«, stellte Warren fest und nahm Laurie von Kopf bis Fuß in Augenschein.

»Du siehst auch nicht schlecht aus, Mann«, entgegnete Laurie und betonte das Wort ›Mann‹.

Warren lachte und stellte ihr Spit vor. Jack hatte Spit noch nie verlegen gesehen; doch als er Laurie begrüßte, schien er wie verwandelt. Als Zeichen des Respekts drehte er sogar den Schirm seiner Baseballkappe nach vorn – eine weitere Geste, die Jack bei ihm zum ersten Mal beobachtete.

»Wo ist dieses Restaurant denn nun?« fragte Warren.
»Ich habe Hunger.«

»Fahren wir los!« schlug Laurie vor. »Ich zeige dir den Weg.« Sie kamen gut und ohne irgendwelche Zwischenfälle durch. Warren bestand darauf, daß Jack und Laurie bei ihm einstiegen und Spit ihnen in seinem eigenen Auto folgte. Sie besprachen zunächst kurz den Überfall, einigten sich dann aber schnell, daß es auch erfreulichere Themen zur Unterhaltung gab. Laurie interessierte sich vor allem dafür, wie es Natalie Adams, Warrens ›Shortie‹, ging, die sie ebenfalls seit Monaten nicht gesehen hatte; erfreulicherweise kamen Warren und Natalie gut miteinander klar.

Einen Parkplatz in Little Italy zu finden war nahezu unmöglich – außer für Warren. Er holte seinen bodenlosen

Mülleimer hervor und parkte in der Nähe des Restaurants vor einem Hydranten. Spit stellte sich in zweiter Reihe davor; er wollte nicht mit essen gehen. Warren erklärte, sein Kumpel ziehe es vor, draußen ›herumzuhängen‹.

Sie betraten das Restaurant, und Jack war auf der Stelle begeistert. Er liebte nicht nur den verheißungsvollen Geruch der würzigen Speisen, sondern auch das kitschige Dekor: An den Wänden hingen schwarze Samtbilder von Venedig, die Ziergitter waren mit Weinreben und Trauben aus Plastik geschmückt, und auf den Tischen lagen rotweißkarierte Tischdecken. Sogar die zu Kerzenhaltern umfunktionierten Chiantiflaschen gefielen ihm spontan.

»Ich hoffe, ihr habt einen Tisch reserviert«, sagte Warren und ließ seinen Blick durch das überfüllte Restaurant schweifen, in das die Eigentümer etwa dreißig Tische gequetscht hatten. Sie schienen alle besetzt zu sein.

»Lou hat mir versprochen anzurufen«, berichtete Laurie und hielt nach einem der gehetzten Kellner Ausschau. Sie wollte nach Maria, der Wirtin, fragen; doch bevor sie dazu kam, steuerte Maria bereits auf sie zu.

Nachdem die Wirtin Laurie überschwenglich umarmt hatte, stellte Laurie ihre beiden Begleiter vor. Maria begrüßte Jack und Warren mit der gleichen Herzlichkeit.

»Es ist wirklich zu schade, daß Lou heute abend nicht kann«, bedauerte Maria. »Er arbeitet zuviel, und nun

auch noch auswärts. Die Bullen haben ihn nicht verdient.«

Jack und Warren staunten nicht schlecht, als sich wie durch ein Wunder plötzlich ein freier Tisch vor ihnen auftat. Ein paar Minuten später hatten sie es sich gemütlich gemacht.

»Gefällt es euch?« wandte Laurie sich an Jack und Warren. Die beiden nickten.

Laurie rieb sich freudig die Hände. »Wollen wir Wein bestellen? Ich könnte jetzt ein Gläschen vertragen.«

Der Abend wurde ein voller Erfolg. Das Essen war köstlich, und sie hatten sich jede Menge interessanter Dinge zu erzählen. Unter anderem schwelgten sie in Erinnerungen an ihren Trip nach Afrika, den sie zwei Jahre zuvor gemeinsam unternommen hatten. Eine ihrer aufregenden Geschichten erzählten sie sogar Maria, die ihnen für ein Weilchen Gesellschaft leistete.

Als sie soweit waren, Nachschick und Kaffee zu bestellen, fragte Laurie Warren, ob es ihm etwas ausmache, wenn sie kurz mit Jack über einen Autopsiefall spräche.

»Überhaupt nicht«, meinte Warren großzügig.

»Jack hat nämlich einen Fall von Botulismus diagnostiziert.«

»Wobei der Fall nicht in meinen Zuständigkeitsbereich gehört«, stellte Jack klar. »Sonst wäre nämlich ei-

niges anders gelaufen. Aber wie dem auch sei – Warren ist ziemlich gut mit dem Fall vertraut.«

Laurie schlug sich die Hand vor die Stirn. »Natürlich!« rief sie. »Wie konnte ich das vergessen?«

»Wir sprechen über Connie Davydov«, erklärte Jack seinem Freund.

Warren nickte. »Das habe ich mir schon gedacht. Flash war ziemlich enttäuscht, daß seine Schwester deiner Meinung nach nicht mit Absicht vergiftet wurde.«

»Dann kennst du die ungewöhnliche Diagnose also schon?« wandte sich Laurie an Warren.

Warren nickte.

Laurie lachte verlegen. »Vermutlich habe ich als letzte davon erfahren.«

»Ich habe Warren heute morgen sofort angerufen und mir von ihm die Nummer von Flashs Arbeitsstelle durchgeben lassen«, erklärte Jack.

»Ist ja okay«, winkte Laurie ab. »Und? Was ist inzwischen in dem Fall unternommen worden?«

»Nicht besonders viel«, gestand Jack. »Ich fürchte, die Nachbereitung des Falls ist am bürokratischen Papierkrieg gescheitert. Als ich Dr. Sanders angerufen und ihn informiert habe, daß das Labor in den Proben Botulinustoxin entdeckt hat, war die Leiche bereits eingäschert. Das heißt, es wird keine richtige Autopsie mehr geben.

Für die Nebenstelle Brooklyn ist das eine peinliche Angelegenheit, für die es keine gute Entschuldigung gibt; es sei denn, der Fall wird einfach unter den Teppich gekehrt. Wie es jetzt weitergeht, muß Dr. Bingham entscheiden.«

»Dann wurde das Gesundheitsamt also noch gar nicht benachrichtigt?« fragte Laurie.

»Ich fürchte, nein«, erwiderte Jack.

»Das ist ja furchtbar«, ereiferte Laurie sich.

»Warum?« wollte Warren wissen. »Connie ist doch tot.«

»Aber bisher weiß niemand, woher das Botulinustoxin stammt«, erklärte Laurie. »Der eigentliche Grund, weshalb Gerichtsmediziner Tote obduzieren, ist der, daß wir Leben retten wollen. Botulismus ist dafür ein gutes Beispiel. Es könnte da draußen doch irgendwo eine Gefahrenquelle geben, die weitere Menschen infiziert und Opfer fordert.«

Das leuchtete Warren ein.

»Es gibt noch etwas Neues, das ich euch in diesem Zusammenhang erzählen muß«, meldete sich Jack zu Wort. »In der gleichen Umgebung, in der Connie gelebt hat, sind Unmengen von Kanalratten verendet.«

»Das gibt's doch gar nicht«, wunderte Laurie sich. »Sind die Ratten etwa auch an Botulismus gestorben?«

»Ganz genau«, erwiderte Jack. »Die Diagnose wurde vor ein paar Stunden bestätigt.«

»Das heißt, daß das Toxin, das Connie getötet hat, irgendwie ins Abwassersystem gelangt sein muß«, stellte Laurie fest.

»Oder die Ratten haben Connie auf irgendeine Weise infiziert«, gab Jack zu bedenken. »Connie hat in einer alten, auffälligen Hütte inmitten einer Siedlung anderer alter Holzhäuser gewohnt. Ihr müßtet euch diese Siedlung wirklich mal ansehen. Ob ich mit meiner Befürchtung richtig liege, weiß ich zwar nicht; aber nach dem Äußeren der Häuser und der chaotischen Bauweise zu urteilen, kann ich mir nicht vorstellen, daß die Wasserleitungen und -rohre dem heutigen Standard entsprechen.«

Laurie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß die Installationen irgend etwas damit zu tun haben. Es muß anders herum passiert sein. Das Toxin muß aus Connies Haus ins Abwassersystem eingeleitet worden sein. Und zwar eine gehörige Menge; sonst wären niemals so viele Ratten daran verendet. Ob Connie wohl Lebensmittel eingemacht hat?« Sie sah Warren fragend an.

Warren hob die Hände. »Mich darfst du nicht fragen. Ich habe die Frau nie kennengelernt.«

»Meiner Meinung nach sagt uns das Ganze, daß sich in Connies Umgebung dringend ein erfahrener Epidemio-

loge umsehen sollte«, entschied Laurie. »Irgendwo muß sich der Erregerherd schließlich befinden. Zumindest sollte man ihren Ehemann warnen. Falls die Giftquelle sich immer noch dort befindet, ist er stark gefährdet.«

»Zu dem gleichen Schluß bin ich auch gekommen«, sagte Jack. »Deshalb bin ich heute mittag sogar extra nach Brighton Beach gefahren, um den Mann zu warnen.«

»Du hast mit Yuri Davydov gesprochen?« fragte Warren. »Hast du Flash das schon erzählt?«

»Ich habe den Mann leider nicht angetroffen«, korrigierte Jack. »Er war nicht zu Hause. Aber ich habe mit einem seiner Nachbarn gesprochen. Er hat mir erzählt, daß Yuri Davydov Taxi fährt und nie vor neun oder zehn Uhr abends nach Hause kommt.«

Laurie sah auf die Uhr. »Dann wäre er jetzt daheim.«

»Stimmt«, bestätigte Jack. »Was willst du damit sagen?«

»Hast du seine Telefonnummer?« fragte Laurie.

»Ja«, erwiderte Jack. »Aber das nützt uns nichts. Mr. Davydov hat sein Telefon offenbar abgestellt.«

»Wann hast du es zum letzten Mal versucht?«

»Heute morgen«, gestand Jack.

»Wir sollten es vielleicht noch einmal versuchen«, schlug Laurie vor. Sie langte nach ihrer Handtasche und nahm ihr Handy heraus. »Wie lautet die Nummer?«

»Ich habe sie nicht dabei«, erwiderte Jack. »Sie ist bei meinen Unterlagen im Institut.«

»Dann ruf ich die Auskunft an«, beschloß Laurie. »Wie schreibt man Davydov?«

Ein paar Sekunden später hatte Laurie die Nummer und zeigte Jack die Anschrift, um sich zu vergewissern, daß es sich auch um den richtigen Davydov handelte. Nachdem sie gewählt hatte, ertönte das Besetztzeichen.

»Glaubst du mir jetzt?« fragte Jack.

»Ich habe dir auch vorher geglaubt«, stellte Laurie klar. »Ich dachte nur, daß es einen Versuch wert ist. Dann rufen wir ihn eben nicht an und fahren statt dessen hin.«

»Jetzt?« fragte Jack.

»Wie würdest du dich denn fühlen, wenn wir warten würden, bis der Mann ebenfalls gestorben ist?« fragte Laurie zurück. »Ziemlich mies, schätze ich«, gestand Jack. »Du hast natürlich recht. Dann fahre ich eben noch mal hin. Es wird allerdings eine Weile dauern. Brighton Beach liegt am hintersten Ende von Brooklyn.«

»Um diese Uhrzeit müßten wir eigentlich ziemlich schnell durchkommen«, bemerkte Laurie. »Wir nehmen den Brooklyn-Battery-Tunnel und den Shore Parkway. Dann sind wir in Null Komma nichts da.«

»Ich komme nicht mit«, erklärte Warren. »Flash hat mir erzählt, daß dieser Yuri ein Mistkerl sein soll. Des-

halb überlasse ich die Sache lieber euch Experten. Spit und ich verabschieden uns für heute.«

»Okay«, sagte Laurie. »Wir können ja auch ein Taxi nehmen.«

»Nicht nötig«, entgegnete Warren. »Ihr könnt meinen Wagen haben. Ich fahre mit Spit nach Hause. Du weißt ja, wo du ihn nachher am besten parkst, Doc.«

»Meinst du das im Ernst?« fragte Laurie.

»Natürlich«, versicherte Warren. »Habt noch einen netten Abend! In unserem Viertel braucht ihr euch nachher keine Sorgen zu machen. Es paßt die ganze Nacht jemand auf, damit so etwas wie vorhin nicht noch einmal passiert.«

21. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 22.30 Uhr

Yuri richtete sich auf und streckte sich. Er hatte gerade mit äußerster Sorgfalt das Anthraxpulver in den Einfülltrichter des Power-Breitspur-Verstäubers gefüllt und den Trichter wieder angebracht. Einschließlich der Zeit, die er, eingepfercht in seinen Schutzanzug der höchsten Sicherheitsstufe, im Labor verbracht hatte, hatte die gesamte Prozedur fast zwei Stunden gedauert. Doch jetzt war alles fertig. Das Spezialfahrzeug stand für den schicksalsschweren Einsatz am kommenden Morgen bereit.

Er warf einen Blick auf die Uhr und gönnte sich die erste Pause des Abends. Seitdem er Curt und den anderen Verrückten während der haarsträubenden Verfolgungsjagd auf Jack Stapleton entkommen war, breitete sich unterschwellig Panik in ihm aus. Er hatte sich Sorgen gemacht, sein Versprechen womöglich nicht einhalten zu können und bis zu seiner Deadline um dreiundzwanzig Uhr nicht alles fertig zu haben, was noch zu erledigen war. Doch er hatte sich umsonst verrückt gemacht. Um halb elf war alles fertig, eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit. Auf dem Küchentisch lagen fünf wie Würste aussehende Pla-

stikpakete zu jeweils einem Pfund. Sie enthielten ein hellbraunes Pulver und warteten darauf, an Curt und Steve übergeben zu werden. Auf den Päckchen lag der verschlossene Umschlag mit der Rezeptur, um die Curt ihn gebeten hatte. Des weiteren hatte er ein dickes Badetuch bereitgelegt, in das er die Pakete einwickeln wollte.

Wohl wissend, welche wichtige Rolle das Spezialfahrzeug bald spielen würde, klopfte er anerkennend gegen das Seitenblech und vergewisserte sich ein letztes Mal, ob die Schlüssel noch dort lagen, wo er sie deponiert hatte: auf der Sonnenblende an der Fahrerseite. Er wollte sich am Morgen keine dummen Patzer erlauben, wie etwa nicht mehr zu wissen, wo er die Autoschlüssel hingelegt hatte. Um Punkt acht Uhr würde er nach Manhattan aufbrechen, und zwar mit seinem Koffer, seinem gefälschten Paß und dem Flugticket. Er ging zur Seitentür der Garage, bedachte den Wagen mit einem letzten bewundernden Blick und knipste das Licht aus. Bevor er die Tür öffnete, schob er die rechte Hand in seine Jackentasche und umklammerte die Pistole. Er hatte immer noch Angst, daß Flash Thomas plötzlich bei ihm auftauchte, wobei er zu dieser späten Stunde eigentlich eher weniger mit ihm rechnete. Zumindest mußte er sich keine Gedanken mehr um den Gerichtsmediziner Jack Stapleton machen.

Während er vor sich hingrübelnd die Tür öffnete, fragte er sich, warum er nicht schon viel früher gemerkt hatte, wie verrückt Curt war. Steve war auch ziemlich seltsam, aber längst nicht so wie Curt. Yuri hatte zwar keine Ahnung von Psychologie; aber er vermutete, daß Curt als Kind irgend etwas Furchtbares erlebt haben mußte, das seine Persönlichkeit nachhaltig geprägt hatte. In Yuris Augen waren Amerikaner habgierig, brutal und ziemlich intolerant, wobei Curt den Durchschnitt sogar noch übertraf: Er hielt seine Weltanschauung für die einzig richtige und ließ keine andere Meinung gelten. Doch was ihn an Curt am meisten störte, waren dessen Vorurteile gegen Slawen, die im Laufe ihrer Bekanntschaft immer deutlicher zutage traten. Gerade wollte er die Tür zur Küche aufschließen, als er plötzlich innehielt. Seine Grübeleien über Curts gestörte Persönlichkeit hatte in ihm eine neue Sorge geweckt. War es angesichts von Curts selbstsüchtigem Verhalten nicht durchaus denkbar, daß er auch den Biowaffenanschlag im Central Park für die People's Aryan Army reklamieren würde – obwohl er und seine Skinhead-Truppe in Wahrheit nichts damit zu tun hatten?

»Chert!« fluchte Yuri leise vor sich hin. Die Sorge war absolut berechtigt. Fieberhaft machte er sich nun an dem Rezeptur-Umschlag zu schaffen.

»Mr. Davydov?« meldete sich plötzlich eine weibliche Stimme.

Geschockt, seinen Namen zu hören, richtete er seinen Blick auf die schmale Straße. Obwohl die Häuser der Siedlung äußerst dicht beieinander standen, hatte er nie Kontakt zu seinen Nachbarn gesucht. Er umklammerte die Pistole.

»Entschuldigen Sie! Sind Sie Mr. Davydov?«

Yuri blinzelte, um in der Dunkelheit etwas erkennen zu können. Da seine Außenbeleuchtung nicht angeschaltet war und es in der Oceanview Lane keine Straßenlaternen gab, konnte er gerade zwei Gestalten ausmachen, die hinter dem Maschendrahtzaun auf der Straße standen. Als er sah, daß es sich um zwei Weiße handelte, entspannte er sich. Zumindest war keiner von ihnen Flash Thomas.

»Wer sind Sie?« fragte Yuri zurück.

»Ich bin Dr. Laurie Montgomery. Falls Sie Mr. Davydov sind, müßte ich dringend mit Ihnen reden. Es dauert nicht lange.«

Yuri zuckte mit den Achseln und ging auf den Zaun zu. Die Pistole hielt er umklammert, so daß er sie bei Bedarf jederzeit ziehen konnte. Die zweite Gestalt war ein Mann.

»Es tut mir leid, daß wir Sie so spät noch stören«, begann Laurie. »Ich bin Gerichtsmedizinerin beim Ge-

richtsmedizinischen Institut in Manhattan. Wissen Sie, was ein Gerichtsmediziner ist?«

Yuri wollte antworten, brachte jedoch kein Wort über die Lippen, als er trotz der Dunkelheit erkannte, wer neben Dr. Montgomery stand. Es war Jack Stapleton!

Laurie faßte das Schweigen als ›Nein‹ auf und erklärte ihm kurz, was zu den Aufgaben eines Gerichtsmediziners gehörte.

Yuri schluckte, doch selbst das bereitete ihm Schwierigkeiten. Wieso, in aller Welt, stand da dieser Dr. Stapleton vor ihm? Was, um Himmels willen, war passiert? Warum hatte Curt ihn nicht informiert? Doch im gleichen Augenblick fiel ihm ein, daß er ja die Telefonschnur aus dem Stecker gezogen hatte.

»Wir sind hier, weil Ihre Frau, wie sich inzwischen herausgestellt hat, offenbar an einer Vergiftung durch Botulismustoxin gestorben ist. Wissen Sie, was Botulismus ist?«

Yuri nickte. Er hörte sein Herz irrsinnig laut pochen und hatte Angst, daß seine beiden Besucher es ebenfalls hörten. Was sollte er jetzt tun? Sollte er versuchen, sie loszuwerden? Oder sollte er sie in seine Wohnung bitten und auf Curt warten? Er hatte beim besten Willen keine Ahnung.

»Wir befürchten, daß sich die Erregerquelle möglicherweise immer noch in Ihrem Haus befindet«, fuhr Laurie fort. »Hat Ihre Frau Lebensmittel eingemacht?«

»Weiß ich nicht«, stammelte Yuri.

»Das müssen wir unbedingt herausfinden«, insistierte Laurie. »Wobei es allerdings auch noch andere potentielle Verursacher gibt. Die Erreger sind zum Beispiel auch schon in frischem Knoblauch in Öl oder in gefrorener Pastete aufgetreten. Sind Sie eigentlich Russe?«

»Ja«, brachte Yuri hervor.

»Dann habe ich Ihren Akzent ja richtig gedeutet«, sagte Laurie.

»Woher kommen Sie?« meldete sich Jack zum ersten Mal zu Wort.

Yuri zögerte und sagte nach ein paar Sekunden. »Sankt Petersburg.«

»Soll eine schöne Stadt sein«, schwärmte Laurie. »Es gibt übrigens auch einen bei russischen Immigranten beliebten Weißfisch, der schon mal mit Botulinusbazillen verseucht war. Essen Sie diesen Fisch häufig?«

»Nein«, erwiderte Yuri. Er hatte keine Ahnung, wovon Laurie sprach.

»Wir würden gern einen Blick in Ihre Küche werfen«, fuhr Laurie fort. »Sie befinden sich wirklich in großer Gefahr.«

»Ja, aber ...«, begann Yuri.

»Es dauert nicht lange«, fiel Laurie ihm ins Wort. »Wirklich. Immerhin sind wir extra aus Manhattan hier rausgekommen. Wir können natürlich auch das Gesundheitsamt anrufen.

Die Beamten würden darauf bestehen, sich Ihre Wohnung von innen anzusehen; dazu sind sie per Gesetz befugt.«

»Ist schon in Ordnung«, gab Yuri klein bei. »Wenn es nicht lange dauert.« Er erholte sich allmählich von seinem ersten Schock. Daß ihn mitten in der Nacht irgendwelche mit einem Haussuchungsbefehl bewaffneten Leute vom Gesundheitsamt aufsuchten, hätte ihm gerade noch gefehlt. Sein Hirn arbeitete auf Hochtouren. Gab es vielleicht sogar einen Weg, von dem Überraschungsbesuch zu profitieren? »Danke«, sagte Laurie und passierte mit Jack das kleine Tor. Yuri führte sie zum Hintereingang. Er schloß die Tür auf und trat ein. Laurie und Jack folgten ihm.

Laurie ließ ihren Blick durch den L-förmigen Raum schweifen. »Das ist ja ...«, begann sie und zögerte einen Augenblick, bis ihr das richtige Wort einfiel: »Niedlich.«

Jack nickte, doch er interessierte sich eher für Yuri. »Sie haben ja einen ganz schön heftigen Ausschlag.«

Yuri berührte sein Gesicht. Er war sichtlich verlegen. Seine andere Hand steckte immer noch in der Tasche und umklammerte die Glock-Automatik. »Ich bin gegen irgend etwas allergisch.«

Jack neigte den Kopf und musterte Yuri. »Sind wir uns nicht schon mal begegnet?«

»Mit Sicherheit nicht«, stellte Yuri klar und zeigte auf die Küchenecke. »Die Lebensmittel stehen alle dort.«

Laurie steuerte umgehend den Kühlschrank an, öffnete die Tür und bückte sich, um den kläglichen Inhalt in Augenschein zu nehmen.

Jack folgte ihr, doch er kam nicht weit, weil ein paar seltsam aussehende Gegenstände auf dem Tisch seine Aufmerksamkeit erregten. »Was ist das denn?« fragte er und bohrte seinen Finger in eines der wie Würste aussehenden Plastikpäckchen.

Yuri machte einen Satz auf ihn zu. »Vorsicht!« fuhr er ihn an. Als Jack seine Hand zurückzog, beruhigte er sich ein wenig. »Ich will nicht, daß sie kaputtgehen.«

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Jack. »Ist ja nichts passiert. Ist das irgendeine Delikatesse?«

»Könnte man so sagen«, erwiderte Yuri vage.

»Moment mal!« rief Jack plötzlich. »Ich kenne Sie doch! Sind Sie nicht der Mann aus Swerdlowsk?«

»Nein«, bestritt Yuri. »Ich bin aus Sankt Petersburg.«

»Habe ich Sie nicht in der Corinthian Rug Company getroffen?« fragte Jack unbeirrt weiter. »Ihr Nachbar, ein gewisser Yegor, hat mir doch von Ihrem Taxi erzählt. Sind Sie nicht vor ein paar Tagen bei dem Teppichhändler Mr. Papparis vorgefahren, um ihn abzuholen?«

»Da verwechseln Sie mich«, stellte Yuri klar. Ihm wurde immer mulmiger zumute.

»Sie sind dem Mann wie aus dem Gesicht geschnitten«, staunte Jack.

Laurie öffnete das Gefrierfach des Kühlschranks. Außer einer Flasche Wodka und einem Behälter mit Eiswürfeln war das Fach leer.

»Viel Eßbares haben Sie ja nicht im Haus«, bemerkte Laurie. »Meine Frau hat sich ausschließlich von Fast food ernährt«, teilte Yuri ihr mit. »Und ich esse immer unterwegs.«

Laurie nickte und öffnete die Küchenschränke. Da sie auch dort nichts Verdächtiges entdeckte, trat sie einen Schritt zurück und nahm aus zwei Metern Distanz die winzige Kochecke ins Visier. »Ihre Frau scheint keine Einmachgläser oder Derartiges besessen zu haben.«

»Ihre Einmachutensilien sind unten im Keller.« Yuri kam eine Idee.

Laurie drehte sich um und sah ihn neugierig an. »Dann hat Ihre Frau also doch Lebensmittel eingemacht und konserviert?«

»Wenn ich es mir recht überlege, hat sie das früher mal gemacht, glaube ich«, erwiderte Yuri.

»Gibt es davon noch irgendwelche Reste?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Yuri. »Ich habe schon lange nicht mehr darauf geachtet. Früher ist sie oft unten gewesen.«

»Könnten wir uns Ihren Keller einmal ansehen?« fragte Laurie und schaute Jack an, der einen ziemlich entgeisterten Eindruck machte.

»Warum nicht?« entgegnete Yuri. Er öffnete die Tür und stieg die Treppe hinab.

Laurie und Jack tauschten einen verwirrten Blick und folgten ihm. Als sie unten ankamen, hatte Yuri bereits das schwere Vorhängeschloß zur Eingangskammer geöffnet und war dabei, das ebenso stabile Schloß zum Vorratsraum aufzuschließen.

Laurie und Jack betraten die Eingangskammer und staunten nicht schlecht, als sie den Schutzanzug, die Dusche und die mit Chlorlauge gefüllten Plastikflaschen erblickten. Es roch penetrant nach Chlor und etwas weniger intensiv nach Gärung. Im Hintergrund hörten sie einen Abluftventilator dröhnen. Sie starrten sich entsetzt an.

Yuri stand neben der Tür zum Vorratsraum und zeigte hinein. »Ich glaube, dort finden Sie, wonach Sie suchen.«

Laurie und Jack kamen näher und spähten vorsichtig in den Vorratsraum. Yuri trat hinter sie. Sie sahen die Petrischalen, den Agar-Agar, die Gläser mit Nährböden und die Ersatz-Schwebstoff-Filter.

»Wie wär's, wenn Sie reingehen würden?« fragte Yuri.

Laurie und Jack drehten sich um und hielten die Luft an. Der Russe zielte mit einer Pistole auf sie!

»Würden Sie jetzt bitte hineingehen?« forderte Yuri sie ruhig auf.

»Ich glaube, wir haben genug gesehen«, entgegnete Jack unbeirrt. Er versuchte so zu tun, als ob ihn das plötzliche Auftauchen der Waffe nicht weiter beunruhigte, und wollte sich verabschieden. »Es wird Zeit, daß wir zurückfahren.«

Yuri hob die Pistole und drückte ab, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Oben hatte er Angst gehabt zu schießen, weil er die Nachbarn nicht auf sich aufmerksam machen wollte; doch hier im Keller, wo ohne Unterlaß der Ventilator dröhnte, hatte er keine Bedenken. In dem engen Raum verursachte der Schuß einen ohrenbetäubenden Knall. Die Kugel bohrte sich in einen der Deckenträger. Aus den alten Bodenbrettern über ihnen rieselte Staub herab. Laurie schrie.

»Beim nächsten Mal ziele ich auf Sie!« drohte Yuri.

»Wir geben Ihnen keinen Grund, noch einmal zu schießen«, versuchte Jack ihn zu beruhigen. Seine Stimme hatte schlagartig jegliche soeben noch vorgetäuschte Unbekümmertheit verloren. Er hob die Hände auf Brusthöhe, trat einen Schritt zurück und drängte Laurie, die zwischen ihm und Yuri stand, in den Vorratsraum. Dann folgte er ihr.

»Weiter rein!« befahl Yuri.

Jack und Laurie folgten der Aufforderung und preßten sich gegen die Betonwand. Aus ihren Gesichtern war

jegliche Farbe gewichen, so daß sie sich kaum noch von dem geweißten Beton abhoben.

Yuri trat einen Schritt vor, zog die Tür zu und verriegelte das Vorhängeschloß. Dann trat er zurück und musterte sein Werk. Er hatte die stabile Konstruktion eigentlich entworfen, um andere aus seinen Laborräumen fernzuhalten; aber sie eignete sich genausogut, unerwünschte Besucher einzusperren.

»Wollen wir uns nicht noch mal unterhalten?« schlug Jack durch die geschlossene Tür vor.

»Selbstverständlich«, erwiderte Yuri. »Sonst können Sie mir ja nicht helfen.«

»Das müssen Sie uns erklären«, rief Jack zurück. »Aber wir können viel besser zuhören und Ihnen viel besser behilflich sein, wenn wir nicht durch eine geschlossene Tür brüllen müssen.«

»Sie werden wohl ein paar Tage da drinnen ausharren müssen«, stellte Yuri klar. »Machen Sie es sich also ruhig gemütlich. Im Regal steht destilliertes Wasser. Eine Toilette kann ich Ihnen nicht bieten. Tut mir leid.«

»Danke, daß Sie sich so um uns bemühen«, entgegnete Jack. »Aber glauben Sie mir – wir würden uns oben viel besser fühlen. Ich verspreche Ihnen auch, daß wir uns gut benehmen.«

»Halten Sie den Mund, und hören Sie zu!« rief Yuri, während er einen Blick auf die Uhr warf. Es ging auf elf

Uhr zu. »In ein paar Minuten wird die People's Aryan Army hier eintreffen. Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Allerdings«, hob Jack seine Stimme.

»Dann wissen Sie ja sicher auch, daß die PAA Sie umbringen will«, fuhr Yuri fort. »Ich wundere mich, ehrlich gesagt, warum Sie nicht längst tot sind; denn Sie sollten heute nachmittag erledigt werden. Wenn die PAA-Leute Sie hier entdecken, kommen sie runter und erschießen Sie auf der Stelle. Darauf können Sie Gift nehmen. Ich an Ihrer Stelle würde lieber weiterleben wollen.«

»Da sind wir ja endlich mal einer Meinung«, stellte Jack fest. »Die Mitglieder der PAA sind absolut durchgeknallte, rücksichtslose Typen«, ergänzte Yuri.

»Den Eindruck habe ich auch gewonnen«, stimmte Jack ihm zu.

»Und sie haben jede Menge Waffen, die sie liebend gern zum Einsatz bringen.«

»Das ist mir ebenfalls nicht entgangen.«

»Ich rate Ihnen deshalb, mucksmäuschenstill zu sein, wenn Sie die Leute hören«, empfahl Yuri. »Macht das in Ihren Augen Sinn?«

Jack signalisierte Zustimmung. »Aber inwiefern sollen wir Ihnen helfen?«

»Die People's Aryan Army und ich haben für morgen früh Biowaffenanschläge auf Manhattan geplant«, erklär-

te Yuri. »Glauben Sie nicht, das sei nur eine leere Drohung! Ich habe hier unten in meinem Labor etliche Pfund kampftaugliches, extrem wirkungsvolles Anthrax hergestellt. Als Ärzte haben Sie doch sicher sofort erkannt, daß dies ein ehemaliges Labor ist.«

»Zumindest hatten wir den leisen Verdacht«, gab Jack zu. »Im Augenblick befinden wir uns offenbar im Lager-
raum Ihres Mikrobiologie-Labors.«

»Sie haben es erfaßt«, bestätigte Yuri. »Jetzt passen Sie auf: Ich will nichts weiter von Ihnen, als daß Sie der Öffentlichkeit folgendes mitteilen: Das, was morgen passiert, geht einzig und allein auf mein Konto.«

Yuri wartete. Statt einer Antwort hörte er Jack und Laurie miteinander flüstern.

»Haben Sie mich verstanden?« fragte er.

»Wir haben uns gerade gefragt, ob Sie außer Anthrax auch Botulinustoxin hergestellt haben«, rief Jack.

»Ich habe es versucht«, gestand Yuri. »Aber die Kultur ist zu langsam gediehen. Für einen Biowaffenanschlag läßt sich das Toxin nicht schnell genug produzieren.«

»Und was haben Sie mit der Kultur gemacht?« fragte Jack. »Haben Sie das Zeug einfach in den Abfluß gekippt?«

»Was mit der Clostridium-Kultur geschehen ist, tut nichts zur Sache«, erwiderte Yuri. »Es geht um das Anthraxpulver, das morgen zum Einsatz kommt.«

»Das sehen wir genauso«, sagte Jack. »Wir sorgen dafür, daß Sie Ihre verdiente Anerkennung bekommen. Das versprechen wir.«

»Um auf Nummer Sicher zu gehen, erzähle ich Ihnen im Detail, was morgen passieren wird«, fuhr Yuri fort. »Damit mache ich Sie zu wichtigen Zeugen für meine Urheberschaft dieser historischen Tat.«

»Wir sind ganz Ohr«, forderte Jack ihn auf zu beginnen.

»Falls die Leute von der People's Aryan Army kommen, muß ich zwischendurch unterbrechen«, stellte Yuri klar.

»Wir platzen vor Neugier«, entgegnete Jack. »Schießen Sie los!«

Yuri erzählte Jack und Laurie sämtliche Details über die beiden geplanten Anschläge, einschließlich des genauen Tunings und der Art und Weise, wie Curt und Steve das Pulver in das Air-Condition-System des Jacob Javits Federal Buildings einschleusen wollten. Er berichtete ihnen von dem Plan der Feuerwehrmänner, nach der Rauchbombe und Deponierung des biologischen Kampfstoffes die Anzeige- und Kontrolltafeln für das gesamte Gebäude außer Betrieb zu setzen, um dadurch ein Auslösen der Rauchdetektoren durch das Pulver zu verhindern. Den Rest würde die Klimaanlage bewerkstelligen. Zur

gleichen Zeit, fuhr er fort, werde er selber in einem gestohlenen Spezialfahrzeug zum Verstäuben von Pestiziden durch den Central Park fahren. Er beendete seinen Bericht mit einer Schätzung der Opfer, die sein persönlicher Anschlag fordern würde: Vermutlich werde es etwa eine Million Tote geben – vielleicht auch ein paar hunderttausend mehr oder weniger. Er gehe davon aus, stellte er abschließend klar, daß sich das Anthraxpulver in einem Umkreis von mindestens achtzig Kilometern über Long Island ausbreiten werde. Das einzige, was er nicht offenlegte, waren seine Pläne nach Vollendung des Anschlags.

»Woher haben Sie Ihr Know-how?« wollte Jack nach ein paar Sekunden ehrfürchtigen Schweigens wissen.

»Interessiert Sie das wirklich?« fragte Yuri. Er fühlte sich geschmeichelt.

»Wie ich schon sagte«, wiederholte Jack. »Wir sind ganz Ohr.«

22. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 23.30 Uhr

Curt bog in die enge Oceanview Lane ein und manövrierte seinen Dodge Ram vorsichtig an den Mülltonnen vorbei.

»Warum, zum Teufel, holen diese Leute ihre Mülltonnen nicht rein?« fluchte er.

»Frag mich nicht«, entgegnete Steve. »Ich werde unsere Ausflüge in dieses miese Viertel bestimmt nicht vermissen.« Vor Yuris Garage hielt Curt an und parkte an der gleichen Stelle wie immer. Er schaltete das Licht aus und stellte den Motor ab.

»Hoffentlich ist Yuri fertig geworden«, sagte Curt. »Wenn wir den Stoff erst einmal haben, ist soweit alles paletti. Wir haben ein riesiges Glück, daß unser Captain ausgerechnet jetzt Urlaub genommen hat. Deine Idee, nach dem Anschlag bei ihm vorzusprechen und unsere Kündigungen einzureichen, war in meinen Augen die einzige Schwachstelle an unserem Fluchtplan. Mit seinem Stellvertreter zu sprechen macht mir hingegen nichts aus. Der Typ ist eh bescheuert.«

»Zu guter Letzt kommt nun doch noch alles ins Lot«, pflichtete Steve ihm bei. »Morgen um diese Zeit sind wir

längst in West-Pennsylvania und sehen uns das in New York herrschende Chaos im Fernsehen an.«

»Wie viele von den kleinen Zeitbomben hast du besorgt?«

»Ein Dutzend«, berichtete Steve. »Nur um auf Nummer Sicher zu gehen.«

»Hast du deine Knarre dabei?«

»Natürlich.«

»Auf geht's!« Curt stieg aus und schnappte sich die schwarze gummierte Leinentasche der Feuerwehr, in der normalerweise schweres Werkzeug befördert wurde. Das Innere der Tasche hatte er zuvor einer sorgfältigen Inspektion unterzogen, um sich zu vergewissern, daß sie auch keine scharfen Ecken oder Kanten aufwies. Ohne das Werkzeug befand sich nichts mehr in der Tasche, das die wurstähnlichen Päckchen beschädigen konnte.

Schweigend gingen sie zur Haustür. Curt klopfte. Während sie warteten, traten sie von einem Bein aufs andere, um nicht zu frieren. Der Himmel war sternenklar, und obwohl es empfindlich kalt geworden war, trugen sie beide nur T-Shirts. Ihre Pistolen steckten in Halftern, die sie jeweils hinten am Hosengurt befestigt hatten.

»Was, zum Teufel, soll das?« fluchte Curt, als Yuri nicht sofort öffnete. Er zog die beschädigte Fliegentür auf und pochte mit seiner freien Hand energisch gegen

die Innentür. Dann sah er Steve an. »Wenn er nicht da ist, werde ich ...« In diesem Augenblick riß Yuri die Tür auf. »Tut mir leid«, begrüßte er die beiden außer Atem. »Ich war im Keller.«

Curt musterte ihn und trat ein. Steve folgte ihm. Yuri schloß hinter ihnen die Tür und verriegelte sie.

»Hast du alles fertig?« fragte Curt.

Yuri zeigte in Richtung Küchentisch. »Die Päckchen liegen bereit. Was haltet ihr davon, erst einmal anzustoßen?«

»Warum nicht?« entgegnete Curt.

Yuri ging in die Küche und holte die Wodkaflasche aus dem Gefrierfach. Curt folgte ihm und inspizierte die Plastikpäckchen.

»Wieviel Pfund sind es?« wollte er wissen.

»Fünf«, erwiderte Yuri und schenkte den Wodka ein.

»Und das hier ist die Anweisung, um die ich gebeten habe?« fragte Curt. Er nahm den dicken Umschlag in die Hand und hielt ihn hoch.

»Ja«, erwiderte Yuri und ging ins Wohnzimmer. »Außerdem habe ich ein paar Sicherheitsempfehlungen für euch hinzugefügt, die ihr nach dem Anschlag beachten solltet. Nur ein paar kleine Tips.«

»Gut«, lobte Curt. Er stellte die Leinen-Werkzeugtasche auf den Tisch und legte den Umschlag hinein. Dann gesellte er sich zu den anderen.

Yuri hatte die Gläser großzügig gefüllt. Er reichte zunächst Curt und Steve ihre Drinks, dann bediente er sich selbst und prostete den beiden Feuerwehrmännern mit erhobenem Glas zu. »Auf Operation Wolverine!«

Die beiden nickten, dann stießen sie an und tranken. Curt und Steve japsten nach Luft, nachdem sie einen Schluck genommen hatten. Als Biertrinker waren sie scharfe Getränke nicht gewohnt.

»Wie ist eigentlich die Jagd auf Jack Stapleton ausgegangen?« fragte Yuri laut. »Der erste Teil war ja ziemlich spannend.«

Curt und Steve sahen sich an. »Nicht so gut«, gestand Curt. »Wir haben ihn im Park verloren. Gut, daß wir unsere Operation auf morgen vorverlegt haben.«

»Ist alles vorbereitet?« fragte Yuri.

»Wir sind startbereit«, versicherte Steve. »Der falsche Alarm wird gegen neun Uhr fünfundzwanzig ausgelöst. Das heißt, daß wir unser Zielobjekt gegen neun Uhr dreißig betreten werden.«

»Ich werde ebenfalls um neun Uhr dreißig startbereit sein«, verkündete Yuri. »Darauf sollten wir noch einmal das Glas erheben!«

Sie stießen erneut an und tranken.

Curt wischte sich mit der Hand über den Mund. »Wir haben uns auf dem Weg hierher überlegt, daß es viel-

leicht besser wäre, das gesamte Anthraxpulver für das Verwaltungsgebäude zu verwenden und den Anschlag auf den Park abzublasen.«

Yuri schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Ich ziehe meinen Anschlag durch.«

»Und was willst du tun, wenn wir darauf bestehen, den Anschlag auf den Central Park unter den Tisch fallen zu lassen?« fragte Curt. Er nahm einen weiteren Schluck Wodka und sah Yuri an.

Yuri ließ seinen Blick zwischen den beiden Feuerwehrmännern hin und her schweifen. »Dafür ist es zu spät. Die anderen fünf Pfund Anthrax befinden sich längst in dem Breitspur-Verstäuber.«

»Wie wär's, wenn du sie wieder auslädst?« fragte Curt.

»Das geht nicht«, stellte Yuri klar. »Das Pulver befindet sich lose in dem Trichter. Ich mußte ihn abmontieren und ihn unten im Labor unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen beladen. Dazu habe ich natürlich meinen Schutzanzug getragen.«

»Das Anthraxpulver ist nicht in Plastik verpackt wie unseres?« fragte Curt.

»Nein«, informierte ihn Yuri. »Der Rührmechanismus ist nicht robust genug, um das Plastik zu zerstören.«

Curt nickte. »War ja nur eine Idee.« Er ließ sein halbvolles Glas auf dem Beistelltisch stehen. »Bringen wir

das Zeug in meinen Wagen, dann können wir abhauen! Morgen wird ein großartiger Tag!«

Sie gingen in die Küche. Während Yuri das Handtuch vom Tresen holte, beugten Curt und Steve sich über die Plastikpäckchen mit dem gefährlichen Kampfstoff. Keiner von ihnen wagte es, sie zu berühren.

»Bist du sicher, daß wir die Päckchen ohne Gefahr transportieren können?« fragte Curt.

»Solange ihr die Versiegelung nicht kaputtmacht«, erklärte Yuri und nahm eins der Päckchen in die Hand.

Curt und Steve traten instinktiv einen Schritt zurück.

»Von außen sind sie gründlich dekontaminiert«, versicherte Yuri. »Außerdem habe ich sie heiß versiegelt. Dadurch sind sie absolut luftundurchlässig.« Er reichte Curt das Päckchen, doch der deutete auf Steve.

Steve streckte seine Hand aus. Sie zitterte leicht. Yuri legte ihm das würstchenähnliche Paket so auf die Handfläche, daß die Enden zu beiden Seiten herabhingen: Es war etwa fünfundzwanzig Zentimeter lang.

»Wie viele Menschen kann man mit dieser Menge Anthrax beseitigen?« fragte Steve und versuchte das Gewicht des in seiner Hand liegenden Päckchens abzuschätzen.

»Ein paar hunderttausend«, gab Yuri Auskunft. »Vorausgesetzt, es wird auf die richtige Weise verbreitet.«

»Die Ventilatoren im Jacob Javits Federal Building dürften bestens geeignet sein, den Stoff in Umlauf zu bringen«, stellte Curt fest und öffnete die Tasche. »Packen wir das Zeug ein!«

Yuri reichte Curt das Handtuch, woraufhin dieser den Boden der Tasche damit auslegte. Als er soweit war, wies er Steve an, das erste Päckchen hineinzulegen. Curt nahm das nächste Päckchen und plazierte es mit äußerster Vorsicht neben dem ersten.

»So vorsichtig müßt ihr nun auch wieder nicht sein«, sagte Yuri. »Das Plastik hält ziemlich viel aus. Es ist so stark, daß ihr es mit bloßen Händen niemals zerreißen könntet.«

Ein wenig ermutigt nahm Curt die anderen drei Pakete und legte auch sie in die Tasche. Den Umschlag plazierte er obenauf. Dann reichte er Steve die Tasche.

»Tja, das war's wohl«, wandte Curt sich an Yuri.

»Viel Glück!« entgegnete Yuri.

Curt drehte sich um. Im gleichen Augenblick zog er seine Glock-Automatik aus dem Halfter. Mit einer schnellen, mühelosen Bewegung riß er die Waffe herum und zielte auf Yuri. Yuri riß die Augen weit auf, seine Mundwinkel gingen nach unten.

In der nächsten Sekunde drückte Curt ab. Die Kugel bohrte sich mitten in Yuris Stirn, knapp über den Augen-

brauen. Blut und Gewebefetzen spritzten gegen den Kühlschrank. Yuri brach zusammen, als hätte ihm jemand die Beine weggezogen.

»O mein Gott!« schrie Steve bestürzt. »Warum, zum Teufel, hast du das getan?«

Curt steckte seine Pistole zurück ins Halfter und stupste Yuri mit dem Fuß an. Rein biologisch gesehen lebte er noch, wenn auch kaum. Die gurgelnden Geräusche, die er von sich gab, reichten Curt, um zu wissen, daß Yuri seinem Ende nahe war.

»Ich dachte, wir hätten besprochen, daß unsere Leute das später erledigen!« brüllte Steve seinen Kumpel an. »Warum hast du mir nichts davon gesagt, daß du ihn erschießen willst?«

»Scheißt du dir gleich in die Hosen?« entgegnete Curt und sah Steve scharf an.

»Nein, verdammt!« erwiderte Steve. »Aber du könntest mich zumindest in deine Pläne einweihen! Du hast mich zu Tode erschreckt.«

»Ich habe nichts geplant«, raunzte Curt. »Es hat mich einfach nur angekotzt, wie dieser Russe sich eben aufgeführt hat. Hast du nicht gehört, wie er süffisant festgestellt hat, daß es zu spät sei, das Pulver wieder aus dem Pestizid-Verstäuber auszuladen? Von so einem Typen lasse ich mir doch nichts vorschreiben – und es kam mir

ganz so vor, als ob er mir Belehrungen erteilen wollte! Dabei hatte ich gerade beschlossen, ihm noch eine Chance zu geben. Wenn er sich bereit erklärt hätte, seinen Stoff für das richtige Ziel rauszurücken und nicht auf seinen bekloppten, sinnlosen Terroranschlag bestanden hätte, hätte ich ihn niemals erledigt.« Steve stellte die Leinentasche ab und ging zurück zu dem Beistelltisch. Er nahm sein Glas, kippte sich einen kräftigen Schluck eiskalten Wodka in die Kehle und mußte sich schütteln. »Es wäre schön, wenn du mich demnächst rechtzeitig über deine Gedankengänge informieren könntest.«

»Los, du Hosenscheißer!« entgegnete Curt. »Schnapp dir die Tasche, und laß uns verschwinden!«

23. KAPITEL

Mittwoch, 20. Oktober, 23.50 Uhr

»Meinst du, sie sind weg?« flüsterte Jack.

»Ja«, flüsterte Laurie zurück. »Ich glaube, ich habe vor einigen Minuten gehört, wie die Fliegentür vor der Haustür zugeknallt ist. Sicher bin ich mir allerdings nicht, der Ventilator ist so laut.«

Der Vorratsraum, in dem Laurie und Jack ausharrten, war stockdunkel. Als Yuri nach oben gegangen war, hatte er das Kellerlicht ausgeknipst und damit gleichzeitig die Beleuchtung im Vorratsraum ausgeschaltet. Während der gesamten Zeit, in der die Leute von der People's Aryan Army im Haus gewesen waren, hatten sich die beiden nicht vom Fleck gerührt; sie hatten sogar kaum zu atmen gewagt. Als plötzlich ein Schuß die angespannte Stille zerriß, war ihnen vor Schreck beinahe das Herz stehengeblieben. Bis dahin hatten sie durch die dünnen Bodenbretter und den Linoleumbelag hindurch ein paar einzelne Gesprächsfetzen aufgeschnappt. »Ich fürchte, sie haben den Russen abgeknallt«, stellte Jack in fast normaler Tonstärke fest. Er wagte es immer noch nicht, sich zu bewegen oder lautere Geräusche von sich zu ge-

ben; womöglich hatten die Typen von der People's Army sie nur hereingelegt und waren doch noch im Haus. »Das fürchte ich auch«, stimmte Laurie ihm zu. »Er hat den Leuten, die ihn besuchen wollten, nicht über den Weg getraut. Das habe ich vorhin schon gemerkt.«

»Womöglich waren es die gleichen Männer, die es vorhin auf mich abgesehen hatten«, mutmaßte Jack. »Tut mir leid, daß ich Paul verdächtigt habe. Was hier passiert, ist eine ganz andere Nummer und hat nichts damit zu tun, daß Paul sauer auf mich ist. Da habe ich wohl voreilige Schlüsse gezogen.«

»Und wenn schon«, entgegnete Laurie. »Das ist doch im Augenblick völlig egal. Was machen wir denn jetzt?«

»Wir versuchen, hier rauszukommen«, entschied Jack. »Allerdings habe ich wenig Hoffnung, daß uns das gelingen wird. Hast du beim Reinkommen auf die Tür geachtet? Sie ist aus zwei Zentimeter dickem, mit Stahl verstärktem Sperrholz.« Laurie mußte sich schütteln. »Ich hasse es, hier in der Dunkelheit eingesperrt zu sein. Es erinnert mich an all die schrecklichen Dinge, die mir 1992 im Zusammenhang mit den Überdosis-Fällen widerfahren sind.«

»Na komm!« versuchte Jack sie zu beruhigen. »Ich finde es ja auch ein bißchen beklemmend, hier eingesperrt zu sein – aber es ist ja wohl längst nicht so schlimm, wie in einem zugengelassenen Sarg zu liegen.«

»Aber das hier kommt gleich an zweiter Stelle«, entgegnete Laurie. »Riechst du auch dieses Gemisch aus Gärungsgestank und Chlor?«

»Ja«, erwiderte Jack. »Hier muß irgendwo ein Fermenter mit einer ansehnlichen aktiven Anthraxkultur herumstehen. Als ich heute mittag ums Haus gegangen bin, ist mir ein Abzug und das Geräusch eines Ventilators aufgefallen. Ich könnte mir in den Hintern treten, daß ich nicht darauf gekommen bin, was das bedeutete. Ich Idiot habe mich nur gewundert, was für eine große Heizungsanlage das Haus haben muß.«

»Es sieht jedenfalls alles ganz danach aus, als hätte hier jemand sein Handwerk verstanden«, stellte Laurie fest.

»Da hast du wohl leider recht«, stimmte Jack ihr zu. »Deshalb müssen wir die Drohung für den morgigen Anschlag absolut ernst nehmen. Als ich den Fall Papparis untersuchte, habe ich sogar kurz an einen Bio-Anschlag gedacht. Aber als sich dann eine viel plausiblere Erregerquelle aufgetan hat, habe ich die Idee wieder verworfen – obwohl ich mißtrauisch war, weil mir die Auflösung des Rätsels viel zu glatt und mühelos erschien. Warum, zum Teufel, bin ich bloß so bequem gewesen und habe sein Büro nicht gründlicher durchsucht? Dafür könnte ich mir ein weiteres Mal in den Hintern treten.«

»Du hast dir keine Vorwürfe zu machen«, beschwichtigte ihn Laurie. »Schließlich hast du den städtischen Epidemiologen informiert. Es wäre seine Aufgabe gewesen, sich um die Angelegenheit zu kümmern.«

»Mag sein«, stimmte Jack ihr wenig begeistert zu. »Ich habe sogar den Leiter des städtischen Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen angerufen, aber dadurch fühle ich mich jetzt auch nicht besser.«

»Erinnerst du dich noch an seinen Namen?« fragte Laurie. »Er hat doch mal über Bioterrorismus referiert.«

»Stan Thornton«, erwiderte Jack.

»Richtig«, sagte Laurie. »Der Vortrag hat mich damals total aufgewühlt.«

Eine Weile sagten weder Laurie noch Jack ein Wort. Allerdings wagten sie es jetzt erstmals, ihr Gewicht zu verlagern. Sie hatten seit der Ankunft der PAA keinen Muskel bewegt.

»Himmel, nein!« stöhnte Laurie und brach das Schweigen. Sie mußte sich wieder schütteln. »Ich kann es einfach nicht fassen, daß wir in diesem winzigen, düsteren Kerker eingesperrt sind und eine relativ normale Unterhaltung führen – wohl wissend, was morgen im Jacob Javits Federal Building passieren wird. Hätte ich doch bloß mein Handy dabei!« Sie hatte ihre Handtasche im Handschuhfach von Warrens Wagen zurückgelassen,

weil sie befürchtet hatte, mit einer Abendtasche unprofessionell zu wirken.

»Ein Handy würde die Sache in der Tat erleichtern«, stimmte Jack ihr zu. »Aber ich glaube, Yuri Davydov hätte es dir sowieso weggenommen. Er schien genau zu wissen, was er tat. Ich habe an meinem Schlüsselanhänger eine winzige Taschenlampe. Achtung, ich mache sie jetzt an.«

»Ja, bitte«, seufzte Laurie.

Der armselige Lichtstrahl beleuchtete nur eine kleine Fläche des Raums. Im Lichtkegel erschien Lauries besorgtes Gesicht. Sie umklammerte sich, als würde sie frieren.

»Alles okay mit dir?« fragte Jack, als er sah, wie ängstlich sie wirkte.

»Ich versuche durchzuhalten«, erwiderte Laurie.

Jack ließ den Lichtstrahl der winzigen Lampe durch den Raum wandern. Als er die Flaschen mit dem destillierten Wasser entdeckte, hielt er inne und stellte sie an einen anderen Platz, wo sie sie später in der Dunkelheit leichter finden würden. »Die werden wir brauchen«, bemerkte er. »Nicht daß ich schwarzmalen will; aber ich fürchte, wir müssen vielleicht eine Weile hier ausharren.«

»Ein schöner Gedanke«, entgegnete Laurie und lachte freudlos auf.

Der Lichtstrahl fiel jetzt auf die Tür. Da sie nach außen aufging, waren die Scharniere auf der anderen Seite. Jack tastete den Türrahmen ab.

»Meinst du, wir können Krach machen?« fragte Jack.

»Wenn wir die Nachbarn auf uns aufmerksam machen wollen, sollten wir so viel Lärm wie möglich machen«, bekräftigte Laurie.

»Ich meine wegen der PAA-Typen«, erklärte Jack.

»Die sind doch schon lange weg«, entgegnete Laurie.
»Sie sind nur hergekommen, um den Stoff abzuholen. Jetzt checken sie wahrscheinlich gerade noch mal ihren morgigen Anschlag auf Lower Manhattan durch.«

»Sicher hast du recht«, stimmte Jack zu. »Außerdem hatten sie ja nicht den geringsten Grund, uns hier unten zu vermuten.«

Er klopfte den Türpfosten ab und horchte, ob es irgendwo eine morsche Stelle gab. Leider machte die ganze Konstruktion einen äußerst soliden Eindruck. Dann stellte er sich mit der Schulter zur Tür, trat einen Schritt zurück und warf sich mit voller Wucht dagegen. Auf diese Weise versuchte er etliche Male, die Tür aufzubrechen; doch obwohl er jedesmal mehr Kraft aufwandte, bewegte sie sich nicht einen einzigen Millimeter.

»Vergessen wir dieses Ding«, resignierte er schließlich und richtete den Strahl seiner Mini-Taschenlampe auf die

geweißten Betonwände. Er klopfte sie in verschiedenen Ecken mit den Fingerknöcheln ab, um auch hier nach etwaigen hohlen Stellen zu suchen, doch die Wände schienen ebenfalls voll intakt zu sein.

»Wirklich erstaunlich, daß das Haus ein derart solides Fundament hat«, stellte er schließlich fest. »Von außen sieht es längst nicht so stabil aus.«

»Was ist mit der Decke?« fragte Laurie.

Jack richtete den Strahl nach oben und inspizierte die Stelle zwischen den Deckenträgern. Beinahe im gleichen Augenblick wurde der Lichtstrahl schwächer.

»O je«, sagte Jack. »Ich fürchte, gleich sitzen wir wieder im Dunkeln.«

Er hatte den Satz kaum zu Ende gesprochen, als das Licht noch einmal kurz aufhellte und dann ganz schnell verblaßte. Eine Minute später war die Batterie endgültig leer.

24. KAPITEL

Donnerstag, 21. Oktober, 9.15 Uhr

Mike Compisano richtete seine hellblauen Augen auf die Fassade des imposanten zweiundvierzigstöckigen Jacob-Javits-Bundesgebäudes. Der riesige Kasten schüchterte ihn ebenso ein wie die Amtsgewalt, die er verkörperte. Gleichzeitig ärgerte er sich aber auch über ebendiese Amtsgewalt und die Machtbefugnisse der Verwaltung.

Mike war Skinhead geworden, weil er sich von der Gesellschaft verstoßen fühlte, die ihn wie Treibgut im Kielwasser eines fahrenden Ozeanriesen zurückgelassen hatte. Dank diverser Antidiskriminierungsprogramme und anderer verrückter Maßnahmen hatten seiner Meinung nach sämtliche Afroamerikaner, Hispaños und Asiaten, mit denen er die Schulbank gedrückt hatte, bessere Chancen als er – und das obwohl er doch im Gegensatz zu diesen Angehörigen andersartiger Rassen ein richtiger Amerikaner war. Curt hatte ihm klargemacht, daß an dieser Misere allein die Regierung schuld sei – und die Regierung wurde durch das Gebäude repräsentiert, vor dem er stand.

Unbeabsichtigt war seine Hand wie von selbst in die Tasche seiner ausgebeulten Hose geglitten. Er betastete

die Rauchbombe, die er in dem Luftschacht zünden sollte. Zwar wußte er nicht genau, was Curt vorhatte; doch ihm war klar, daß er an diesem Morgen eine wichtige Rolle spielte. Die Leute, die ihm seine Zukunft geraubt hatten, würden einen saftigen Denkkzettel verpaßt bekommen.

Er musterte die Bürokraten, die an ihm vorbei in das Gebäude strömten. Genau sie waren für das Chaos in seinem Land verantwortlich. Am liebsten hätte er sich den Erstbesten geschnappt und ihm seine arrogante Visage poliert; doch Curt hatte ihm ausdrücklich verboten, durch irgendwelche überstürzten Aktionen Aufmerksamkeit zu erregen.

Mike sah auf die Uhr und stellte fest, daß es endlich Viertel nach neun war. Schon seit einer halben Stunde stand er vor dem Gebäude und versuchte, sich warm zu halten. Er trug das einzige elegante Outfit, das er besaß: einen Anzug mit Hemd und Krawatte. Sein kurzes blondes Haar hatte er vergebens zu bändigen versucht; die Borsten ließen sich weder zur Seite kämmen noch plätten, sondern ragten stramm auf wie kurze Streichhölzer.

Er atmete noch einmal tief durch und setzte sich in Bewegung. Sein Herz raste, und er war ziemlich nervös, denn er hatte Angst, daß irgend etwas schiefgehen könnte. Auf keinen Fall durfte er seinen Auftrag vermasseln.

Die erste Herausforderung stellte der Sicherheitscheck dar. Er reihte sich in die Schlange ein und passierte nach kurzem Warten den Metalldetektor. Unglücklicherweise piepte er.

»Was haben Sie in den Taschen, junger Mann?« fragte einer der uniformierten Männer des Sicherheitsdienstes.

Mike durchwühlte seine Hosentaschen und kramte einen kurzen dicken Schraubenzieher hervor, den er eingesteckt hatte, weil er fürchtete, die Verkleidung des Schachts mit einer Münze womöglich nicht aufzubekommen.

»Sie wollen wohl heute noch kräftig zu Werke gehen«, sagte der Mann und grinste.

Mike nickte. Er wurde gebeten, den Metalldetektor noch einmal ohne den Schraubenzieher zu passieren. Diesmal ertönte kein Warnsignal.

»Schönen Tag noch!« wünschte ihm der Uniformierte und gab ihm den Schraubenzieher zurück.

Mike fiel ein Stein vom Herzen, daß der Mann vom Sicherheitsdienst ihn nicht gefragt hatte, wohin er wolle. Er bestieg den Fahrstuhl und fuhr in den zweiten Stock. Als er ausstieg, nahm er ein dumpfes Dröhnen und das Vibrieren aus dem Maschinenraum wahr. Er ging den Flur entlang und steuerte weisungsgemäß direkt auf die Herrentoilette zu. Curts Beschreibung stimmte exakt. Rasch öffnete er die Tür.

Leider war die letzte Kabine besetzt, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als sich zu gedulden. Da er nicht wußte, was er sonst tun sollte, wusch er sich die Hände und stand eine Weile herum. Schließlich verließ ein Mann die Kabine. Er warf Mike einen kurzen Blick zu, wusch sich ebenfalls die Hände und verschwand.

Mike huschte in die Kabine und schloß hinter sich ab. Der Luftschacht befand sich knapp über seinem Kopf. Mit Hilfe des Schraubenziehers hatte er die Abdeckung im Nu gelöst. Er stellte sich auf die Toilette und sah in den Luftkanal. Dieser verlief etwa einen Meter schnurgerade und machte dann einen Knick.

Er hielt sich genau an Curts Anweisungen: Nachdem er die Rauchbombe hervorgeholt hatte, zündete er ein Streichholz an und hielt es an den Docht. Es fing sofort Feuer. Im nächsten Augenblick schleuderte er die Bombe mit einer Seitwärtsbewegung aus dem Handgelenk in den Lüftungsschacht. Sie landete kurz vor der Stelle, an der der Kanal in einem rechten Winkel abknickte. Mike sah, daß die Bombe bereits Rauch entwickelte. Eine ganze Menge sogar.

Jetzt brachte er die Abdeckung wieder an, verließ die Kabine und trat hinaus auf den Flur. Am Fahrstuhl angelangt, drückte er auf den Knopf und wartete. Im Nu war er wieder unten im Erdgeschoß. Genau in dem Augen-

blick, in dem er den Fahrstuhl verließ, ertönte der Feueralarm. Gleichzeitig verkündete eine Tonbandaufnahme über die Lautsprecheranlage: »Bitte verlassen Sie über die nächste Treppe das Gebäude.« Die Ansage wurde pausenlos wiederholt.

Beflügelt von dem angenehmen Gefühl, etwas geschafft zu haben, verließ Mike zusammen mit ein paar anderen Leuten das Gebäude. Denjenigen, die in das Innere wollten, wurde der Eintritt verwehrt; sie mußten warten, teilte man ihnen mit, bis man die Ursache des Feueralarms ergründet habe. Die Menschentraube auf dem Platz vor dem Wolkenkratzer wurde immer größer. Die Wartenden zündeten sich Zigaretten an und begannen miteinander zu reden. Während die Minuten verstrichen, strömten immer mehr Menschen aus dem Gebäude. Mike mischte sich in das Gedränge, hielt sich aber eher am Rand in Straßennähe.

Nach fünf Minuten ertönte in der Ferne Sirenengeheul. Einen Augenblick später bogen zwei Löschwagen um die Ecke und hielten direkt vor dem Haupteingang des Bundesverwaltungsgebäudes. Auf der Seite des ersten Feuerwehrowagens stand in Goldbuchstaben »FEUERWEHR NEW YORK LÖSCHZUG 7«.

Mike warf einen Blick auf die Uhr. Es war eine Minute vor halb zehn. Als er wieder aufsaß, erblickte er Curt,

der gerade aus dem vorderen Löschfahrzeug sprang. Er trug seine komplette Feuerwehrmontur: eine Jacke aus feuersicherem Nomex und Kevlar, die dazugehörige Hose, Lederhelm und Stiefel. Sein Atemgerät, an dem in Reichweite eine Gesichtsmaske befestigt war, hatte er sich auf den Rücken geschnallt. In der Hand hielt er eine schwarze gummierte Leinentasche. Steve, der auf der Rückbank gesessen hatte, sprang ebenfalls aus dem Wagen. Er hatte eine rote hochkantige Tasche in der Hand und rannte, allen anderen Feuerwehrmännern voran, zusammen mit Curt auf den Haupteingang zu.

Mike drehte sich um und ging zur U-Bahn-Station, um nach Hause zu fahren. Er war stolz; daß er seinen Teil zu einer Operation beigetragen hatte, mit der sie laut Curt vielleicht ihr Land retten konnten.

25. KAPITEL

Donnerstag, 21. Oktober, 10.15 Uhr

»Hast du eine Ahnung, wie spät es ist?« fragte Laurie.

»Nicht den blassesten Schimmer«, erwiderte Jack. Er streckte sich und gähnte. »Ich glaube, ich bin irgendwann eingeschlafen. Hast du auch geschlafen?«

»Ich glaube, ja«, meinte Laurie. »Ist es nicht seltsam, daß man gar nicht mehr abschätzen kann, wie die Zeit vergeht, wenn man in so einem finsternen Verlies eingesperrt ist?«

Sie hatten sich irgendwann einander schräg gegenüber auf den Boden gesetzt und sich gegen die Betonwände gelehnt. Der Raum war so klein, daß sie nicht genug Platz hatten, sich auszustrecken.

»Wenn ich es mir lange genug einrede und intensiv genug an die Decke starre, sehe ich schon fast das Tageslicht«, sagte Jack.

»Wir müssen unbedingt vor halb zehn hier rauskommen! Sonst haben wir keine Chance, diese verrückten Feuerwehrmänner an ihrem Anthrax-Anschlag auf das Jacob Javits Federal Building zu hindern.«

»Eigentlich bin ich ja selten pessimistisch«, entgegnete Jack. »Aber ich fürchte, die Drohung von Yuri Davydov

könnte sich bewahrheiten: Wenn wir Pech haben, müssen wir wohl noch ein paar Tage hier unten ausharren. Da er nun auch tot ist, dauert es vielleicht ziemlich lange, bis man uns entdeckt. Er hatte sicher geplant, irgendwo telefonisch einen Hinweis zu geben und uns retten zu lassen, damit wir seinen Namen im Zusammenhang mit dem Anschlag verbreiten.«

»Warte mal!« rief Laurie.

»Ich habe alle Zeit der Welt«, entgegnete Jack.

»Psst!« mahnte Laurie. »Ich glaube, ich habe etwas gehört.«

Sie hielten die Luft an und horchten. In der Ferne hörten sie ein schwaches, aber eindeutiges Pochen, das von oben zu kommen schien.

»Da klopft jemand an der Tür«, platzte Laurie heraus.

Hastig richtete sie sich auf. Obwohl sie dabei in der Stockfinsternis mit voller Wucht zusammenstießen, begannen sie sofort aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen.

Nach ein paar Schreien hielten sie inne, so stark gellte ihnen ihr eigenes Echo in den Ohren. Mit angehaltener Luft lauschten sie.

»Sie müssen uns gehört haben«, sagte Laurie.

»Kommt darauf an, wie laut die Hintergrundgeräusche draußen sind«, gab Jack zu bedenken.

Im nächsten Augenblick hörten sie leise, aber unverkennbar, wie Glas zu Bruch ging. Kurz darauf vernahmen sie über sich Schritte.

Wie auf Kommando begannen sie noch einmal um Hilfe zu rufen. Jack tastete sich zur Tür vor und schlug nachdrücklich dagegen. Plötzlich ging das Licht an, und sie hörten gedämpfte Stimmen. Ihre Retter schienen auf der Kellertreppe zu sein. Ein paar Minuten später hörten sie Holz bersten. Es folgte ein lautes Krachen. Die Stimmen wurden lauter. Wer auch immer auf dem Weg zu ihnen war, er hatte es geschafft, sich Zutritt zur Eingangskammer des Labors zu verschaffen. Jack pochte gegen die Tür. »Hier sind wir!«

Es antwortete zwar niemand, aber ein Kratzen und ein Schaben wurde laut, das so klang, als ob jemand versuchte, mit einer Brechstange das schwere Vorhängeschloß zu knacken. Dann hörten sie erneut, wie Holz zersplitterte. Diesmal war das Geräusch allerdings lauter.

»Wer das wohl sein mag«, flüsterte Jack Laurie zu.

»Du glaubst doch nicht, es könnten ...«

Laurie schaffte es nicht, den Satz zu beenden. Es quietschte und krachte auf einmal unmittelbar vor ihnen. Das Schloß war geknackt. Die Tür flog auf. Vollkommen überrascht und unglaublich erleichtert starrten Jack und Laurie in das Gesicht ihres nicht besonders glücklich dreinschauenden Freundes Warren. Hinter ihm stand Flash.

»Gott sei Dank!« rief Laurie und warf sich Warren erleichtert in die Arme.

Warren löste sich aus ihrer Umklammerung und nahm Jack ins Visier. »Allmählich nervt es, daß ich dich ständig aus brenzligen Situationen retten muß. Erst recht, wenn ich dabei auch noch über Tote stolpere.«

Laurie ließ von Warren ab und wischte sich die Freudentränen aus den Augenwinkeln.

»Wie spät ist es?« fragte Jack.

Warren sah Flash an und zuckte mit den Schultern. »Das ist der Dank, den wir bekommen. Er fragt als erstes nach der Uhrzeit!«

»Es ist wichtig!« drängte Jack. »Sag schon!«

Warren warf einen Blick auf die Uhr und teilte ihm mit, daß es Viertel nach zehn sei.

»O nein!« entfuhr es Laurie. Sie stieß Warren beiseite und stürmte durch die Tür. Jack folgte ihr.

»Seht euch lieber nicht um!« rief Warren ihnen nach, als sie die Treppe erklommen. »Der Anblick ist wenig erfreulich.« Oben angekommen, stürzte Laurie sich sofort auf das Telefon in der Küche. Jack gesellte sich zu ihr.

»Wen soll ich anrufen?« fragte sie hektisch.

Jack dachte einen Augenblick nach. »Laß mich das machen!« Laurie reichte ihm den Hörer. Er wählte 911 und verlangte, sofort mit Stan Thornton, dem Leiter des städtischen Amts für die Durchführung von Notstands-

maßnahmen verbunden zu werden. Er stellte unmißverständlich klar, daß es sich um eine extreme Notsituation handele. Da er wußte, daß der Mann ein ausgeklügeltes Kommunikationssystem aufgebaut hatte, war er zuversichtlich, ihn schnell an die Strippe zu bekommen.

Warren und Flash leisteten ihnen Gesellschaft. Yuris Leiche lag halb in der Küche und halb im Wohnbereich. Das Blut, das an den Kühlschrank gespritzt war, war inzwischen geronnen und braun.

»Wollt ihr uns vielleicht mal erklären, was hier los ist?« fragte Warren. Er schäumte immer noch.

Jack und Laurie bedeuteten ihm, still zu sein.

»Jetzt sieh dir das an!« wandte sich Warren an Flash und hob verzweifelt die Hände. »Da fahren wir bis an den Arsch der Welt, um die beiden aus ihrem Kerker zu befreien – und zum Dank behandeln sie uns wie Luft!«

Doch Flash hörte ihm gar nicht zu. Er starrte wie gebannt auf die Leiche seines Schwagers. Mit seinen weit aufgerissenen, an die Decke gerichteten Augen stand Yuri die Überraschung auf ewig ins Gesicht geschrieben. In der Mitte seiner Stirn befand sich ein kreisrundes Loch in der Größe einer Murnel. Schließlich kam Stan Thornton an den Apparat. Jack stellte sich kurz vor, dann räusperte er sich und sagte: »Ich glaube, Sie stehen vor Ihrer größten Herausforderung. Bitte finden Sie sofort heraus, ob es

gegen halb zehn im Jacob Javits Federal Building falschen Feueralarm gegeben hat!«

»Soll ich mich jetzt sofort darum kümmern?« fragte Thornton. »Oder soll ich Sie gleich zurückrufen?«

»Prüfen Sie es jetzt – in dieser Sekunde!« forderte Jack ihn auf. »Ich warte solange.« Er drückte den Daumen. Laurie nahm seine Hand, schloß die Augen und schickte ein Stoßgebet gen Himmel.

Jack hörte, wie Stan Thornton sich auf einer anderen Leitung mit der Feuerwehreinsatzzentrale in Verbindung setzte. Während der kurzen Wartezeit teilte er Jack mit, daß es in der Tat Alarm gegeben habe und daß es offenbar tatsächlich falscher Alarm gewesen sei, der vermutlich durch einen defekten Rauchdetektor ausgelöst worden sei. Ein paar Sekunden später bestätigte der Leiter der Feuerwehreinsatzzentrale diese Angaben.

»Okay«, sagte Jack und bemühte sich mit aller Kraft, seine Gedanken zu ordnen. »Rufen Sie sofort irgendwen im Jacob Javits Federal Building an! Egal wen! Fragen Sie, ob das Feuermeldepult außer Betrieb gesetzt wurde und ob auf einmal feines Pulver in dem Gebäude herumfliegt?«

»Sie machen mir Angst«, gestand der Leiter für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen. Er benutzte eine andere Leitung und tippte per Schnellwahltaste die Nummer der Sicherheitsabteilung des Bundesverwal-

tungsgebäudes ein. Ein paar Sekunden später wandte er sich wieder an Jack.

»Die Antwort auf beide Fragen lautet ja«, teilte er mit. »Angeblich fliegt überall feines Pulver herum. Was hat das zu bedeuten? Was ist das für ein Pulver?«

»Anthrax!« platzte Jack heraus. »Pulverisiertes, kampftaugliches Anthrax!«

»O mein Gott!« schrie Thornton. »Wo sind Sie? Woher wissen Sie das?«

»Ich befinde mich in einem Holzhaus in der Oceanview Lane Nummer fünfzehn«, erklärte Jack. »Das ist in Brighton Beach. Auf dem Boden vor mir liegt ein toter russischer Immigrant. Er wurde von einem New Yorker Feuerwehrmann erschossen, der Mitglied, wenn nicht sogar der Anführer einer ultrarechten Miliz ist, der sogenannten People's Aryan Army. Der Russe hat in seinem Keller ein Labor errichtet. In der Garage steht ein Pestizid-Verstäuber, in dem sich noch mehr von dem Anthraxpulver befindet. Ich glaube, in dem Kellerlabor steht auch noch ein Fermenter mit einer aktiven Anthraxkultur. Wir waren bis vor ein paar Sekunden dort eingesperrt.«

»Um Himmels willen!« entfuhr es Thornton. »Haben Sie sich infiziert?«

»Wahrscheinlich nicht«, entgegnete Jack. »Der Russe hat sein Handwerk offenbar verstanden, und er wollte,

daß wir überleben. Außerdem ist das Labor mit einem Unterdruck-Belüftungssystem und Filtern ausgestattet.«

»Okay, bleiben Sie, wo Sie sind!« ordnete Thornton an. »Verlassen Sie nicht das Haus. Wir kommen zu Ihnen. Verstanden?«

»Ja«, erwiderte Jack. »Aber sollte ich mich nicht besser so schnell wie möglich auf den Weg ins Gerichtsmedizinische Institut begeben? Dr. Laurie Montgomery ist ebenfalls hier. In der Leichenhalle dürfte es bald jede Menge Arbeit geben.«

»Zuerst müssen Sie dekontaminiert werden«, stellte Thornton klar. »Bleiben Sie, wo Sie sind! Wir sind in ein paar Minuten da und sichern die Umgebung.«

Im nächsten Augenblick war die Leitung tot.

Jack zuckte mit den Achseln und legte auf. »Wir waren zu spät«, brachte er heraus und seufzte. Dann brach seine Stimme. Er war den Tränen nahe. Laurie schlang ihre Arme um ihn und bekam ebenfalls feuchte Augen.

»Wollt ihr uns jetzt vielleicht mal erzählen, was hier eigentlich los ist?« schlug Warren vor.

Jack nickte, holte tief Luft und begann zu berichten. Doch er kam nicht weit, weil er schon wieder gegen neue Tränen ankämpfen mußte. Nachdem er noch einmal innegehalten und tief durchgeatmet hatte, bekam er sich wieder unter Kontrolle. »Mein Gott, Warren – dabei hatte

ich doch gerade noch gesagt, daß ich das nächste Mal an der Reihe bin, dein Retter in der Not zu sein.«

»Ich mache nun mal nicht so viel Blödsinn wie du, Doc.«

»Wärst du doch bloß eine Stunde früher hier gewesen!«

»Jetzt bin auch noch ich schuld«, schnaubte Warren.

»Nein«, stellte Jack klar. »Das wollte ich damit nicht sagen. Ich bin euch ewig dankbar, daß ihr überhaupt gekommen seid. Das könnt ihr mir glauben.«

»Ich wollte erst abwarten, ob ihr bei der Arbeit aufkreuzt«, erklärte Warren. »Als ihr da nicht aufgetaucht seid, kam mir die Sache allmählich komisch vor. Ich habe erst heute morgen bemerkt, daß mein Auto nicht vor der Tür stand, und Spit hat mir berichtet, daß ihr heute nacht nicht zurückgekehrt seid. Mein erster Gedanke war allerdings, daß ihr euch in ein Hotel oder sonstwohin verzogen habt, um euch ein bißchen näher zu kommen.«

»Ich wünschte, es wäre so gewesen«, brummte Jack und sah Laurie an.

»Ich auch«, flüsterte sie.

26. KAPITEL

Donnerstag, 21. Oktober, 12.45 Uhr

Stan Thornton hatte nicht übertrieben mit seinem Versprechen, in ein paar Minuten Hilfe vorbeizuschicken. Jack, Laurie, Warren und Flash hatten sich gerade auf Yuris Sofa und den beiden Stühlen niedergelassen, als ein lokaler Feuerwehrtrupp in Schutzanzügen der höchsten Sicherheitsstufe anrückte und sich umgehend daranmachte, die Umgebung abzusperren und die Bewohner der benachbarten Häuser zu evakuieren. Irgendwie kam es ihnen unrealistisch vor, die hektische Aktivität von drinnen aus zu beobachten. Keiner der Feuerwehrleute näherte sich unmittelbar Yuris Haus. Ein paar Minuten später erschütterte Helikoptergeknatter den Himmel über Brighton Beach. Mehrere Hubschrauber landeten auf der hölzernen Uferpromenade des nahe gelegenen Strandes. Wiederum eine halbe Stunde später tauchte eine Gruppe von Männern in noch bedrohlicher wirkenden Bio-Schutzanzügen auf, die Handmeßgeräte vor sich hin und her bewegten. Vor dem Eingang teilte sich die Gruppe; die eine Hälfte nahm sich die Garage vor, die andere Hälfte kam ins Haus. Einige der Männer, die die Garage inspizierten, waren Bomben-

experten. Sie prüften, ob der Pestizid-Verstäuber womöglich mit einem Zündmechanismus versehen war.

Diejenigen, die das Haus betraten, stellten sich knapp vor und verteilten sich auf die verschiedenen Räume und das Kellerlabor. Yuris Leiche ignorierten sie. Zehn Minuten später traf sich der Anführer der das Haus inspizierenden Gruppe mit seinem Counterpart aus der Garage. Sie berieten sich kurz, dann griff der Anführer des Haustrupps zu seinem Funkgerät und setzte sich mit einem anderswo, vermutlich in Manhattan stationierten Kommandoposten in Verbindung.

»Wir haben zwei heiße Zonen entdeckt«, meldete er in sein Gerät. »Bei dem Pulver in dem Spezialfahrzeug mit Pestizid-Verstäuber handelt es sich definitiv um kampf-taugliches Anthrax. Das ist hundertprozentig bestätigt. Wir haben keinen Zündmechanismus entdeckt. In dem Labor befinden sich zwei aktive Fermenter mit Anthraxkulturen sowie eine provisorisch konstruierte Feinmahl-anlage, die ebenfalls Anthraxpulver enthält. Außerdem haben wir eine ähnlich stark kontaminierte Haube gefunden. Das Labor ist mit einem aktiven Unterdruck-Belüftungssystem und Schwebstoff-Filtern ausgestattet. Der übrige Teil des Hauses ist nicht kontaminiert. Over.«

Jack und die anderen konnten die Antwort nicht hören, da der Mann sich das Funkgerät ans Ohr preßte. Sie sa-

hen ihn ein paarmal nicken, dann sagte er ›Ja‹ und verabschiedete sich mit dem typischen ›Over and out‹.

Kurz darauf gesellte er sich zu ihnen. Sein Gesicht war kaum zu erkennen, da sich das Licht in dem durchsichtigen Plastikvisier spiegelte.

»Sie verlassen jetzt alle das Haus«, wies er sie an. »Wenn Sie die kleine Gasse erreichen, halten Sie sich links. Gehen Sie unter dem gelben Abklebeband hindurch, das die gefährliche Zone von der weniger gefährlichen trennt. Wenn Sie die Einmündung zur Oceanview Avenue erreichen, sehen Sie ein Dekontaminations-Zelt. Es ist knallrot, Sie können es nicht verfehlen. Dort erwartet man Sie.«

Laurie, Jack, Warren und Flash erhoben sich und gingen zur Tür.

»Danke«, sagte Laurie und drehte sich zu dem Mann um. Doch er antwortete nicht. Er war schon wieder auf dem Weg in den Keller.

»Die sahen aber verdammt ernst aus«, stellte Warren fest, als sie zur Straße gingen.

»Aus gutem Grund«, entgegnete Jack. »Wir stehen vor einer Katastrophe ungeheuren Ausmaßes. Es könnte in New York Zehntausende von Opfern geben, wenn nicht sogar noch mehr.«

»So eine elende Scheiße!« fluchte Flash. »Ich habe euch ja von Anfang an gesagt, daß Yuri ein verdammter

Hurensohn ist. Hätte ich mich bloß nicht von euch abhalten lassen, schon viel früher hier rauszufahren und mir den Mistkerl vorzunehmen!«

»Er hatte eine Pistole«, gab Jack zu bedenken. »Und die hätte er vermutlich auch, ohne mit der Wimper zu zucken, zum Einsatz gebracht.«

»Meinst du etwa, ich wäre mit leeren Händen hier angerückt?«

Während sie ihren Weg fortsetzten, fiel ihnen auf, daß die ganze Gegend wie ausgestorben dalag. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, nicht einmal Hunde liefen mehr herum.

»Wie unheimlich«, stellte Warren fest. »Es kommt mir vor, als gäbe es nur noch uns.«

Mitten auf der absolut menschenleeren Oceanview Avenue entdeckten sie das rote Zelt.

»Wo hat man die Leute denn so schnell hingebracht?« fragte Warren.

»Keine Ahnung«, erwiderte Jack. »Aber die Helfer des Krisenstabs dürften keine Probleme gehabt haben, sie zum Verlassen der Gegend zu bewegen. Sobald von Verseuchungsgefahr die Rede ist, geraten die Leute sofort in Panik. Wenn ich daran denke, was für ein Chaos in diesem Augenblick in Manhattan herrschen muß, läuft es mir kalt den Rücken runter.«

»Die Situation erinnert mich an einen alten Science-fiction-Film«, warf Flash ein. »Ich glaube er trug den Titel *Der Tag, an dem die Erde stillstand*.«

Am Zelt wurden sie von einem kleinen Krisen-Management-Team in Empfang genommen. Die Helfer trugen zwar ebenfalls Schutzanzüge, doch diese entsprachen – im Gegensatz zu denen in Yuris Haus – nicht mehr den Vorschriften der höchsten Sicherheitsstufe. Das Team wurde von einer Frau geleitet, die sich als Carolyn Jacobs vorstellte. Sie wies die vier an, sich auszuziehen, sich unter die provisorischen Duschen zu stellen, aus denen eine schwach dosierte Chlorlauge strömte, und sich gründlich abzuschrubben. Nachdem sie sich die bereitgelegten staatseigenen Overalls übergestreift hatten, wurden sie gegen Anthrax geimpft und erhielten die ersten Ciprofloxacin-Tabletten.

»Mit so etwas hätte ich nie im Leben gerechnet!« staunte Warren.

»Freu dich, daß sie uns geimpft haben«, entgegnete Jack. »Der Impfstoff ist knapp. Ich wette, daß sie in Manhattan schon jetzt nichts mehr haben. Sie können unmöglich die gesamte Bevölkerung impfen.«

Plötzlich schob jemand den vor dem Eingang des Dekontaminationszeltes hängenden Türvorhang zur Seite. Ein schlanker, glatt rasierter, militärisch auftretender Afroamerikaner um die dreißig betrat das Zelt. Er trug

einen orangefarbenen Overall, auf dessen linkem Ärmel die Abkürzung CIRG prangte. Über der mit einem Reißverschluß versehenen Brusttasche war ein Namensschild auf den Overall genäht: Agent Marcus Williams.

»Ich suche Dr. Stapleton und Dr. Montgomery«, sagte er kurz und bündig.

Jack hob die Hand. »Mein Name ist Stapleton.«

»Und ich bin Dr. Montgomery«, meldete sich Laurie.

»Gut«, bemerkte Agent Williams. »Würden Sie mich bitte begleiten?«

Jack und Laurie sprangen sofort auf.

»Und was ist mit uns?« fragte Warren.

Jack sah Agent Williams fragend an.

»Wie lautet Ihr Name, Sir?« wandte dieser sich an Warren. »Warren Wilson, und das ist mein Freund Frank Thomas.« Warren zeigte auf Flash. Flash hob zum Gruß die Hand.

»Tut mir leid«, sagte Agent Williams. »Für Sie habe ich keine Instruktionen erhalten. Ich gehe davon aus, daß Sie erst einmal hierbleiben sollen.«

»Mist!« fluchte Warren. »Sieh zu, daß sie uns nicht vergessen, Doc!«

»Keine Sorge«, versicherte Jack.

Jack und Laurie traten hinaus ins Tageslicht. Sie mußten sich beeilen, um Agent Williams einzuholen,

der bereits zügigen Schrittes in Richtung Strand marschierte.

»Wo bringen Sie uns hin?« fragte Jack.

»Ich eskortiere Sie zur temporären Kommandozentrale«, gab Agent Williams Auskunft.

»Und wo befindet sich die?« hakte Jack nach.

»In Lower Manhattan«, erklärte Agent Williams. »In einem Bauwagen vor dem Rathaus.«

»Könnten wir vielleicht ein bißchen langsamer gehen?« bat Laurie. Sie mußte laufen, um mit den Männern Schritt zu halten.

»Ich habe den Befehl, Sie so schnell wie möglich dorthin zu bringen«, stellte Agent Williams klar.

»Was ist in der City los?« fragte Jack.

»Über die jüngsten Entwicklungen bin ich nicht informiert«, erwiderte Agent Williams. »Vorhin herrschte das absolute Chaos.«

»Das kann ich mir vorstellen«, entfuhr es Jack.

»Sind Sie vom FBI?« wollte Laurie wissen.

»Ja«, antwortete Agent Williams.

»Wofür steht die Abkürzung CIRG?« fragte Laurie.

»Für ›Critical Incident Response Group‹«, erwiderte Agent Williams. »Das ist eine Spezialeinheit, die bei kritischen Störfällen eingreift. Wir sind speziell dafür ausgebildet, Zwischenfälle mit ABC-Waffen in den Griff zu bekommen.«

Laurie sah Jack an. Sie haßte Abkürzungen, vor allem, wenn jemand ein weiteres Akronym heranzog, um ihr ein unbekanntes Kürzel zu erklären.

»Unter ABC-Waffen versteht man atomare, biologische und chemische Waffen«, erklärte Jack.

Laurie nickte.

Sie überquerten die nahezu vollständig verwaiste Brighton Beach Avenue und gingen unter der Hochbahn hindurch, die zum U-Bahn-Netz der Stadt New York gehörte. Ein Gewirr aus gelben Klebestreifen blockierte die Eingänge. Jack vermutete, daß das gesamte öffentliche Verkehrssystem vorübergehend außer Betrieb gesetzt worden war.

Nach einem weiteren Block erreichten sie den Strand. Auf der Uferpromenade und dem Badestrand standen Hubschrauber der verschiedensten Marken. Agent Williams steuerte auf einen der kleineren zu. Es war ein Bell Jet Ranger des FBI.

Er öffnete die Tür und bedeutete Jack und Laurie, hinten einzusteigen. Der Pilot startete bereits die Rotoren. Agent Williams reichte seinen beiden Fluggästen Kopfhörer, damit sie sich trotz des Motorenlärms weiter unterhalten konnten. Als sie sich erst einmal in der Luft befanden, war es bis Manhattan nur ein Katzensprung. Völlig baff erinnerte sich Jack daran, wie lange er am

Tag zuvor mit dem Fahrrad unterwegs gewesen war. Der Pilot landete auf der Grünfläche vor dem Rathaus. Den provisorisch eingerichteten Hubschrauberlandeplatz umringten mit Schutzanzügen bekleidete Feuerwehrmänner. Schon im Landeanflug erblickten Jack und Laurie das unübersehbare Chaos, von dem Agent Williams gesprochen hatte. Im Gegensatz zu der in Brighton Beach herrschenden Ruhe und Einsamkeit strömten Unmengen panischer Menschen in Richtung Westen, dem Wind entgegen. Am Broadway waren Fahrzeuge der Nationalgarde postiert. Die Soldaten in ihren Schutzuniformen liefen mehr oder weniger planlos mit ihren Gewehren im Anschlag umher; offenbar wußten sie nicht recht, was sie tun sollten.

»Nach der ersten Lautsprecherdurchsage ist eine Massenpanik ausgebrochen«, erklärte Agent Williams. »Die Polizei hatte geglaubt, Herr der Lage zu bleiben, doch das war ein gewaltiger Irrtum.«

Jack schüttelte den Kopf. Ein derartiges Chaos verschlimmerte die Situation dramatisch, vor allem weil sich in dem Tumult infizierte Menschen mit noch nicht infizierten vermischten.

Noch bevor die Rotoren stillstanden, öffnete Agent Williams die Tür und gab Jack und Laurie durch ein Handzeichen zu verstehen, daß sie aussteigen sollten. Dann raste er

im Sturmschritt los, genau wie in Brighton Beach. Laurie und Jack mußten rennen, um ihn einzuholen.

Der Bauwagen, der als provisorische Kommandozentrale diente, stand mitten auf dem Rathausvorplatz, etwa sechs Blocks südlich des Jacob Javits Federal Building. Da ein moderater Südwest-Wind blies, der die Luft und etwaige sich darin befindliche Partikel nach Nordosten trug, bestand an dem Standort keine Kontaminationsgefahr.

Agent Williams öffnete die Tür. Lautes Stimmengewirr schlug ihnen entgegen. In dem Bauwagen hatten sich diverse Beamte des Gesundheitsministeriums, der Polizei, des Verteidigungsministeriums, FBI-Agenten sowie Feuerwehrmänner versammelt. Die Beamten des Verteidigungsministeriums waren vom USAMRIID, die Marines vom CBIRF, eine ebenfalls anwesende armeeinterne Einheit trug die Bezeichnung CBQRF. Laurie wußte, daß USAMRIID für United States Army Medical Research Institute of Infectious Disease stand, also ein Institut der Armee, das Infektionskrankheiten erforschte; doch sie hatte keine Ahnung, was die anderen beiden Abkürzungen zu bedeuten hatten.

»Würden Sie uns bitte mal durchlassen!« brüllte Agent Williams in den Wagen. Er bedeutete Jack und Laurie, ihm durch die Menschenchar hindurch zu folgen. An

einer Innentür angelangt, klopfte er an, lugte kurz hinein und bat die beiden dann einzutreten.

Als Agent Williams die Tür hinter ihnen schloß, herrschte relative Stille. Sie befanden sich in einem zweieinhalb mal vier Meter großen Büro, in dem drei weitere Männer anwesend waren. Die Mitarbeiter des Krisenstabs hatten Dutzende von provisorischen Telefonleitungen gelegt. Die rechte Seite des Raums wurde von einem großen Schreibtisch ausgefüllt, auf dem etliche Telefone standen. Im Gegensatz zu dem Chaos im Vorraum und dem Tumult draußen auf den Straßen wirkten die drei auf Stühlen sitzenden Männer ausgesprochen ruhig. Jack erkannte nur einen: Stan Thornton, den Leiter des städtischen Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen.

»Setzen Sie sich«, forderte Thornton sie auf und deutete auf zwei freie Stühle. Jack und Laurie folgten der Aufforderung. Obwohl Thornton saß, war seine Größe nicht zu übersehen. Er trug ein legeres Tweedjackett und wirkte mit seinem zerzausten Haar, der etwas zerknitterten Kleidung und seinem intellektuellen Gesichtsausdruck eher wie ein College-Professor als wie ein hochrangiger Beamter.

Er machte Jack und Laurie mit den anderen beiden Herren im Raum bekannt: Robert Sorenson, der aufsichtführende Special Agent des FBI, und Kenneth Alden, ein

Beamter der FEMA, der bundesstaatlichen Behörde für die Bewältigung von Krisen.

»Möchten Sie Kaffee?« fragte Thornton. »Nach dem, was Sie durchgemacht haben, können Sie bestimmt ein warmes Täßchen gebrauchen.«

Jack und Laurie lehnten dankend ab und wunderten sich, daß ihnen inmitten des herrschenden Chaos so beiläufig Getränke angeboten wurden.

»Könnten Sie uns vielleicht ins Bild setzen, wie die Situation im Augenblick aussieht?« bat Jack.

»Selbstverständlich«, erwiderte Thornton. »Sie haben bei diesem Zwischenfall eine so wichtige Rolle gespielt, daß Sie absolut berechtigt sind zu erfahren, was los ist. Wie Sie ja auf Ihrem Weg hierher sicher gesehen haben, ist es uns nicht gerade gelungen, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die Panik, die im Nu ausbrach, hat uns schier überwältigt – was uns ohne jeden Zweifel bewiesen hat, daß ein wirkliches Unglück gänzlich andere Reaktionen hervorruft als eine Übung. Wir waren nicht imstande, die Leute in dem Gebäude zu halten. Und da aus den Entlüftungsschächten des Gebäudes alles nach draußen geblasen wurde, ist die gesamte Gegend Manhattans westlich von hier mit dem Pulver übersät.«

Thornton hielt inne. Jack und Laurie musterten die Gesichter der vor ihnen sitzenden Männer. Was der Leiter

des Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen ihnen gerade mitgeteilt hatte, war absolut furchtbar – doch die drei machten einen seltsam gefaßten Eindruck.

»Aber dann hat es eine Entwicklung gegeben, die uns Anlaß zu großer Hoffnung gegeben hat«, fuhr Thornton fort. »Haben Sie eine Idee, was ich damit meinen könnte?«

Jack und Laurie sahen sich irritiert an und schüttelten die Köpfe.

»Zuerst dachten wir, es sei zu schön, um wahr zu sein«, berichtete Thornton weiter. »Unsere HMGs beziehungsweise Handmeßgeräte haben in Manhattan nämlich nicht angeschlagen. Ganz im Gegensatz zu Brighton Beach, wo Sie eingesperrt waren. Man muß dazu sagen, daß man mit dieser Art von Handmeßgeräten nur auf die vier am ehesten vermuteten Biowaffen testen kann. Um wirklich sicher zu sein, mußten wir deshalb warten, bis besseres technisches Equipment zur Bestätigung der Diagnose herbeigeschafft war. Vor ein paar Minuten haben wir die endgültige Bestätigung erhalten. Bei dem Pulver handelt es sich nicht um Anthrax. Es handelt sich um gar keinen biologischen Kampfstoff. Was hier herumfliegt, ist nichts weiter als sehr fein gemahlenes Mehl, Kuchenmehl, um genau zu sein. Die leichte Färbung hat es durch die Beimischung von Zimt erhalten.«

Jack und Laurie staunten mit offenen Mündern.

»Wir gehen allerdings nicht davon aus, daß es sich lediglich um einen sorgfältig ausgeklügelten Streich handelt. Schließlich ist der Pestizid-Verstäuber in der Garage in Brighton Beach bis zum Rand mit kampftauglichem Anthraxpulver gefüllt, und in dem Haus, in dem man Sie eingesperrt hat, liegt eine Leiche. Das FBI ist extrem daran interessiert, die Täter so schnell wie möglich festzunehmen. Wir sind daher für jede Information dankbar, die Sie uns über diese Leute und die People's Aryan Army geben können.«

Jack und Laurie sahen sich erneut an und schüttelten vollkommen perplex die Köpfe.

»Dieser durchgeknallte Russe!« rief Jack.

»Ist das nicht super?« staunte Laurie. »Er hat mit der People's Aryan Army ein falsches Spiel gespielt, und dadurch nahm alles einen anderen Verlauf.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Robert Sorenson.

»Es hat offenbar eine Meinungsverschiedenheit gegeben«, erklärte Jack. »Yuri Davydov hatte ein anderes Ziel im Auge als die Leute von der PAA. Er wollte mit dem Pestizid-Verstäuber durch den Central Park fahren ...«

»Ach, du meine Güte!« rief Thornton entsetzt. »Dann hätten wir mit einer Million Todesopfern rechnen müssen.«

»Aber die People's Aryan Army wollte einen Terroranschlag auf das Bundesverwaltungsgebäude verüben«, fuhr Laurie fort. »Offenbar gab es für beide Anschläge nicht ausreichend biologischen Kampfstoff, so daß Yuri Davydov improvisieren mußte und zu Kuchenmehl und Zimt gegriffen hat.«

»Der Mann hat sein Handwerk wirklich verstanden«, stellte Thornton fest. »Manche Leute denken, kampftaugliches Anthrax sei weiß, aber das stimmt nicht. Es ist gelbbraun oder bernsteinfarben.«

»Yuri Davydov hatte offenbar nicht damit gerechnet, von seinen Mit-Verschwörern ermordet zu werden«, nahm Laurie den Faden wieder auf. »Vermutlich haben die Leute von der People's Aryan Army ihn für überflüssig gehalten, nachdem sie ihren Anteil an dem Pulver, das sie für Anthrax hielten, in Empfang genommen hatten. Den Wortfetzen, die wir aufschnappen konnten, war zu entnehmen, daß die People's Aryan Army sogar das gesamte Pulver für sich haben wollte. Aber Yuri Davydov hatte seinen Teil wohlweislich bereits in den Pestizid-Verstäuber gefüllt, so daß die PAA-Leute nicht mehr an den Stoff herankamen.«

Die drei Männer sahen sich an und nickten.

»Das stimmt voll und ganz mit den Fakten überein, die uns inzwischen bekannt sind«, stellte Ken Alden fest.

»Diesmal scheinen wir noch mal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein«, meldete sich Robert Sorenson zu Wort und streckte sich. »Mehr kann ich dazu nicht sagen. Außer vielleicht, daß das, was wir gerade erlebt haben, ein Beweis dafür ist, daß all unsere bis heute durchgeführten Inszenierungen und Übungen im Hinblick auf einen eventuellen Bioterroranschlag zu wünschen übriglassen. Unser Abschirmdienst konnte den Anschlag nicht vereiteln, und unser Krisenkommando konnte die Verbreitung des Staubs nicht unterbinden.«

Jack und Laurie sahen sich an und sprangen spontan auf, um sich in die Arme zu fallen. Nach all der Anspannung und der Angst, die sich nach den endlosen Stunden in dem dunklen Kerker bei ihnen angestaut hatte, freuten sie sich irrsinnig über die guten Nachrichten. Sie umarmten sich und lachten und konnten nicht umhin, regelrechte Freudentänze aufzuführen.

»Wenn Sie soweit sind, würden wir uns gern mit Ihnen über die People's Aryan Army und deren mutmaßliche Anführer unterhalten«, sagte Robert Sorenson. »Das FBI kümmert sich ab sofort mit äußerster Dringlichkeit um die Festnahme und strafrechtliche Verfolgung dieser Leute.«

EPILOG

Donnerstag, 21. Oktober, 13.30 Uhr

»Versuch's mit einem anderen Sender!« schlug Curt vor. Steve beugte sich nach vorn und drehte am Radio-Tuner, bis er einen einigermaßen klaren Sender gefunden hatte.

Sie saßen in einem alten Ford-Transporter, den Steve unter Angabe eines falschen Namens für fünfhundert Dollar gekauft hatte. Sie waren etwa achtzig Kilometer von New York City entfernt, empfangen die Radiosender der Stadt immer schwächer. Als sie vor einer halben Stunde ihren Transporter bestiegen hatten und auf der Interstate 80 in Richtung Westen losgefahren waren, hatten sie eine Kurzmeldung gehört. Viel konnten sie daraus nicht entnehmen. Es war lediglich gemeldet worden, daß es einen ernstzunehmenden Biowaffenanschlag auf Lower Manhattan gegeben hatte, der eine Massenpanik verursacht habe.

Als sie die Meldung gehört hatten, waren Curt und Steve in Jubel ausgebrochen und hatten im Freudentaumel immer wieder ihre Hände gegeneinandergeklatscht. »Wir haben es geschafft!« ertönte ihr Gebrüll. Allmählich brannten sie jedoch auf weitere Details; aber sie

konnten einfach keinen Sender finden, der weitere Berichte über den Zwischenfall brachte.

»Wahrscheinlich hat die Regierung eine Nachrichtensperre verhängt«, vermutete Curt. »Sie wollen doch immer verhindern, daß die Öffentlichkeit die Wahrheit erfährt. Denk nur an Waco oder Ruby Ridge. Sogar die Identität des Mörders von John F. Kennedy haben sie geheimgehalten.«

»So wird es wohl sein«, stimmte Steve zu. »Die Regierung hat Schiß, die Öffentlichkeit zu informieren.«

»Mann, war das super!« brüstete Curt sich. »Eine perfekt organisierte militärische Operation!«

»Es hätte nicht besser laufen können«, pflichtete Steve ihm bei. Curt betrachtete die vorbeiziehende Landschaft, die im Schein der herrlichsten Herbstfarben erstrahlte. Sie waren im westlichen Teil des Bundesstaates New York und näherten sich der Grenze zu Pennsylvania. »Was für ein schönes Land!« seufzte er und umklammerte das Steuer ein wenig fester. Dann lachte er. Er fühlte sich großartig und so aufgekratzt, als hätte er zehn Tassen Kaffee getrunken.

»Willst du in Jersey zum Mittagessen anhalten, oder wollen wir bis Pennsylvania durchfahren?« fragte Steve.

»Ist mir egal«, erwiderte Curt. »Ich bin so aufgeregt, daß ich sowieso keinen Hunger habe.«

»Ich auch nicht«, stimmte Steve mit ihm überein. »Aber ich würde mir gern mal die Hände waschen – auch wenn Yuri behauptet hat, es sei absolut ungefährlich, die Plastikpäckchen anzufassen. Wenn ich daran denke, was drinnen war, ist mir doch ziemlich mulmig zumute.«

»He – was ist eigentlich in dem Umschlag?« fragte Curt.

»Meinst du den von Yuri?« gab Steve zurück.

»Ja«, erwiderte Curt. »Der Umschlag mit den Anweisungen für die Herstellung von biologischem Kampfstoff. Er hat uns doch erzählt, daß er uns noch ein paar Verhaltensempfehlungen für die Zeit nach dem Anschlag aufgeschrieben hat.«

»Den habe ich zu den Landkarten und all dem Krepel gepackt, den wir brauchen, um die sicheren Übernachtungsadressen zu finden«, erklärte Steve. »Soll ich ihn holen?«

Curt zuckte mit den Achseln. »Warum nicht? Kann ja nicht schaden, mal nachzulesen, was wir zu unserem Schutz tun können.« Er mußte laut lachen. »Als ob wir die Hilfe dieses blöden Arschlochs jetzt noch brauchen würden!«

Steve griff hinter den Sitz und holte eine mit einem Gummi verschlossene Mappe hervor. Er öffnete sie, durchwühlte die Papiere und nahm Yuris Umschlag heraus.

»Ist ja ein ziemlich dickes Teil«, stellte er fest. »Ob er gleich ein ganzes Buch geschrieben hat?« Er hielt Curt den Umschlag hin, damit er ihn begutachten konnte.

»Öffne ihn doch, verdammt!« forderte Curt ihn auf.

Steve bohrte seinen Zeigefinger unter die zugeklebte Lasche und riß den Umschlag auf. Drinnen steckte eine dicke Karte, die von einer Schlaufe zusammengehalten wurde.

»Was, zum Teufel, ist das denn?« fragte er.

Der ›Captain‹ ließ die Straße für einen Augenblick aus den Augen und beugte sich zur Seite. »Was steht denn da vorne drauf?«

»Für Curt und Steve von Rossiya-matoshka«, las Steve vor. »Was auch immer das heißen soll.«

»Mach schon endlich!« drängte Curt.

Steve riß die Schlaufe durch, und plötzlich sprang die Karte in seinen Händen auf. Im gleichen Augenblick katapultierte ein Schraubenfedermechanismus eine beträchtliche Ladung Staub sowie eine Handvoll winzige Glitzersternchen in die Luft.

»Scheiße!« fluchte Steve. Der kleine Springmechanismus hatte ihn zu Tode erschreckt.

Curt war ebenfalls zusammengefahren, hauptsächlich allerdings, weil Steve so komisch gezuckt hatte. Er mußte sich bemühen, nicht die Kontrolle über den Wagen zu

verlieren. Auf einmal fingen sie wie auf Kommando an zu niesen, und es traten ihnen Tränen in die Augen.

Der Wagen kam am Straßenrand zum Stehen. Jetzt mußten sie beide kräftig husten, und das Puder kratzte ihnen im Hals. Curt riß Steve die Karte aus der Hand. Steve sprang aus dem Wagen und klopfte sich die Glitzersternchen von der Hose.

Curt musterte die Karte. Sie enthielt keinerlei Text. Dann inspizierte er den Umschlag. Er war leer. Auf einmal hatte er eine böse Vorahnung.

Anmerkung des Autors

Leider entspricht vieles von dem, was die Figuren über biologische Waffen und Bioterrorismus sagen, der Wahrheit. Das gilt insbesondere für die Warnung von Detective Lou Soldano vor dem durchaus vorhandenen Potential für einen jederzeit durchführbaren größeren Bio-Terroranschlag auf die Vereinigten Staaten oder Europa: *Die Frage ist nicht, ob ein solcher Anschlag verübt wird, sondern eher, wann.* In der Tat haben in den Vereinigten Staaten bereits etliche kleinere Bio-Terroranschläge stattgefunden.

1984 wurden im Bundesstaat Oregon in zahlreichen Restaurants gezielt die Salatthecken verseucht, wodurch 751 Menschen an einer Salmonellenvergiftung erkrankten. 1996 wurden in einem Krankenhauslabor in Texas vorsätzlich Donuts und Muffins verunreinigt, was bei fünfundvierzig Menschen zu einem Ausbruch von *Shigella dysenteriae* geführt hat.

Vor allem im letzten Jahrzehnt ist die Bedrohung durch Bio-Terrorismus weltweit gestiegen. Man denke

nur an die apokalyptische Sekte von Aum Shinrikyo, die im März 1995 in der Tokioer U-Bahn einen Anschlag mit dem Nervengas Sarin verübt hat. Als die Sekte den chemischen Kampfstoff freisetzte, experimentierte sie, möglicherweise zur Vorbereitung eines Biowaffen-Attentats, bereits mit Anthraxbakterien und Botulinustoxin – genau wie Yuri Davydov in dem vorliegenden Roman. Die Anhänger der Sekte waren sogar so weit gegangen, eine Abordnung nach Zaire zu schicken, um zu eruieren, ob sie an das Ebolavirus herankommen und es kampftauglich machen könnten.

Vor ihrer Auflösung im Jahr 1991 unterhielt die Sowjetunion ein geheimes Biowaffen-Programm enormen Ausmaßes – obwohl auch sie 1972 die B-Waffen-Konvention unterschrieben hatte, die die Produktion von Bakterien und Viren für Kriegszwecke strikt verbietet. In seinen besten Zeiten beschäftigte das Programm in etlichen Forschungs- und Produktionsanlagen mehr als fünfzigtausend Wissenschaftler und Techniker. Es wurde unter der Schirmherrschaft von Biopreparat geführt, einer dem Verteidigungsministerium unterstehenden Waffenschmiede. Das Programm soll von der Jelzin-Regierung beendet worden sein (zahlreiche Experten fürchten allerdings, daß es nicht vollständig abgebrochen wurde), was zur Folge hatte, daß eine Gruppe von Zehntausenden

hervorragend ausgebildeten Biowaffen-Experten von heute auf morgen brotlos geworden ist. Zieht man das derzeitig in Rußland herrschende Chaos in Betracht, muß man sich unweigerlich die Frage stellen: Wo sind diese Leute jetzt, und was machen sie? Einige von ihnen fahren vielleicht Taxi in New York City wie Yuri Davydov, der enttäuschte und unzufriedene Einwanderer in meinem Roman und treffen sich mit ebenso unzufriedenen Mitgliedern ultrarechter Terrorgruppen.

Den Terrorismus unterstützende Diktaturen wie Irak, Iran, Libyen und Nordkorea haben die zunehmende Bedrohung durch Biowaffen noch verstärkt. Nach dem Golfkrieg mußten die Vereinigten Staaten und ihre Alliierten schockiert feststellen, über welch einen enormen Vorrat an Biowaffen und welch eine große Anzahl an Produktionseinrichtungen zur Herstellung derartiger Waffen der Irak verfügte, von deren Existenz die Geheimdienste nichts wußten. Diese Enthüllung rüttelte etliche alliierte Regierungen wach. Bedauerlicherweise zog die Entdeckung dieser Kapazitäten zur biologischen Kriegsführung jedoch gleichzeitig auch weltweit Terrorgruppen und Einzelpersonen in ihren Bann, die sich auf einmal intensiv für Biowaffen zu interessieren begannen. Warum biologische Waffen eine solche Anziehungskraft ausüben, liegt auf der Hand: Sie sind einfach und billig

herzustellen; die erforderlichen Materialien, das Equipment und das Know-how lassen sich ohne weiteres beschaffen (einige erforderliche Informationen sind sogar problemlos über das Internet erhältlich); und größtenteils ist es zudem ein Kinderspiel, an die biologischen Wirkstoffe heranzukommen. Ein weiteres Merkmal, durch das sich Biowaffen auszeichnen, ist, daß sie sich von allen Massenvernichtungswaffen am besten für einen verborgenen und geheimen Einsatz eignen. Die Auswirkungen einer Freisetzung biologischer Kampfstoffe zeigen sich in der Regel erst viele Stunden oder sogar Tage später, so daß den Tätern ausreichend Zeit zur Flucht bleibt.

Zusätzliche Brisanz erhält die wachsende Bedrohung durch Biowaffen angesichts der weltweit sich zuspitzenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Probleme zahlreicher Länder. Während einigen Nationen zunehmender religiöser Fundamentalismus zu schaffen macht, die Regierungen anderer Länder von abwegigen nationalistischen Zielen getrieben werden und so manche Regionen in wirtschaftlicher Armut versinken, breiten sich im hochentwickelten Westen radikalisierte ultrarechte Terrorgruppierungen aus, deren simplifizierendes nationalistisches Weltbild in einer Ära weltweiter Globalisierung zunehmend zerbricht und die orientierungslos dahindümpeln. Vor diesem Hintergrund hat der Terro-

rismus weltweit zugenommen. Gerade die Verbindung aus zunehmendem Terror und der gesteigerten Faszination, die Biowaffen auf etliche gewaltbereite Gruppierungen ausüben, macht die derzeitige Situation so kritisch.

In meinem Roman waren Gerichtsmediziner die ersten, die in Form eines einzelnen Anthraxfalls mit einem Biowaffenanschlag konfrontiert wurden. Da es in dem vorliegenden Roman eine einfache, aber sich nicht bestätigende Erklärung für den Vorfall gibt, stand Bio-Terrorismus auf der Verdachtsliste der Ärzte leider nicht besonders weit oben, so daß sie auf eine gründliche Erforschung des Falls verzichteten. Falls sie der Sache intensiver nachgegangen wären, hätten die Ereignisse, so wie sie sich entwickelt haben, möglicherweise verhindert werden können. Dies ist eine wichtige Lektion. Verlassen wir jetzt das Romangeschehen und begeben uns ins wirkliche Leben: Auch dort ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß Angehörige der medizinischen Berufe die ersten Experten sind, die mit einem eventuellen Bio-Terroranschlag konfrontiert werden. Die Möglichkeit eines solchen Anschlags muß heutzutage Teil jedes medizinischen Denkens sein, und zwar vor allem, wenn Krankheiten diagnostiziert werden, die durch bekanntermaßen kampftaugliches Potential besitzende Erreger verursacht werden.

Doch die Verantwortung der Mediziner im Hinblick auf Bioterrorismus geht weit darüber hinaus, einen Zwischenfall aufzudecken und deren Opfer zu behandeln. Die Ärzteschaft ist ethisch dazu verpflichtet, die allgemeine Mißbilligung, die derzeit mit dem Einsatz von Biowaffen assoziiert ist, weiter zu verfestigen. Angehörige der medizinischen Berufe aller Nationen müssen darauf bestehen, daß sämtliche in ihren jeweiligen Ländern auftretende verdächtige Krankheitsausbrüche gründlich erforscht und die Ergebnisse dem Weltforum bekannt gemacht werden. Wäre dies zum Beispiel 1979 nach der versehentlichen Freisetzung von Anthrax-Bakterien aus der Biowaffen-Fabrik Biopreparat in Swerdlowsk geschehen, hätten die sowjetischen Ärzte der Welt einen großen Dienst erwiesen: Sie hätten das illegale, offensive sowjetische Biowaffen-Programm offengelegt. Statt dessen wurde die Welt mit sorgfältig ausgeklügelten Falschinformationen des KGB abgespeist, woraufhin Biopreparat seine illegale und ethisch abstoßende geheime Arbeit für weitere zehn Jahre fortsetzen konnte.

Ein weiterer Grund, warum sich die Ärzteschaft im Zusammenhang mit Biowaffen ihrer ethischen Verantwortung bewußt werden muß, ist der, daß die hinter der Herstellung solcher Kampfstoffe stehende Technologie die ultimative Perversion biomedizinischer Forschung

darstellt. Mit Hilfe der boomenden Biotechnik besteht sogar die Möglichkeit, vollkommen neue, Verderben bringende Organismen zu konstruieren. Experten läuft es bei dem Gedanken eiskalt den Rücken hinunter, daß irgendwann womöglich an einem Wirkstoff gebastelt wird, der die Infektiosität des Schnupfens oder sogar der Pocken mit der Pathogenität von Ebola kombiniert.

Wie auch im Falle der Bedrohung durch nukleare Waffen hat die Öffentlichkeit das Gefühl, wenig tun zu können, um die Entwicklung und den Einsatz von Biowaffen zu torpedieren. Doch das stimmt nicht. Die Öffentlichkeit kann bei dem immer bedrückender werdenden Biowaffen-Alptraum sehr wohl eine Rolle spielen, und zwar insofern, als sie Kenntnis davon hat, welche enorme Gefahr Biowaffen darstellen. Die einzige Methode, mit der Anschläge tatsächlich verhindert werden können, ist eine wirksame Aufklärung und Abwehr durch die entsprechenden Geheim- und Sicherheitsdienste; darüber hinaus sollte jedoch auch die Öffentlichkeit mißtrauisch und auf der Hut sein. Da es durchaus der Wahrheit entspricht, daß kleine Labors und Produktionsanlagen in privaten Häusern, zum Beispiel in Kellern oder Vorratskammern, errichtet werden können, ist es wichtig, in Alarmbereitschaft zu sein und Hinweise wie Gärungsgerüche oder konstante Ventilatoren-Geräusche ernst zu

nehmen und den Behörden zu melden. Des weiteren sollte unerwarteter Handel mit oder Diebstahl von Mikroorganismen, mikrobiologischem Equipment, Mikrofermentationsanlagen, Bioschutzkleidung oder Pestizid-Verstäubungsgeräten den zuständigen Stellen gemeldet werden.

Bei all den anderen Misereen wie AIDS, Hungersnöten, Wirtschaftskrisen, Bürgerkriegen, ethnischer Säuberung und globaler Erwärmung, über die wir uns Sorgen machen, scheint es manchmal vielleicht so, als wäre für das Schreckgespenst des Bioterrorismus kein Platz mehr vorhanden. Dabei sollte jedoch nicht in Vergessenheit geraten, daß kaum eine der aufgezählten Bedrohungen imstande ist, so schnell so viele Menschen zu töten wie eine Bio-Bombe. Wir haben jahrelang mit der Angst gelebt, daß ein nuklearer Winter die Menschenrasse vernichten könnte. Eine ähnliche Gefahr droht uns jetzt aus den Labors zur Erzeugung biologischer Waffen.

Zum Schluß noch eine positive Anmerkung: Regierungen und Behörden vor Ort haben insbesondere in den Vereinigten Staaten begonnen, die Gefahr des Bio-Terrorismus zu erkennen und erste Maßnahmen in die Wege zu leiten. Es wurden Gelder bereitgelegt, und sowohl das Verteidigungsministerium als auch das FBI haben spezielle Einsatztruppen gebildet. Größere Städte

wie New York haben ihre Einrichtungen zur Durchführung von Notstandsmaßnahmen mit dem Problem betraut. Auf lokaler Ebene wurden Menschen ausgebildet, um einer Notsituation gegebenenfalls Herr zu werden, ferner haben realistische Übungen unter Vortäuschung des Ernstfalls stattgefunden; doch ob diese Anstrengungen wirklich ausreichen, ist fraglich. Vielleicht muß erst eine Bio-Bombe hochgehen, bevor die Initiativen der Regierung ernsthaft forciert werden. Aber dann wird es für viele zu spät sein. Es ist noch viel zu tun, und wir müssen alle dazu beitragen. Warten wir nicht auf einen Anschlag wie den, der in meinem Roman geplant war, bis wir unsere Entschlossenheit manifestieren.

Robin Cook, Doktor der Medizin

Naples, Florida

Dezember 1998

Ausgewählte Bibliographie

Davis, Lorraine, u.a., Herausgeber, *Medical Aspects of Chemical and Biological Warfare*, Washington, D.C., Geschäftsstelle des US-Bundesarztes, 1997.

Hierbei handelt es sich um eine tiefgründige wissenschaftliche Abhandlung.

Falkenrath, Newman, und *Thayer*, *America's Achilles Heel, Nuclear, Biological, and Chemical Terrorism and Covert Attack*. Cambridge, MA, M.I.T. Press, 1998.

Dies ist das beste allgemeine Buch zu dem Thema, das ich entdeckt habe. Es konzentriert sich direkt auf Folgerungen für die Politik.

Hamm, Mark, *American Skinheads: The Criminology and Control of Hate Crime*. Westport, Conn. Praeger, 1993.

Bevor ich dieses Buch gelesen hatte, konnte ich Skinheads, Punker und Rocker nicht voneinander unterscheiden. Faszinierend an dem Text ist vor allem, daß diese

Bewegungen hier mit Rockmusik in Verbindung gebracht werden.

Laqueur, Walter, Fascism: Past, Present, Future. New York, Oxford University Press, 1996.

Hierbei handelt es sich um ein außerordentlich lesenswertes Buch über eine Bewegung, die die meisten von uns seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs für besiegt gehalten haben. Dieses Buch erschien mir besonders interessant, weil es das derzeit herrschende wirtschaftliche und gesellschaftliche Chaos in Rußland beleuchtet.

Lundberg, George, Journal of the American Medical Association (JAMA). Chicago, Vol. 278, No. 5, 6. August 1997.

Diese gesamte Ausgabe des JAMA war den Aspekten Biowaffen, biologische Kriegsführung und Bio-Terrorismus gewidmet. Die Artikel sind aus der Sicht der Gesundheitsversorgungsunternehmen geschrieben.

Preston, Richard, ›Annals of Warfare: The Bioweapo-neers‹. The New Yorker, Vol. 74, No. 3 (9. März 1998).

Hierbei handelt es sich um einen hervorragend geschriebenen Artikel, der jeden Leser aus seiner Lethargie aufrütteln dürfte.

Remnick, David, Resurrection: The Struggle for a New Russia. New York, Random House, 1997.

Dies ist ein weiteres absolut empfehlenswertes aufklärendes und letztlich beunruhigendes Buch. Ein Muß für jeden, der sich für das derzeitige Chaos in Rußland interessiert.

Glossar

ANTHRAX: Eine normalerweise tödlich verlaufende Infektionskrankheit bei Warmblütern, die vor allem Schafe, Ziegen und andere Wiederkäuer befällt und gelegentlich auf den Menschen übertragen werden kann. Eine Übertragung von Mensch zu Mensch geschieht für gewöhnlich nicht. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird das Wort *Anthrax* oder *Milzbrand* auch für den Erreger, den *Bacillus anthracis*, verwendet. Diese Bakterie kommt weltweit in Bodenkeimen vor. Der Anthrax-Erreger eignet sich gut als Biowaffe, weil er imstande ist, robuste Sporen zu bilden, die sich über Jahrzehnte hinweg halten. Die gefährlichste Form dieser Krankheit ist der Lungenmilzbrand: Wenn die Sporen eingeatmet werden und in den Lungen keimen, führt die Krankheit in der Regel schnell zum Tod.

BIO-TERRORISMUS: Die Bedrohung durch eine Biowaffe oder der tatsächliche Einsatz einer biologischen Waffe, um allgemeinen Terror und/oder Chaos auszulösen; häufig eingesetzt, um Rache zu üben oder ein ideologisches Programm durchzusetzen.

BIOWAFFE: Eine biologische Waffe zur Massenvernichtung, die aus lebenden Organismen (z.B. aus Bakterien, Viren, Pilzen) oder den Produkten solcher Organismen besteht.

BOTULINUSTOXIN: Ein von der Bakterie *Clostridium botulinum* produziertes Toxin. Botulinustoxin ist ein Neurotoxin, das sich schädigend auf das Nervengewebe auswirkt. Clostridiale Neurotoxine haben den zweifelhaften Ruf, die giftigsten der Wissenschaft bekannten Substanzen darzustellen. Diese Toxine können – um ihre tödliche Wirkung zu entfalten – sowohl geschluckt als auch eingeatmet oder injiziert werden. Man geht davon aus, daß weniger als ein halbes Kilogramm ausreichen würde, um jeden Mann, jede Frau und jedes Kind auf der Welt zu töten.

MASSENVERNICHTUNGSWAFFE: Eine atomare, biologische oder chemische Waffe, die imstande ist, Zehntausende oder sogar Millionen von Menschen zu töten bzw. außer Gefecht zu setzen und/oder große Gebiete zu zerstören.

TOXIN: Eine giftige, von einem lebenden Organismus produzierte Substanz.

VEKTOR (Medizin): Überträger von Krankheitserregern von einem Wirt zu einem anderen.

Mein Dank, gilt:

Dr. Ken Alibek, Programmleiter, Battelle Memorial Institute, Arlington, Virginia. Ehemals Dr. Kanatjan Alibekov, stellvertretender Direktor des offensiven sowjetischen Biowaffen-Programms.

Colonel Dr. Edward M. Eitzen, Jr., Marine Corps, U.S. Army, Leiter der medizinischen Einsatztruppe des Armeeeigenen US-Instituts zur Erforschung von Infektionskrankheiten (USAMRIID), Fort Detrick, Maryland.

Jerome M. Hauer, Leiter des Städtischen Amts für die Durchführung von Notstandsmaßnahmen, New York City.

Dr. Jacki Lee, stellvertretende Leiterin der Gerichtsmedizin, Washington, D.C.

Dr. Raissa Rubenshteyn, Leiterin der Gynäkologie, Städtisches Krankenhaus Voronez Nr. 8 in der ehemaligen Sowjetunion.

Dr. Charles Wetli, Leiter der Gerichtsmedizin, Suffolk County, New York.